Das

belletristische Ausland,

herausgegeben

von

Carl Spindler.



Kabinetsbibliothek

der

classischen Romane aller Nationen.

610ter bis 613ter Band.

Enthält:

Der Graf von Monte Christo.

Eilftes bis vierzehntes Bändchen.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.

Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.

1846.

Druck von C. F. Mayer.

Sämmtliche Werke

von

Alexandre Dumas.

Deutsch

von

Dr. August Zoller.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

Der

Graf von Monte Christo.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Eilftes bis vierzehntes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

Erstes Kapitel.

Die Vorstellung.

Als Albert sich mit Monte Christo allein sah, sagte er:

„Mein Herr Graf, erlauben Sie mir, mein Ciceronegeschäft mit Ihnen zu beginnen, indem ich Ihnen eine Probe von einem Junggesellen-Quartier gebe. An die Palläste Italiens gewöhnt, wird es für Sie ein Studium sein, zu berechnen, mit wie viel Quadratfuß einer von den jungen Leuten von Paris leben kann, der nicht für denjenigen gilt, welcher am Schlechtesten wohnt. Sobald wir von einem Zimmer in das andere übergehen, öffnen wir die Fenster, damit Sie athmen können."

Monte Christo kannte bereits den Speisesaal und den Salon des Erdgeschosses; Albert führte ihn in sein Atelier; es war dies, wie man sich erinnern wird, sein Lieblingszimmer.

Monte Christo war ein würdiger Schätzer aller der Dinge, welche Albert in diesem Zimmer aufgehäuft hatte: alte Kisten, Porzellane von Japan, Stoffe aus dem Orient, Glaswaaren aus Venedig, Waffen aus allen Ländern der Erde, mit Allem war er vertraut,

und mit dem ersten Blicke kannte er das Jahrhundert, das Land und den Ursprung. Morcerf hatte geglaubt, er würde der Erklärer sein, während er im Gegentheil unter der Leitung des Grafen einen Cursus in der Archäologie, in der Mineralogie und in andern Zweigen der Natugeschichte durchmachte. Man ging in den ersten Stock hinab. Albert führte seinen Gast in den Salon. Dieser Salon war mit Werken neuerer Meister ausgeschmückt: es fanden sich hier Landschaften von Dupré, mit langen Schilfrohren, schlanken, hohen Bäumen, blöckenden Kühen und wundervollen Himmeln; arabische Reiter von Delacroix mit langen weißen Burnus, glänzenden Gürteln, damascirten Waffen, deren Pferde einander in voller Wuth bissen, während sich die Menschen mit eisernen Keulen niederschmetterten; Aquarellen von Boulanger, ganz Notre Dame de Paris mit jener Kraft darstellend, welche den Maler zum Nebenbuhler des Dichters macht! Bilder von Dias, der die Blumen viel schöner als die Blumen, die Sonne viel glänzender als die Sonne malt; Zeichnungen von Decamp so gefärbt wie die von Salvator Rosa, aber poetischer; Pastelle von Giraud und Müller, Kinder mit Engelsköpfen und Frauen mit Madonnenzügen darstellend; Croquis aus dem Album einer Reise nach dem Orient von Dauzats 'ausgerissen, welche dieser in ein paar Sekunden auf dem Sattel eines Kameels oder auf dem Minaret einer Moschee mit Bleistift gezeichnet hatte; kurz Alles, was die moderne Kunst im Austausch und als Entschädigung für die verlorene und mit den vorhergehenden Jahrhunderten entflogene Kunst zu bieten vermag.

Albert hoffte diesmal wenigstens dem fremden Reisenden etwas Neues zeigen zu können; aber zu seinem großen Erstaunen gab dieser, ohne daß er die Unterschriften zu suchen nöthig hatte, welche überdies häufig nur durch die Anfangsbuchstaben bezeichnet waren, auf der Stelle den Namen jedes Urhebers seinem Werke

und man konnte daher leicht wahrnehmen, daß ihm nicht nur jeder von diesen Namen bekannt, sondern daß auch jedes von diesen Talenten von ihm gewürdigt und studirt worden war.

Vom Salon ging man in das Schlafzimmer; es war zugleich ein Muster von Eleganz und von strengem Geschmack; hier glänzte ein einziges, aber von Leopold Robert unterzeichnetes Porträt in seinem mattgoldenen Rahmen.

Dieses Porträt zog sogleich die Blicke des Grafen von Monte Christo an, denn er machte drei rasche Schritte im Zimmer und blieb plötzlich vor demselben stehen.

Es war das Porträt einer Frau von fünf und zwanzig bis sechs und zwanzig Jahren, von brauner Gesichtsfarbe, mit feurigem, unter einem schmachtenden Augenliede verschleiertem Blicke; Sie trug die malerische Kleidung der catalonischen Fischerinnen mit roth und schwarzem Mieder und goldenen, durch die Haare gesteckten Nadeln; sie schaute auf die See hinaus, und ihre hübsche Silhouette hob sich von dem doppelten Azur der Wellen und des Himmels ab.

Es war düster im Zimmer, sonst hätte Albert die Leichenbläſſe sehen können, die sich über die Wangen des Grafen verbreitete, er hätte das Nervenzittern gewahren können, das seine Schultern und seine Brust bewegte.

Nach einem kurzen Stillschweigen sprach der Graf von Monte Christo mit vollkommen ruhiger Stimme:

„Sie haben da eine schöne Geliebte, Vicomte, und dieses Costume, ohne Zweifel ein Ballcostume, steht ihr in der That zum Entzücken."

„Ah! mein Herr," erwiederte Albert, „das ist eine Täuschung, die ich mir nicht vergeben würde, wenn Sie neben diesem Porträt ein anderes gesehen hätten. Sie kennen meine Mutter nicht, mein Herr; sie ist es, die Sie in diesem Rahmen sehen; sie ließ sich vor acht Jahren so malen. Diese Tracht ist der Phantasie ent=

sprungen, und die Aehnlichkeit ist so groß, daß ich meine Mutter noch vor mir zu sehen wähne, wie Sie im Jahr 1830 war. Die Gräfin ließ dieses Porträt während einer Abwesenheit des Grafen malen. Ohne Zweifel glaubte sie ihm bei seiner Rückkehr eine freundliche Ueberraschung zu bereiten; doch seltsamer Weise mißfiel das Porträt meinem Vater, und der Werth des Gemäldes, das, wie Sie sehen, eines der schönsten von Leopold Robert ist, ließ ihn nicht über den Widerwillen weggehen, den er gegen dasselbe gefaßt hatte. Allerdings ist Herr von Morcerf, unter uns gesagt, einer der emsigsten Pairs im Luxembourg, ein in Beziehung auf die Theorie berühmter General, aber ein äußerst mittelmäßiger Liebhaber der Kunst; nicht so ist es bei meiner Mutter, welche auf eine merkwürdige Weise malt und, ein solches Werk zu sehr schätzend, um sich gänzlich davon zu trennen, mir dasselbe gegeben hat, damit es bei mir weniger dem Mißfallen von Herrn von Morcerf ausgesetzt sei, dessen von Gros gemaltes Porträt ich Ihnen ebenfalls zeigen werde. Verzeihen Sie, wenn ich auf diese Art von Familie und häuslichen Angelegenheiten mit Ihnen spreche, da ich aber die Ehre haben werde, Sie zu dem Grafen zu geleiten, so sage ich Ihnen dies, damit Ihnen nicht in seiner Gegenwart ein Lob dieses Porträts entschlüpft. Es übt indessen einen traurigen Einfluß aus, denn meine Mutter kommt selten zu mir, ohne es zu beschauen, und noch seltener geschieht es, daß sie das Bild beschaut, ohne zu weinen, Uebrigens ist die Wolke, welche die Erscheinung dieses Gemäldes in das Hotel brachte, die einzige, die sich zwischen dem Grafen und der Gräfin erhoben hat, denn sie sind, obgleich seit mehr als zwanzig Jahren verheirathet, noch einig wie am ersten Tage."

Monte Christo warf einen raschen Blick auf Albert, als wollte er eine unter seinen Worten verborgene Absicht suchen, aber der junge Mann hatte diese Worte

offenbar in der ganzen Einfalt seines Gemüths gesprochen.

„Nun haben Sie alle meine Reichthümer gesehen," fuhr Albert fort; „erlauben Sie mir, mein Herr Graf, Ihnen dieselben anzubieten, so unwürdig sie auch sein mögen; betrachten Sie sich, als wären Sie hier zu Hause und um noch heimischer zu werden, haben Sie die Güte, mich zu Herrn von Morcerf zu begleiten, dem ich von Rom den Dienst, den Sie mir geleistet, mitgetheilt und den Besuch, den Sie mir versprochen, angekündigt habe; ich darf wohl sagen, der Graf und die Gräfin erwarteten mit Ungeduld den Zeitpunkt, wo es denselben erlaubt sein möchte, Ihnen zu danken. Sie sind etwas abgestumpft gegen alle Dinge, ich weiß dies, Herr Graf, und die Familienscenen üben keine große Thätigkeit auf Simbad den Seefahrer aus: Sie haben so viele andere Scenen gesehen! Nehmen Sie indessen, was ich Ihnen anbiete, als Eingang in das Pariser Leben an, in ein Leben der Höflichkeiten, der Besuche und Vorstellungen."

Monte Christo verbeugte sich, ohne zu antworten; er nahm den Vorschlag ohne Begeisterung und ohne Widerstreben an . . . wie eine von den Pflichten des Wohlanstandes, denen sich Jedermann unterwerfen muß. Albert rief seinen Kammerdiener und befahl ihm, Herrn und Frau von Morcerf den Grafen von Monte Christo zu melden.

Albert folgte ihm mit dem Grafen.

Als man in das Vorzimmer des Grafen gelangte, sah man über der Thüre, welche in den Salon führte, einen Wappenschild, der durch seine reiche Einfassung und den Einklang mit der Ausschmückung des Zimmers von dem Gewichte zeugte, das der Eigenthümer des Hotel auf dieses Wappen legte. Der Graf blieb vor dem Wappen stehen und schaute es aufmerksam an.

„Sieben gestümmelte Amseln auf einer Binde in blauem Feld. Ohne Zweifel das Wappen Ihrer Fami-

Der

Graf von Monte Christo.

Von

Alexandre Dumas.

Aus dem Französischen

von

Dr. August Zoller.

Eilftes bis vierzehntes Bändchen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1846.

Erstes Kapitel.

Die Vorstellung.

Als Albert sich mit Monte Christo allein sah, sagte er:

„Mein Herr Graf, erlauben Sie mir, mein Cicerone-geschäft mit Ihnen zu beginnen, indem ich Ihnen eine Probe von einem Junggesellen-Quartier gebe. An die Palläste Italiens gewöhnt, wird es für Sie ein Studium sein, zu berechnen, mit wie viel Quadratfuß einer von den jungen Leuten von Paris leben kann, der nicht für denjenigen gilt, welcher am Schlechtesten wohnt. Sobald wir von einem Zimmer in das andere übergehen, öffnen wir die Fenster, damit Sie athmen können."

Monte Christo kannte bereits den Speisesaal und den Salon des Erdgeschosses; Albert führte ihn in sein Atelier; es war dies, wie man sich erinnern wird, sein Lieblingszimmer.

Monte Christo war ein würdiger Schätzer aller der Dinge, welche Albert in diesem Zimmer aufgehäuft hatte: alte Kisten, Porzellane von Japan, Stoffe aus dem Orient, Glaswaaren aus Venedig, Waffen aus allen Ländern der Erde, mit Allem war er vertraut,

und mit dem ersten Blicke kannte er das Jahrhundert, das Land und den Ursprung. Morcerf hatte geglaubt, er würde der Erklärer sein, während er im Gegentheil unter der Leitung des Grafen einen Cursus in der Archäologie, in der Mineralogie und in andern Zweigen der Naturgeschichte durchmachte. Man ging in den ersten Stock hinab. Albert führte seinen Gast in den Salon. Dieser Salon war mit Werken neuerer Meister ausgeschmückt: es fanden sich hier Landschaften von Dupré, mit langen Schilfrohren, schlanken, hohen Bäumen, blöckenden Kühen und wundervollen Himmeln; arabische Reiter von Delacroix mit langen weißen Burnus, glänzenden Gürteln, damascirten Waffen, deren Pferde einander in voller Wuth bissen, während sich die Menschen mit eisernen Keulen niederschmetterten; Aquarellen von Boulanger, ganz Notre Dame de Paris mit jener Kraft darstellend, welche den Maler zum Nebenbuhler des Dichters macht! Bilder von Dias, der die Blumen viel schöner als die Blumen, die Sonne viel glänzender als die Sonne malt; Zeichnungen von Decamp so gefärbt wie die von Salvator Rosa, aber poetischer; Pastelle von Giraud und Müller, Kinder mit Engelsköpfen und Frauen mit Madonnenzügen darstellend; Croquis aus dem Album einer Reise nach dem Orient von Dauzats ausgerissen, welche dieser in ein paar Sekunden auf dem Sattel eines Kameels oder auf dem Minaret einer Moschee mit Bleistift gezeichnet hatte; kurz Alles, was die moderne Kunst im Austausch und als Entschädigung für die verlorene und mit den vorhergehenden Jahrhunderten entflogene Kunst zu bieten vermag.

Albert hoffte diesmal wenigstens dem fremden Reisenden etwas Neues zeigen zu können; aber zu seinem großen Erstaunen gab dieser, ohne daß er die Unterschriften zu suchen nöthig hatte, welche überdies häufig nur durch die Anfangsbuchstaben bezeichnet waren, auf der Stelle den Namen jedes Urhebers seinem Werke

und man konnte daher leicht wahrnehmen, daß ihm nicht nur jeder von diesen Namen bekannt, sondern daß auch jedes von diesen Talenten von ihm gewürdigt und studirt worden war.

Vom Salon ging man in das Schlafzimmer; es war zugleich ein Muster von Eleganz und von strengem Geschmack; hier glänzte ein einziges, aber von Leopold Robert unterzeichnetes Porträt in seinem mattgoldenen Rahmen.

Dieses Porträt zog sogleich die Blicke des Grafen von Monte Christo an, denn er machte drei rasche Schritte im Zimmer und blieb plötzlich vor demselben stehen.

Es war das Porträt einer Frau von fünf und zwanzig bis sechs und zwanzig Jahren, von brauner Gesichtsfarbe, mit feurigem, unter einem schmachtenden Augenliede verschleiertem Blicke; Sie trug die malerische Kleidung der catalonischen Fischerinnen mit roth und schwarzem Mieder und goldenen, durch die Haare gesteckten Nadeln; sie schaute auf die See hinaus, und ihre hübsche Silhouette hob sich von dem doppelten Azur der Wellen und des Himmels ab.

Es war düster im Zimmer, sonst hätte Albert die Leichenbläſſe sehen können, die sich über die Wangen des Grafen verbreitete, er hätte das Nervenzittern gewahren können, das seine Schultern und seine Brust bewegte.

Nach einem kurzen Stillschweigen sprach der Graf von Monte Christo mit vollkommen ruhiger Stimme:

„Sie haben da eine schöne Geliebte, Vicomte, und dieses Costume, ohne Zweifel ein Ballcostume, steht ihr in der That zum Entzücken."

„Ah! mein Herr," erwiederte Albert, „das ist eine Täuschung, die ich mir nicht vergeben würde, wenn Sie neben diesem Porträt ein anderes gesehen hätten. Sie kennen meine Mutter nicht, mein Herr; sie ist es, die Sie in diesem Rahmen sehen; sie ließ sich vor acht Jahren so malen. Diese Tracht ist der Phantasie ent-

sprungen, und die Aehnlichkeit ist so groß, daß ich meine Mutter noch vor mir zu sehen wähne, wie Sie im Jahr 1830 war. Die Gräfin ließ dieses Porträt während einer Abwesenheit des Grafen malen. Ohne Zweifel glaubte sie ihm bei seiner Rückkehr eine freundliche Ueberraschung zu bereiten; doch seltsamer Weise mißfiel das Porträt meinem Vater, und der Werth des Gemäldes, das, wie Sie sehen, eines der schönsten von Leopold Robert ist, ließ ihn nicht über den Widerwillen weggehen, den er gegen dasselbe gefaßt hatte. Allerdings ist Herr von Morcerf, unter uns gesagt, einer der emsigsten Pairs im Luxembourg, ein in Beziehung auf die Theorie berühmter General, aber ein äußerst mittelmäßiger Liebhaber der Kunst; nicht so ist es bei meiner Mutter, welche auf eine merkwürdige Weise malt und, ein solches Werk zu sehr schätzend, um sich gänzlich davon zu trennen, mir dasselbe gegeben hat, damit es bei mir weniger dem Mißfallen von Herrn von Morcerf ausgesetzt sei, dessen von Gros gemaltes Porträt ich Ihnen ebenfalls zeigen werde. Verzeihen Sie, wenn ich auf diese Art von Familie und häuslichen Angelegenheiten mit Ihnen spreche, da ich aber die Ehre haben werde, Sie zu dem Grafen zu geleiten, so sage ich Ihnen dies, damit Ihnen nicht in seiner Gegenwart ein Lob dieses Porträts entschlüpft. Es übt indessen einen traurigen Einfluß aus, denn meine Mutter kommt selten zu mir, ohne es zu beschauen, und noch seltener geschieht es, daß sie das Bild beschaut, ohne zu weinen. Uebrigens ist die Wolke, welche die Erscheinung dieses Gemäldes in das Hotel brachte, die einzige, die sich zwischen dem Grafen und der Gräfin erhoben hat, denn sie sind, obgleich seit mehr als zwanzig Jahren verheirathet, noch einig wie am ersten Tage."

Monte Christo warf einen raschen Blick auf Albert, als wollte er eine unter seinen Worten verborgene Absicht suchen, aber der junge Mann hatte diese Worte

offenbar in der ganzen Einfalt seines Gemüths gesprochen.

„Nun haben Sie alle meine Reichthümer gesehen," fuhr Albert fort; „erlauben Sie mir, mein Herr Graf, Ihnen dieselben anzubieten, so unwürdig sie auch sein mögen; betrachten Sie sich, als wären Sie hier zu Hause und um noch heimischer zu werden, haben Sie die Güte, mich zu Herrn von Morcerf zu begleiten, dem ich von Rom den Dienst, den Sie mir geleistet, mitgetheilt und den Besuch, den Sie mir versprochen, angekündigt habe; ich darf wohl sagen, der Graf und die Gräfin erwarteten mit Ungeduld den Zeitpunkt, wo es denselben erlaubt sein möchte, Ihnen zu danken. Sie sind etwas abgestumpft gegen alle Dinge, ich weiß dies, Herr Graf, und die Familienscenen üben keine große Thätigkeit auf Simbad den Seefahrer aus: Sie haben so viele andere Scenen gesehen! Nehmen Sie indessen, was ich Ihnen anbiete, als Eingang in das Pariser Leben an, in ein Leben der Höflichkeiten, der Besuche und Vorstellungen."

Monte Christo verbeugte sich, ohne zu antworten; er nahm den Vorschlag ohne Begeisterung und ohne Widerstreben an . . . wie eine von den Pflichten des Wohlanstandes, denen sich Jedermann unterwerfen muß. Albert rief seinen Kammerdiener und befahl ihm, Herrn und Frau von Morcerf den Grafen von Monte Christo zu melden.

Albert folgte ihm mit dem Grafen.

Als man in das Vorzimmer des Grafen gelangte, sah man über der Thüre, welche in den Salon führte, einen Wappenschild, der durch seine reiche Einfassung und den Einklang mit der Ausschmückung des Zimmers von dem Gewichte zeugte, das der Eigenthümer des Hotel auf dieses Wappen legte. Der Graf blieb vor dem Wappen stehen und schaute es aufmerksam an.

„Sieben gestümmelte Amseln auf einer Binde in blauem Feld. Ohne Zweifel das Wappen Ihrer Fami-

lie, Vicomte?" fragte der Graf. „Abgesehen von der Kenntniß der Hauptstücke des Wappens, welche mir dasselbe zu entziffern gestatten, bin ich sehr unwissend in der Heraldik; ich bin ein Graf aus Zufall, fabricirt durch Toscana mit Hülfe einer St. Stephans-Comthurei, wobei ich den hohen Adel hätte entbehren können, wäre mir nicht wiederholt worden, wenn man viel reise, sei es eine durchaus nothwendige Sache. Denn man muß am Ende etwas am Wagenschlage haben, und wäre es nur, um nicht von den Douaniers durchsucht zu werden. Entschuldigen Sie mich also, wenn ich eine solche Frage mache."

„Sie ist keines Wegs unbescheiden, mein Herr." antwortete Morcerf mit der Einfachheit der Ueberzeugung, „und Sie haben richtig errathen: es ist unser Wappen, nämlich das des Stammvaters meines Vaters; aber es ist, wie Sie sehen, mit einem anderen Wappen, mit dem des Stammvaters meiner Mutter, silberner Thurm im rothen Felde, verbunden; von weiblicher Seite bin ich Spanier, doch das Haus Morcerf ist französisch und, wie ich sagen hörte, eines der ältesten im südlichen Frankreich."

„Ja," sprach der Graf, „das deuten die gestümmelten Amseln an. Beinahe alle bewaffnete Wallfahrer, welche auf die Eroberung des heiligen Landes auszogen. wählten als Wappen entweder Kreuze, als Zeichen der Sendung, der sie sich geweiht hatten, oder Wandervögel, als Symbol der langen Reise, welche sie unternehmen wollten und auf den Flügeln des Glaubens zu erfüllen hofften. Einer Ihrer väterlichen Ahnen wird einen von den Kreuzzügen mitgemacht haben, und nehmen wir nur an, es sei der des heiligen Ludwig gewesen, so führt dies Ihren Adel schon in das dreizehnte Jahrhundert zurück, was immerhin sehr hübsch ist."

„Das ist möglich," erwiederte Morcerf; „irgendwo in dem Cabinet meines Vaters befindet sich ein Stammbaum, der uns dies sagen wird; ich machte einst Com-

mentare darüber, welche Hozier und Jaucourt sehr erbaut haben dürften. Jetzt denke ich nicht mehr daran, und dennoch muß ich Ihnen bemerken, —es gehört dies zu meinen Führerattributen, — daß man sich unter unserer volksthümlichen Regierung wieder sehr viel mit dergleichen Dingen zu beschäftigen anfängt."

„Nun! dann hätte Ihre Regierung etwas Besseres aus der Vergangenheit wählen müssen, als die zwei Placate, welche ich auf Ihren Monumenten wahrgenommen habe, denn es fehlt ihnen ganz und gar an heraldischem Sinn. Sie, mein lieber Vicomte, Sie sind glücklicher, als Ihre Regierung; Ihr Wappen ist in der That schön und nimmt die Einbildungskraft in Anspruch. Ja, so ist es. Sie stammen zugleich von der Provence und von Spanien her, wodurch sich, wenn das Porträt, das Sie mir gezeigt haben, ähnlich ist, die schöne braune Farbe erklärt, welche ich so sehr auf dem Antlitz der edeln Catalonierin bewunderte."

Man hätte Oedipus oder Sphinx sein müssen, um die Ironie zu errathen, die der Graf in diese Worte legte, welche scheinbar das Gepräge der größten Höflichkeit an sich trugen; Morcerf dankte ihm auch mit einem Lächeln, ging voran, um ihm den Weg zu zeigen, und öffnete eine in den Salon führende Thüre unter dem Wappen.

An der am meisten in das Auge fallenden Stelle dieses Salon sah man ebenfalls ein Porträt; es war das eines Mannes von fünf und dreißig bis acht und dreißig Jahren, in der Uniform eines Generalofficiers mit der den höheren Grad bezeichnenden vollen Doppelepaulette; am Halse das Band der Ehrenlegion, woraus hervorging, daß er Commandeur war; auf der Brust rechts den Stern des Großofficiers vom Erlöser-Orden, links den vom Großkreuz des Ordens von Carl III., eine Andeutung, daß die durch das Porträt dargestellte Person die Kriege in Griechenland und Spanien mitgemacht

oder, was in Beziehung auf Ordensbänder auf dasselbe hinausläuft, irgend eine diplomatische Sendung in den zwei Ländern erfüllt haben mußte.

Monte Christo beschäftigte sich eben damit, dieses Porträt mit derselben Sorgfalt zu zergliedern, mit der er das andere zergliedert hatte, als eine Seitenthüre geöffnet wurde und er sich dem Grafen von Morcerf selbst gegenüber fand.

Es war ein Mann von vierzig bis fünf und vierzig Jahren, der aber mindestens fünfzig zu sein schien; sein schwarzer Schnurrbart und seine schwarzen Augenbraunen stachen seltsam von seinen weißen, nach militärischer Mode brüstenartig geschnittenen Haaren ab; er war bürgerlich gekleidet und trug am Knopfloch ein Band, dessen verschiedene Streifen an die verschiedenen Orden erinnerten, mit denen er decorirt war. Der Graf von Morcerf trat mit ziemlich edlem Anstand und mit einem gewissen Eifer ein. Monte Christo ließ ihn auf sich zukommen, ohne einen Schritt zu thun; man hätte glauben sollen, seine Füße wären auf den Boden genagelt, wie seine Augen auf das Gesicht des Eintretenden.

„Mein Vater," sprach der junge Mann, „ich habe die Ehre, Ihnen den Grafen von Monte Christo, den edelmüthigen Freund vorzustellen, welchen ich unter den Ihnen bekannten, schwierigen Umständen zu treffen so glücklich war."

„Der Herr ist willkommen in unserer Mitte," sagte der Graf von Morcerf, Monte Christo mit einem Lächeln begrüßend, er hat unserem Hause durch Erhaltung seines einzigen Erben einen Dienst geleistet, für welchen wir zu unauslöschlichem Danke verpflichtet sind."

So sprechend, bezeichnete der Graf Monte Christo einen Lehnstuhl, während er sich selbst vor das Fenster setzte.

Monte Christo nahm den von dem Grafen von Morcerf bezeichneten Stuhl, richtete es aber so ein, daß

er im Schatten der großen Sammetvorhänge verborgen blieb, von aus er in den von Ermüdung und Sorgen zeugenden Zügen des Grafen eine ganze Geschichte geheimer in jede von den vor der Zeit gekommenen Falten geschriebener, Schmerzen lesen konnte.

„Die Frau Gräfin war bei ihrer Toilette, als sie der Herr Vicomte von dem Besuche benachrichtigen ließ, den sie zu empfangen die Ehre haben sollte; sie wird herabkommen und in zehn Minuten im Salon sein."

„Es ist viel Ehre für mich," erwiederte Monte Christo, „daß ich schon am Tage meiner Ankunft in Paris mit einem Manne in Verbindung gebracht werde, dessen Verdienst seinem Rufe gleichkommt, und bei dem das Schicksal, einmal gerecht, keinen Irrthum beging; doch hatte es Ihnen in den Ebenen der Mitidja oder in den Gebirgen des Atlas nicht einen Marschallsstab anzubieten?"

„Ich habe den Dienst verlassen, mein Herr," sprach Morcerf ein wenig erröthend. „Unter der Restauration zum Pair ernannt, wohnte ich dem ersten Feldzuge bei und diente unter dem General Bourmont; ich konnte also auf ein Obercommando Anspruch machen, und wer weiß, wie sich die Dinge gestaltet hätten, wenn die ältere Linie auf dem Throne geblieben wäre. Aber die Julirevolution war, wie es scheint, hinreichend glorreich, um sich Undankbarkeit erlauben zu können, sie that dies bei jedem Dienste, der sich nicht von der kaiserlichen Periode herschrieb; ich nahm also meinen Abschied, denn wenn man wie ich, seine Epauletten auf dem Schlachtfelde gewonnen hat, so versteht man es nicht, auf dem schlüpferigen Boden des Salons zu manoeuvriren; ich habe den Degen niedergelegt und mich auf das Feld der Politik geworfen, ich widme mich der Industrie und studire die nützlichen Künste. Während der zwanzig Jahre, die ich im Dienste geblieben, hatte ich wohl Lust hiezu, aber es gebrach mir an Zeit."

„Diese Ansichten sind es, welche die Ueberlegenheit

Ihrer Nation über die anderen Länder erhalten, „mein Herr," versetzte Monte Christo; „ein Edelmann aus vornehmem Hause, im Besitz seines schönen Vermögens, haben Sie sich von Anfang herbeigelassen, die ersten Grade als unbekannter, dunkler Soldat zu gewinnen, und das ist selten; General, Pair von Frankreich, Commandeur der Ehrenlegion geworden, willigen Sie ein, eine zweite Lehrzeit zu beginnen, ohne eine andere Hoffnung, ohne eine andere Belohnung, als die, eines Tags Ihres Gleichen nützlich zu sein. Ah! mein Herr, das ist in der That schön, ich sage noch mehr, es ist erhaben."

Albert betrachtete und hörte Monte Christo mit Erstaunen; er war nicht gewohnt, ihn sich zu solchen enthusiastischen Gedanken erheben zu sehen.

„Ah!" fuhr der Fremde fort, ohne Zweifel, um die unmerkliche Wolke verschwinden zu machen, welche bei diesen Worten über die Stirne von Morcerf hinzog, „ah! wir machen es in Italien nicht so, wir wachsen nach unserem Geschlecht und unserer Gattung, und wir behalten dasselbe Blätterwerk, dieselbe Gestalt, häufig sogar dieselbe Nutzlosigkeit unser ganzes Leben hindurch."

„Aber mein Herr," entgegnete der Graf von Morcerf, „für einen Mann von Ihrem Verdienste ist Italien kein Vaterland, und Frankreich reicht Ihnen seine Arme: entsprechen Sie dem Rufe, den es an Sie ergehen läßt; Frankreich wird vielleicht nicht gegen Jedermann undankbar sein; es behandelt seine Kinder schlimm, aber die Fremden nimmt es gewöhnlich auf eine großartige Weise auf."

„Ei! mein Vater," sagte Albert mit einem Lächeln, „man sieht wohl, daß Sie den Herrn Grafen von Monte Christo nicht kennen. Seine Befriedigung liegt außerhalb dieser Welt; er strebt nicht nach Ehrenauszeichnungen, und nimmt nur so viel davon in Anspruch, als zur Gewichtigkeit eines Passes erforderlich ist."

„Das ist der richtigste Ausdruck über mich, den ich je gehört habe," sprach der Fremde.

„Sie sind Herr Ihrer Zukunft gewesen und haben den Blumenpfad gewählt," sprach der Graf von Morcerf mit einem Seufzer.

„Allerdings," erwiederte Monte Christo mit jenem Lächeln, das ein Maler nie wiedergeben wird und ein Physiolog zu analysiren verzweifeln muß.

„Hätte ich nicht den Herrn Grafen zu ermüden befürchtet," sagte der General, offenbar entzückt über die Manieren von Monte Christo, „so würde ich ihn in die Kammer geführt haben; es ist heute eine interessante Sitzung für Jeden, der die Senatoren der Neuzeit nicht kennt."

„Ich würde Ihnen sehr dankbar sein, doch für heute hat man mir mit der Hoffnung, der Frau Gräfin vorgestellt zu werden, geschmeichelt, und ich will lieber warten."

„Ah! hier kommt meine Mutter," rief der Vicomte.

Rasch sich umwendend, erblickte Monte Christo wirklich Frau von Morcerf auf der Schwelle der Thüre, der gegenüber, durch welche ihr Gatte eingetreten war; unbeweglich und bleich ließ sie, als Monte Christo sich nach ihr umwandte, ihren Arm fallen, mit dem sie sich, Gott weiß warum, auf das Simswerk gestützt hatte; sie stand hier seit einigen Sekunden und hatte die letzten von dem ultramontanen Besuche ausgesprochenen Worte gehört.

Dieser erhob sich und machte eine tiefe Verbeugung vor der Gräfin, welche sich stumm und ceremoniös verneigte.

„Ei, mein Gott! Madame," fragte der Graf, „was haben Sie denn? sollte Ihnen vielleicht die Hitze in diesem Salon übel machen?"

„Leiden Sie, meine Mutter?" rief der Vicomte Mercedes entgegen eilend.

Sie dankte Beiden mit einem Lächeln und sprach:

„Nein, ich fühle mich einigermaßen erschüttert, als

ich zum ersten Male denjenigen sah, ohne dessen Vermittelung wir heute in Thränen und Trauer wären. Mein Herr," fügte die Gräfin mit der Majestät einer Königin vorschreitend bei, „ich verdanke Ihnen das Leben meines Sohnes und segne Sie für diese Wohlthat. Erlauben Sie mir, Ihnen zu sagen, welches Vergnügen es mir bereitet, daß Sie mir Gelegenheit verschafften, Ihnen aus dem Grunde meines Herzens zu danken, wie ich Sie aus dem Grunde meines Herzens gesegnet habe."

Der Graf verbeugte sich abermals, jedoch noch tiefer als das erste Mal; er war bleichen als Mercedes.

„Madame," sprach er, „der Herr Graf und Sie belohnen mich so großmüthig für eine ganz einfache Handlung. Einen Menschen retten, dem Vater eine Qual ersparen, das empfindliche Herz einer Frau schonen, heißt nicht ein gutes Werk, sondern einen Act der Menschlichkeit vollführen."

Auf diese mit außerordentlicher Weichheit und Artigkeit gesprochenen Worte erwiederte die Gräfin mit gefühlvoller Betonung:

„Mein Herr, mein Sohn ist glücklich, Sie seinen Freund nennen zu dürfen, und ich danke Gott, der die Dinge so gelenkt hat."

Und Mercedes schlug ihre Augen mit so gränzenloser Dankbarkeit zum Himmel auf, daß der Graf Thränen darin zittern zu sehen glaubte.

Herr von Morcerf näherte sich ihr und sprach:

„Madame, ich habe bereits dem Herrn Grafen meine Entschuldigung darüber ausgedrückt, daß ich ihn verlassen muß, und bitte Sie, dieselbe zu wiederholen. Die Sitzung beginnt um zwei Uhr, es ist bereits drei Uhr, und ich muß sprechen."

„Gehen Sie, mein Herr," entgegnete die Gräfin, „ich werde mich bemühen, Ihre Abwesenheit den Herrn Grafen vergessen zu lassen. Herr Graf," fuhr sie sich an Monte Christo wendend fort, „werden Sie uns die

Ehre erweisen, den Rest des Tages mit uns zuzubringen?"

„Glauben Sie mir, Madame, ich weiß Ihnen den größten Dank für Ihr Anerbieten, aber ich bin diesen Morgen vor Ihrer Thüre aus meinem Reisewagen gestiegen. Ich weiß nicht, wie ich in Paris eingerichtet bin, ich weiß kaum, wo ich bin. Es ist dies eine allerdings leichte, aber dennoch in Anschlag zu bringende Sorge."

„So versprechen Sie uns wenigstens, daß wir das Vergnügen ein andermal haben werden?" fragte die Gräfin.

Monte Christo verbeugte sich, ohne zu antworten, doch die Geberde konnte für eine Einwilligung gelten.

„Dann halte ich Sie nicht zurück," sprach die Gräfin, „denn meine Dankbarkeit soll nicht zu einer Unbescheidenheit oder zu einer Belästigung werden."

„Mein lieber Graf," sagte Albert, „genehmigen Sie es, so werde ich Ihnen in Paris Ihre Artigkeit von Rom zurückzugeben suchen, und ich stelle mein Coupé zu Ihrer Verfügung, bis Sie Zeit gehabt haben, Ihre Equipagen in den gehörigen Stand zu setzen."

„Ich danke Ihnen tausendmal für Ihre Zuvorkommenheit, Vicomte, aber ich denke, Herr Bertuccio wird die fünf Stunden, die ich ihm gelassen, gut angewendet haben, und ich werde vor der Thüre einen angespannten Wagen finden."

Albert war an diese Art und Weise des Grafen gewöhnt, er wußte, daß er in der Durchsetzung des Unmöglichen Nero glich, und staunte über nichts mehr, nur wollte er selbst beurtheilen, wie seine Befehle ausgeführt worden, und begleitete den Grafen bis an die Thüre des Hotel.

Monte Christo hatte sich nicht getäuscht: sobald er im Vorzimmer des Grafen Morcerf erschien, eilte ein Lackai, derselbe, welcher in Rom den zwei jungen Leuten die Karte des Grafen überbracht und ihnen seinen

Besuch angekündigt hatte, aus dem Vorhause, und der Reisende fand wirklich, als er auf die Freitreppe gelangte, seinen Wagen, der auf ihn wartete.

Es war ein Coupé aus der Werkstätte von Keller und ein Gespann, für welches Drake, wie alle Löwen von Paris wußten, noch am Tage zuvor achtzehntausend Franken ausgeschlagen hatte.

„Mein Herr," sagte der Graf zu Albert, „ich mache Ihnen nicht den Vorschlag, mich nach Hause zu begleiten ich könnte Ihnen nur ein improvisirtes Haus zeigen, und ich habe, wie Sie wissen, in Beziehung auf Improvisationen einen Ruf zu wahren. Bewilligen Sie mir einen Tag und erlauben Sie mir sodann, Sie einzuladen. Ich werde mehr Sicherheit haben, daß ich keinen Verstoß gegen die Gesetze der Gastfreundschaft begehe."

„Wenn Sie einen Tag von mir verlangen, mein Herr Graf, so bin ich unbesorgt; Sie zeigen mir nicht mehr ein Haus, sondern einen Pallast. Offenbar haben Sie irgend einen Geist zu Ihrer Verfügung."

„Meiner Treue, lassen Sie dies glauben," sagte Monte Christo, während er den Fuß auf die mit Sammet ausgeschlagenen Stufen seiner glänzenden Equipage setzte; „es wird mir bei den Damen Vorschub leisten."

Und er sprang vollends in den Wagen, der sich hinter ihm schloß, und fuhr im Galopp von dem Hotel weg, jedoch nicht so schnell, daß er nicht eine unmerkliche Bewegung wahrgenommen hätte, welche den Vorhang des Salon zittern machte, wo er die Gräfin gelassen hatte.

Als Albert zu seiner Mutter zurückkehrte, fand er sie in ein großes Fauteuil von Sammet versenkt; von Schatten übergossen, ließ das ganze Gemach nur einige glänzende Stellen von goldenen Rahmen und kostbaren Gefäßen erblicken.

Albert konnte das Gesicht der Gräfin nicht sehen,

denn es war in einer Gazewolke verloren, welche sie wie eine Dunstglorie um ihre Haare gewickelt hatte, aber es kam ihm vor, als bebte ihre Stimme; er erkannte auch unter den Wohlgerüchen von Rosen und Heliotropen der Jardinière die herbe, beißende Spur von Essigäther, und seiner ängstlichen Aufmerksamkeit entging nicht der Flacon der Gräfin, der, aus seinem ledernen Etui genommen, auf einer von den ciselirten Schalen des Kamins stand.

„Leiden Sie, meine Mutter," rief er eintretend, „oder sollte Ihnen während meiner Abwesenheit übel geworden sein?"

„Nein, Albert; aber du begreifst, diese Rosen, diese Hyacinthen, diese Orangenblüthen strömen während der ersten Wärme, an welche man nicht gewöhnt ist, so starke Wohlgerüche aus . . ."

„Dann muß man sie in Ihr Vorzimmer bringen lassen," sagte Morcerf, mit der Hand nach der Glocke greifend. „Sie sind in der That unpäßlich; schon vorhin, als Sie eintraten, waren Sie sehr bleich."

„Ich war bleich, sagst Du, Albert?"

„Sie waren von einer Blässe, die Ihnen sehr gut steht, meine Mutter, aber darum meinen Vater und mich nichtsdestoweniger erschreckt hat."

„Sprach Dein Vater mit Dir hierüber?" fragte Mercedes rasch.

„Nein, Madame, doch erinnern Sie sich, er hat gegen Sie selbst diese Bemerkung gemacht."

„Ich erinnere mich dessen nicht," versetzte die Gräfin.

Ein Diener erschien, er kam auf den Ton der Glocke, welche Albert gezogen hatte.

„Tragt diese Blumen in das Vorzimmer oder in das Toilettecabinet," sagte der Vicomte, „sie belästigen die Frau Gräfin."

Der Diener gehorchte.

Es trat ein Stillschweigen ein, das die ganze Zeit dauerte, während welcher man diese Ausräumung vornahm.

„Was für ein Name ist Monte Christo?" fragte die Gräfin, nachdem sich der Diener mit der letzten Blumenvase entfernt hatte. „Ist es ein Familienname, der Name von einem Gute oder ein einfacher Titel?"

„Ich glaube, es ist nur ein Titel, meine Mutter. Der Graf hat eine Insel im toscanischen Archipel gekauft und, wie er selbst diesen Morgen sagte, eine Comthurei gegründet. Sie wissen, daß man das so bei dem Sanct-Stephans-Orden in Florenz, bei dem Constantinischen St. Georgen-Orden in Parma und sogar beim Malteser Orden macht. Uebrigens bildet er sich nichts auf den Adel ein und nennt sich einen Zufallsgrafen, obgleich in Rom allgemein die Ansicht herrscht, der Graf sei ein sehr vornehmer Herr."

„Seine Manieren sind ausgezeichnet," sagte die Gräfin, „wenigstens nach dem, was ich während der wenigen Augenblicke, die er hier geblieben ist, beurtheilen konnte."

„Oh! sie sind ganz vollkommen, meine Mutter, so vollkommen, daß sie bei Weitem Alles übersteigen, was ich Aristokratisches bei den drei stolzesten Adeln Europas, nämlich bei dem englischen Adel, bei dem spanischen Adel und bei dem deutschen Adel kennen gelernt habe."

Die Gräfin dachte einen Augenblick nach und fuhr dann nach diesem kurzen Zögern fort:

„Mein lieber Albert . . . Du begreifst, es ist eine Mutterfrage, die ich an Dich richte . . . Du hast Herrn von Monte Christo in seinem Hause, in seinem Innern gesehen, Du bist mit der Welt vertraut und besitzest mehr Takt, als man in Deinem Alter zu haben pflegt: glaubst Du, daß der Graf wirklich ist, was er zu sein scheint?"

„Und was scheint er zu sein?"

„Du sagtest es so eben, ein vornehmer Herr."

„Ich sagte Ihnen, man halte Ihn dafür."

„Und was denkst Du davon, Albert?"

„Ich muß gestehen, ich habe keine bestimmte, abgeschlossene Ansicht über ihn; ich halte ihn für einen Malteser."

„Ich frage Dich nicht über seinen Ursprung, sondern über seine Person."

„Ah! über seine Person, das ist etwas Anderes; ich habe so viele seltsame Dinge von ihm gesehen, daß ich, wenn ich sagen soll, was ich von ihm denke, Ihnen antworte, ich hätte Lust den Grafen als einen von den Menschen von Byron zu betrachten, denen das Schicksal einen unseligen Stempel aufgedrückt hat, als einen Manfred, einen Werner, als eines von den Trümmern irgend einer alten Familie, welche, ihres väterlichen Vermögens enterbt, ein neues durch die Kraft ihres abenteuerlichen Geistes fanden, der sie über die Gesetze der Gesellschaft stellte."

„Du sagst? . ."

„Ich sage, Monte Christo ist eine Insel im mittelländischen Meere, ohne Bewohner, ohne Garnison, ein Schlupfwinkel für die Schmuggler aller Nationen, für die Piraten aller Länder. Wer weiß, ob diese würdigen Gewerbsleute ihrem Herrn nicht eine Asylabgabe bezahlen?"

„Es ist möglich," sprach die Gräfin träumerisch.

„Doch gleichviel," versetzte der junge Mann, „Schmuggler oder nicht, Sie werden zugestehen, meine Mutter, da Sie es selbst gesehen haben, der Herr Graf von Monte Christo ist ein merkwürdiger Mann und seine Erscheinung in den Salons von Paris wird von dem glänzendsten Erfolg begleitet sein. Schon diesen Morgen hat er bei mir seinen Eintritt in die Welt damit begonnen, daß er sogar Chateau-Renaud in das höchste Erstaunen versetzte."

„Wie alt kann der Graf sein?" sagte Mercedes, sichtbar ein großes Gewicht auf diese Frage legend.

„Fünf und dreißig bis sechs und dreißig Jahre, meine Mutter."

„So jung! das ist unmöglich," sprach Mercedes, zugleich das, was ihr Albert geantwortet, und das, was ihr der eigene Gedanke sagte, erwiedernd.

„Es ist dennoch wahr, drei oder viermal äußerte er, und gewiß ohne Vorbedacht: „„Zu jener Zeit war ich fünf Jahre, damals war ich zehn Jahre, zu dieser Epoche war ich zwölf Jahre alt."" Meine Neugierde bewachte diese Einzelnheiten, ich stellte die Data zusammen, und nie fand ich einen Widerspruch bei ihm. Das Alter dieses seltsamen Mannes, der eigentlich kein Alter hat, ist also nach meiner festen Ueberzeugung fünf und dreißig Jahre. Erinnern Sie sich überdies, meine Mutter, wie lebhaft sein Auge ist, wie seine Haare schwarz sind, und wie seine Stirne, obgleich bleich, völlig vor Runzeln frei ist; er besitzt nicht nur eine kräftige, sondern auch eine noch junge Natur."

Die Gräfin senkte das Haupt unter einer zu schweren Woge bitterer Gedanken.

„Und dieser Mann hat eine Freundschaft für Dich gefaßt, Albert?" fragte sie mit einem Nervenzittern.

„Ich glaube es."

„Und Du liebst ihn ebenfalls?"

„Er gefällt mir, meine Mutter, was auch Franz d'Epinay sagen mag, der ihn als einen aus der andern Welt zurückkommenden Menschen betrachtet wissen wollte."

Die Gräfin machte eine Bewegung des Schreckens und sprach mit bebender Stimme:

„Albert, stets war ich bemüht, die Behutsamkeit gegen neue Bekanntschaften zu empfehlen. Nun bist Du ein Mann und könntest mir Rathschläge geben, dennoch wiederhole ich Dir: sei klug, Albert."

„Meine liebe Mutter, wenn mir dieser Rath Nutzen bringen sollte, so müßte ich zum Voraus wissen, gegen was ich mein Mißtrauen zu richten hätte. Der Graf spielt nie, der Graf trinkt nur durch einen Tropfen spanischen Wein vergoldetes Wasser, der Graf hat sich als so reich angekündigt, daß er, ohne sich in das Gesicht lachen zu lassen, kein Geld von mir entlehnen könnte: was soll ich also von ihm befürchten?"

„Du hast Recht, meine Furcht ist thöricht, beson-

ders da sie einen Mann zum Gegenstand hat, der Dir das Leben rettete. Doch sprich, hat Ihn Dein Vater gut aufgenommen? Es ist von Belang, daß wir auf mehr als gutem Fuße mit dem Grafen stehen. Herr von Morcerf ist zuweilen beschäftigt, seine Angelegenheiten machen ihn sorgenvoll, und es könnte sein, daß er, ohne zu wollen. . ."

„Mein Vater war, wie man es nur immer wünschen konnte; ich sage noch mehr, er schien geschmeichelt durch ein paar sehr geschickte Komplimente, welche der Graf ebenso glücklich, als am geeigneten Orte eingleiten ließ, als hätte er ihn seit dreißig Jahren gekannt. Jeder von diesen Lobpfeilen mußte meinen Vater kitzeln," fügte Albert lachend bei, „sie trennten sich als die besten Freunde der Welt, und Herr von Morcerf wollte ihn sogar in die Kammer mitnehmen, um ihn seine Rede hören zu lassen."

Die Gräfin antwortete nicht, sie war in eine so tiefe Träumerei versunken, daß sich ihre Augen allmälig geschlossen hatten. Vor ihr stehend, betrachtete Sie der junge Mann mit jener Sohnesliebe, welche zärtlicher und inniger bei den Kindern ist, deren Mütter noch schön und jung sind! als er sah, wie sich ihre Augen schlossen, als er sie eine Minute lang in ihrer sanften Unbeweglichkeit athmen hörte und sie entschlummert glaubte, entfernte er sich auf den Fußspitzen und öffnete behutsam die Thüre des Zimmers, in welchem er seine Mutter zurückließ.

„Dieser Teufel von einem Menschen," murmelte er, den Kopf schüttelnd, „ich prophezeite ihm dort schon, er würde in der Welt Aufsehen machen; ich ermesse die Wirkung seiner Person nach einem untrüglichen Thermometer! meine Mutter hat ihn bemerkt, folglich muß er wohl merkwürdig sein."

Und er ging in seinen Stall hinab, nicht ohne einen gewissen geheimen Aerger darüber, daß sich der Graf, ohne nur daran zu denken, ein Gespann er-

worden hatte, welches seine Braunen im Geiste der Kenner in Numero 2 zurückstellte.

„Die Menschen sind sich offenbar nicht gleich," sprach er, „ich muß meinen Vater bitten, dieses Theorem in der hohen Kammer zu entwickeln."

Zweites Kapitel.

Herr Bertuccio.

Mittlerweile war der Graf in seiner Wohnung angelangt; er hatte sechs Minuten gebraucht, um den Weg zurückzulegen. Diese sechs Minuten genügten, daß er von zwanzig jungen Leuten wahrgenommen wurde, welche, bekannt mit dem Preise des Gespanns, das sie selbst nicht hatten kaufen können, ihre Rosse in Galopp setzten, um den glänzenden Herrn zu sehen, der sich Pferde um 10,000 Franken das Stück anschaffte.

Das von Ali gewählte Haus, welches als Residenz in der Stadt für Monte Christo dienen sollte, lag rechts, wenn man die Champs-Elysées hinaufgeht, zwischen Hof und Garten. Eine buschreiche Baumgruppe, die sich mitten im Hofe erhob, verbarg einen Theil der Façade; von dieser Gruppe liefen, zwei Armen ähnlich, zwei Alleen aus, welche sich nach rechts und links erstreckend, die Wagen vom Gitter aus zu einer doppelten Freitreppe führten, die auf jeder Stufe eine Porzellanvase voll Blumen trug. Dieses inmitten eines weiten Raumes vereinzelt stehende Haus hatte außer dem Haupteingang noch einen andern Eingang, der sich nach der Rue de Ponthieu öffnete.

Ehe der Kutscher den Portier angerufen hatte, drehte sich schon das masive Gitterthor auf seinen Angeln!

man hatte den Grafen kommen sehen, und er wurde in Paris, wie in Rom, wie überall, mit Blitzesschnelligkeit bedient. Der Kutscher fuhr also hinein, beschrieb den Halbkreis, ohne den Gang seiner Pferde im Geringsten zu hemmen, und die Räder krachten noch auf dem Sande der Allee, als bereits das Gitter wieder geschlossen war.

Auf der linken Seite der Freitreppe hielt der Wagen an, zwei Männer erschienen am Schlage: der eine war Ali, welcher seinem Herrn mit unglaublich treuherziger Freude zulächelte und sich durch einen einzigen Blick von Monte Christo bezahlt fand.

Der Andere verbeugte sich in Demuth und reichte dem Grafen den Arm, um ihm aussteigen zu helfen.

„Ich danke, Herr Bertuccio," sagte der Graf leicht die drei Stufen des Fußtrittes hinabspringend, „der Notar?"

„Er wartet im kleinen Salon, Excellenz," antwortete Bertuccio.

„Und die Visitenkarten, die Sie meinem Befehle gemäß stechen lassen sollten, sobald Sie die Nummer des Hauses wüßten?"

„Es ist bereits geschehen, Herr Graf, ich war bei dem besten Graveur des Palais Royal und ließ ihn die Platte in meiner Gegenwart ausführen, die erste abgezogene Karte wurde, wie Sie befohlen, dem Herrn Baron Danglars, Deputirten, Rue de la Chaussée d'Antin N. 7 überbracht, die andern liegen auf dem Kamin des Schlafzimmers Euerer Excellenz!"

„Gut. Wie viel Uhr ist es?"

„Vier Uhr."

Monte Christo gab seine Handschuhe, seinen Hut und seinen Stock dem französischen Bedienten, welcher aus dem Vorzimmer des Grafen von Morcerf weggerannt war, um den Wagen herbei zu rufen, und ging dann in den kleinen Salon, geführt von Bertuccio, der ihm den Weg zeigte.

„In diesem Vorzimmer sind armselige Marmor-

worben hatte, welches seine Braunen im Geiste der Kenner in Numero 2 zurückstellte.

„Die Menschen sind sich offenbar nicht gleich," sprach er, „ich muß meinen Vater bitten, dieses Theorem in der hohen Kammer zu entwickeln."

Zweites Kapitel.

Herr Bertuccio.

Mittlerweile war der Graf in seiner Wohnung angelangt; er hatte sechs Minuten gebraucht, um den Weg zurückzulegen. Diese sechs Minuten genügten, daß er von zwanzig jungen Leuten wahrgenommen wurde, welche, bekannt mit dem Preise des Gespanns, das sie selbst nicht hatten kaufen können, ihre Rosse in Galopp setzten, um den glänzenden Herrn zu sehen, der sich Pferde um 10,000 Franken das Stück anschaffte.

Das von Ali gewählte Haus, welches als Residenz in der Stadt für Monte Christo dienen sollte, lag rechts, wenn man die Champs-Elysées hinaufgeht, zwischen Hof und Garten. Eine buschreiche Baumgruppe, die sich mitten im Hofe erhob, verbarg einen Theil der Façade; von dieser Gruppe liefen, zwei Armen ähnlich, zwei Alleen aus, welche sich nach rechts und links erstreckend, die Wagen vom Gitter aus zu einer doppelten Freitreppe führten, die auf jeder Stufe eine Porzellanvase voll Blumen trug. Dieses inmitten eines weiten Raumes vereinzelt stehende Haus hatte außer dem Haupteingang noch einen andern Eingang, der sich nach der Rue de Ponthieu öffnete.

Ehe der Kutscher den Portier angerufen hatte, drehte sich schon das masive Gitterthor auf seinen Angeln!

man hatte den Grafen kommen sehen, und er wurde in Paris, wie in Rom, wie überall, mit Blitzesschnelligkeit bedient. Der Kutscher fuhr also hinein, beschrieb den Halbkreis, ohne den Gang seiner Pferde im Geringsten zu hemmen, und die Räder krachten noch auf dem Sande der Allee, als bereits das Gitter wieder geschlossen war.

Auf der linken Seite der Freitreppe hielt der Wagen an, zwei Männer erschienen am Schlage: der eine war Ali, welcher seinem Herrn mit unglaublich treuherziger Freude zulächelte und sich durch einen einzigen Blick von Monte Christo bezahlt fand.

Der Andere verbeugte sich in Demuth und reichte dem Grafen den Arm, um ihm aussteigen zu helfen.

„Ich danke, Herr Bertuccio," sagte der Graf leicht die drei Stufen des Fußtrittes hinabspringend, „der Notar?"

„Er wartet im kleinen Salon, Excellenz," antwortete Bertuccio.

„Und die Visitenkarten, die Sie meinem Befehle gemäß stechen lassen sollten, sobald Sie die Nummer des Hauses wüßten?"

„Es ist bereits geschehen, Herr Graf, ich war bei dem besten Graveur des Palais Royal und ließ ihn die Platte in meiner Gegenwart ausführen, die erste abgezogene Karte wurde, wie Sie befohlen, dem Herrn Baron Danglars, Deputirten, Rue de la Chaussée d'Antin N. 7 überbracht, die andern liegen auf dem Kamin des Schlafzimmers Euerer Excellenz!"

„Gut. Wie viel Uhr ist es?"

„Vier Uhr."

Monte Christo gab seine Handschuhe, seinen Hut und seinen Stock dem französischen Bedienten, welcher aus dem Vorzimmer des Grafen von Morcerf weggerannt war, um den Wagen herbei zu rufen, und ging dann in den kleinen Salon, geführt von Bertuccio, der ihm den Weg zeigte.

„In diesem Vorzimmer sind armselige Marmor-

figuren," sprach Monte Christo, „ich hoffe, man wird alle diese Dinge wegnehmen."

Bertuccio verbeugte sich.

Der Notar wartete, wie der Intendant gesagt hatte, im kleinen Salon.

Es war ein ehrliches Schreibersgesicht mit der unstörbaren Würde eines Tabellion aus dem Pariser Weichbild.

„Ist dieser Herr der Notar, der den Auftrag hat, das Landhaus zu verkaufen, welches ich mir erwerben will?" fragte Monte Christo.

„Ja mein Herr Graf," antwortete der Notar.

„Ist der Kaufvertrag geschrieben?"

„Ja, mein Herr Graf."

„Haben Sie ihn mitgebracht?"

„Hier ist er."

„Vortrefflich. Und wo liegt das Haus, das ich kaufe?" fragte nachläßig Monte Christo, sich halb an Bertuccio, halb an den Notar wendend.

Der Intendant machte eine Geberde, welche wohl bedeuten sollte: „Ich weiß es nicht."

Der Notar schaute Monte Christo erstaunt an und rief:

„Wie, der Herr Graf weiß nicht, wo das Haus liegt, das er kauft?"

„Meiner Treue, nein," sprach der Graf.

„Der Herr Graf kennt es gar nicht?"

„Wie Teufels soll ich es kennen? Ich komme diesen Morgen von Cadix, bin nie in Paris gewesen, ja es ist sogar das erste Mal, daß ich den Boden von Frankreich betrete."

„Dann ist es etwas Anderes; das Haus, welches der Herr Graf kauft, liegt in Auteuil."

Bei diesen Worten erbleichte Bertuccio sichtbar.

„Und wo liegt Auteuil?" fragte Monte Christo.

„Nur ein paar Schritte von hier, Herr Graf,"

erwiederte der Notar, „etwas hinter Passy in einer reizenden Gegend, mitten im Bois de Boulogne."

„So nahe!" sprach Monte Christo, „das ist kein Landhaus. Wie Teufels konnten Sie ein Haus am Thore von Paris wählen, Herr Bertuccio?"

„Ich!" rief der Intendant mit seltsamem Eifer; „der Herr Graf hat mich nicht beauftragt, dieses Haus zu wählen; der Herr Graf wolle die Gnade haben, sich zu erinnern, in seinem Gedächtnisse nachzusuchen."

„Ah! es ist richtig," sprach Monte Christo, „ich erinnere mich nun, ich habe die Anzeige in irgend einem Blatte gelesen und mich durch den lügnerischen Titel: Landhaus, verführen lassen."

„Es ist noch Zeit," sprach Bertuccio lebhaft, „und wenn mich Euere Excellenz beauftragen will, anderswo zu suchen, so werde ich das Beste finden, was es gibt, mag es nun in Enghien, in Fontenay-aux-Roses oder in Bellevue sein."

„Meiner Treue, nein," erwiederte Monte Christo sorglos, „da ich dieses habe, so werde ich es behalten."

„Und der gnädige Herr hat Recht," sagte rasch der Notar, der sein Honorar zu verlieren befürchtete, „es ist ein reizendes Eigenthum: fließendes Wasser, Gebüsch, ein, wenn auch seit geraumer Zeit verlassenes, doch äußerst comfortables Wohngebäude, abgesehen von dem Mobiliar, das, so alt es auch ist, doch seinen Werth hat, besonders heut zu Tage, wo man Alterthümer liebt und sucht. Um Vergebung, aber ich glaube, der Herr Graf hat den Geschmack seiner Zeit."

„Sagen Sie dies immerhin," sprach Monte Christo; „es ist also anständig?"

„Mehr noch, es ist herrlich."

„Den Teufel, eine solche Gelegenheit wollen wir nicht versäumen," rief Monte Christo; „den Vertrag, wenn es beliebt, Herr Notar."

Und er unterzeichnete rasch, nachdem er einen Blick

auf die Stelle geworfen hatte, wo die Lage des Hauses und die Namen der Eigenthümer bezeichnet waren.

„Bertuccio," sagte er sodann, geben Sie diesem Herrn fünf und fünfzig tausend Franken."

„Der Intendant ging mit unsicheren Schritten hinaus und kehrte mit einem Päckchen Bankbillets zurück, welche der Notar wie ein Mensch zählte, der gewohnt ist, sein Geld nur nach der gesetzlichen Bereinigung zu empfangen.

„Und nun ist allen Förmlichkeiten Genüge geleistet?" fragte der Graf.

„Allen, mein Herr Graf."

„Haben Sie die Schlüssel?"

„Sie sind in den Händen des Concierge, der das Haus bewacht; doch hier ist der schriftliche Befehl, den ich an ihn ergehen lasse, den gnädigen Herrn in sein Eigenthum einzuweisen."

„Sehr gut."

Und Monte Christo machte ein Zeichen mit dem Kopfe, welches sagen wollte:

„Gehen Sie, ich bedarf Ihrer nicht mehr."

„Aber mir scheint," bemerkte der ehrliche Notar, „der Herr Graf hat sich getäuscht; es beträgt nur fünfzig tausend Franken, Alles mit einbegriffen."

„Und Ihr Honorar?"

„Ist mittelst dieser Summe bezahlt, mein Herr Graf."

„Sind Sie nicht von Auteuil hierher gefahren?"

„Allerdings."

„Nun, so muß ich doch die Störung bezahlen, die ich Ihnen verursacht habe," sprach der Graf. Und er entließ ihn mit einer Geberde.

Der Notar ging rückwärts und sich bis auf den Boden verbeugend hinaus; es war das erste Mal, daß er, seit seiner Einschreibung in die Zunft, einen solchen Kunden fand.

„Begleiten Sie diesen Herrn," sprach der Graf zu Bertuccio.

Der Intendant ging hinter dem Notar hinaus.

Kaum war der Graf allein, als er aus seiner Tasche ein Portefeuille mit einem Schlosse zog, das er mit einem Schlüsselchen öffnete, welches er am Halse trug und nie von sich ließ.

Nachdem er einen Augenblick gesucht hatte, verweilte er bei einem Blättchen, worauf einige Notizen standen, verglich diese mit der auf dem Tische liegenden Verkaufsacte, faßte seine Erinnerungen zusammen und sprach:

„Auteuil, Rue de la Fontaine, Numero 30; so ist es; soll ich es nun auf ein durch den religiösen Schrecken oder durch den körperlichen Schrecken entrissenes Geständniß ankommen lassen? In einer Stunde werde ich übrigens Alles erfahren?"

„Bertuccio!" rief er, mit einem Hämmerchen mit biegsamem Stiele auf ein Glöckchen schlagend, das einen scharfen, lange anhaltenden Ton von sich gab, „Bertuccio!"

Der Intendant erschien auf der Schwelle.

„Herr Bertuccio," sprach der Graf," sagten Sie mir nicht, Sie wären in Frankreich gereist?"

„Ja, Excellenz, in einigen Theilen von Frankreich."

„Sie kennen ohne Zweifel die Gegend von Paris?"

„Nein, Excellenz," antwortete der Intendant mit einem gewissen Nervenzittern, welches der Graf, ein Kenner von Bewegungen, mit Recht einer heftigen Unruhe zuschrieb.

„Es ist ärgerlich, daß Sie nie die Gegend von Paris besucht haben," sagte er, „denn ich will noch diesen Abend mein neues Gut in Augenschein nehmen, und wenn Sie mich begleitet hätten, würden Sie mir ohne Zweifel nützliche Auskunft gegeben haben."

„Nach Auteuil!" rief Bertuccio, dessen kupferfar-

biges Gesicht plötzlich leichenblaß wurde. „Ich nach Auteuil gehen!“

„Ei! sagen Sie mir, was ist denn Erstaunliches daran, daß Sie nach Auteuil gehen sollen? Wenn ich in Auteuil wohnen werde, müssen Sie wohl dahin kommen, insofern Sie zum Hause gehören!“

Bertuccio neigte das Haupt vor dem gebieterischen Blicke des Herrn und blieb unbeweglich und ohne zu antworten.

„Was ist Ihnen denn? Sie lassen mich zum zweiten Male um den Wagen läuten?“ rief Monte Christo mit dem Tone, in welchem Ludwig XIV. das bekannte: „Ich habe warten müssen!“ aussprach.

Bertuccio machte nur einen Sprung von dem kleinen Salon in das Vorzimmer und schrie mit einer heiseren Stimme:

„Die Pferde Seiner Excellenz!“

Monte Christo schrieb ein paar Briefe; als er den letzten versiegelte, erschien der Intendant wieder und meldete:

„Der Wagen Seiner Excellenz steht vor der Thüre.

„Wohl, so nehmen Sie Ihre Handschuhe und Ihren Hut,“ sagte Monte Christo.

„Soll ich mit dem Herrn Grafen fahren?“ rief Bertuccio.

„Allerdings, Sie müssen Ihre Befehle geben, da ich dieses Haus zu bewohnen gedenke.“

Es gab kein Beispiel, daß man einem Befehle des Grafen widersprochen hatte; der Intendant folgte auch, ohne eine Einwendung zu machen, seinem Herrn, welcher in den Wagen stieg und ihn durch ein Zeichen dasselbe thun hieß.

Der Intendant nahm seinen Platz ehrfurchtsvoll auf dem Vordersitz.

Drittes Kapitel.

Das Haus in Auteuil.

Monte Christo war es nicht entgangen, daß Bertuccio, die Freitreppe hinabsteigend, sich nach Art der Corsen, das heißt die Luft mit dem Daumen durchschneidend, bekreuzt und sich in den Wagen setzend ein kurzes Gebet gemurmelt hatte. Jeder Andere, als ein neugieriger Mensch, hätte Mitleid mit dem Widerwillen des würdigen Intendanten gegen die von dem Grafen beabsichtigte Spazierfahrt extra muros gehabt; dieser aber war, wie es schien, zu neugierig, um Bertuccio von der kleinen Reise freizusprechen. In zwanzig Minuten war man in Auteuil. Die Unruhe des Intendanten hatte immer mehr zugenommen. Als man in das Dorf hineinfuhr, betrachtete Bertuccio, in die Ecke des Wagens gedrückt, mit einer fieberhaften Aufregung jedes Haus, vor dem man vorüberkam.

„Sie lassen in der Rue de la Fontaine No. 28 halten," sagte der Graf, seinen Blick unbarmherzig auf den Intendanten heftend, dem er diesen Befehl gab.

Der Schweiß trat Bertuccio auf das Gesicht, und dennoch gehorchte er und rief, sich aus dem Wagen neigend, dem Kutscher; „Rue de la Fontaine, No. 28," zu.

Dieses Numero 28 lag am Ende des Dorfes. Während der Fahrt war es Nacht geworden, oder es verlieh vielmehr eine völlig mit Electricität beladene Wolke der frühzeitigen Finsterniß den Anschein und die Feierlichkeit einer dramatischen Episode. Der Wagen hielt an, der Lackei stürzte an den Schlag und öffnete.

„Nun!" sagte der Graf, „Sie steigen nicht aus, Herr Bertuccio, Sie bleiben also im Wagen? Aber woran des Teufels denken Sie denn diesen Abend?"

Bertuccio sprang aus dem Wagen und bot seine

worben hatte, welches seine Braunen im Geiste der Kenner in Numero 2 zurückstellte.

„Die Menschen sind sich offenbar nicht gleich," sprach er, „ich muß meinen Vater bitten, dieses Theorem in der hohen Kammer zu entwickeln."

Zweites Kapitel.

Herr Bertuccio.

Mittlerweile war der Graf in seiner Wohnung angelangt; er hatte sechs Minuten gebraucht, um den Weg zurückzulegen. Diese sechs Minuten genügten, daß er von zwanzig jungen Leuten wahrgenommen wurde, welche, bekannt mit dem Preise des Gespanns, das sie selbst nicht hatten kaufen können, ihre Rosse in Galopp setzten, um den glänzenden Herrn zu sehen, der sich Pferde um 10,000 Franken das Stück anschaffte.

Das von Ali gewählte Haus, welches als Residenz in der Stadt für Monte Christo dienen sollte, lag rechts, wenn man die Champs-Elysées hinaufgeht, zwischen Hof und Garten. Eine buschreiche Baumgruppe, die sich mitten im Hofe erhob, verbarg einen Theil der Façade; von dieser Gruppe liefen, zwei Armen ähnlich, zwei Alleen aus, welche sich nach rechts und links erstreckend, die Wagen vom Gitter aus zu einer doppelten Freitreppe führten, die auf jeder Stufe eine Porzellanvase voll Blumen trug. Dieses inmitten eines weiten Raumes vereinzelt stehende Haus hatte außer dem Haupteingang noch einen andern Eingang, der sich nach der Rue de Ponthieu öffnete.

Ehe der Kutscher den Portier angerufen hatte, drehte sich schon das masive Gitterthor auf seinen Angeln!

man hatte den Grafen kommen sehen, und er wurde in Paris, wie in Rom, wie überall, mit Blitzesschnelligkeit bedient. Der Kutscher fuhr also hinein, beschrieb den Halbkreis, ohne den Gang seiner Pferde im Geringsten zu hemmen, und die Räder krachten noch auf dem Sande der Allee, als bereits das Gitter wieder geschlossen war.

Auf der linken Seite der Freitreppe hielt der Wagen an, zwei Männer erschienen am Schlage: der eine war Ali, welcher seinem Herrn mit unglaublich treuherziger Freude zulächelte und sich durch einen einzigen Blick von Monte Christo bezahlt fand.

Der Andere verbeugte sich in Demuth und reichte dem Grafen den Arm, um ihm aussteigen zu helfen.

„Ich danke, Herr Bertuccio," sagte der Graf leicht die drei Stufen des Fußtrittes hinabspringend, „der Notar?"

„Er wartet im kleinen Salon, Excellenz," antwortete Bertuccio.

„Und die Visitenkarten, die Sie meinem Befehle gemäß stechen lassen sollten, sobald Sie die Nummer des Hauses wüßten?"

„Es ist bereits geschehen, Herr Graf, ich war bei dem besten Graveur des Palais Royal und ließ ihn die Platte in meiner Gegenwart ausführen, die erste abgezogene Karte wurde, wie Sie befohlen, dem Herrn Baron Danglars, Deputirten, Rue de la Chaussée d'Antin N. 7 überbracht, die andern liegen auf dem Kamin des Schlafzimmers Euerer Excellenz!"

„Gut. Wie viel Uhr ist es?"

„Vier Uhr."

Monte Christo gab seine Handschuhe, seinen Hut und seinen Stock dem französischen Bedienten, welcher aus dem Vorzimmer des Grafen von Morcerf weggerannt war, um den Wagen herbei zu rufen, und ging dann in den kleinen Salon, geführt von Bertuccio, der ihm den Weg zeigte.

„In diesem Vorzimmer sind armselige Marmor-

figuren," sprach Monte Christo, „ich hoffe, man wird alle diese Dinge wegnehmen."

Bertuccio verbeugte sich.

Der Notar wartete, wie der Intendant gesagt hatte, im kleinen Salon.

Es war ein ehrliches Schreibersgesicht mit der unstörbaren Würde eines Tabellion aus dem Pariser Weichbild.

„Ist dieser Herr der Notar, der den Auftrag hat, das Landhaus zu verkaufen, welches ich mir erwerben will?" fragte Monte Christo.

„Ja mein Herr Graf," antwortete der Notar.

„Ist der Kaufvertrag geschrieben?"

„Ja, mein Herr Graf."

„Haben Sie ihn mitgebracht?"

„Hier ist er."

„Vortrefflich. Und wo liegt das Haus, das ich kaufe?" fragte nachläßig Monte Christo, sich halb an Bertuccio, halb an den Notar wendend.

Der Intendant machte eine Geberde, welche wohl bedeuten sollte: „Ich weiß es nicht."

Der Notar schaute Monte Christo erstaunt an und rief:

„Wie, der Herr Graf weiß nicht, wo das Haus liegt, das er kauft?"

„Meiner Treue, nein," sprach der Graf.

„Der Herr Graf kennt es gar nicht?"

„Wie Teufels soll ich es kennen? Ich komme diesen Morgen von Cadix, bin nie in Paris gewesen, ja es ist sogar das erste Mal, daß ich den Boden von Frankreich betrete."

„Dann ist es etwas Anderes; das Haus, welches der Herr Graf kauft, liegt in Auteuil."

Bei diesen Worten erbleichte Bertuccio sichtbar.

„Und wo liegt Auteuil?" fragte Monte Christo.

„Nur ein paar Schritte von hier, Herr Graf,"

erwiederte der Notar, „etwas hinter Passy in einer reizenden Gegend, mitten im Bois de Boulogne."

„So nahe!" sprach Monte Christo, „das ist kein Landhaus. Wie Teufels konnten Sie ein Haus am Thore von Paris wählen, Herr Bertuccio?"

„Ich!" rief der Intendant mit seltsamem Eifer; „der Herr Graf hat mich nicht beauftragt, dieses Haus zu wählen; der Herr Graf wolle die Gnade haben, sich zu erinnern, in seinem Gedächtnisse nachzusuchen."

„Ah! es ist richtig," sprach Monte Christo, „ich erinnere mich nun, ich habe die Anzeige in irgend einem Blatte gelesen und mich durch den lügnerischen Titel: Landhaus, verführen lassen."

„Es ist noch Zeit," sprach Bertuccio lebhaft, „und wenn mich Euere Excellenz beauftragen will, anderswo zu suchen, so werde ich das Beste finden, was es gibt, mag es nun in Enghien, in Fontenay-aux-Roses oder in Bellevue sein."

„Meiner Treue, nein," erwiederte Monte Christo sorglos, „da ich dieses habe, so werde ich es behalten."

„Und der gnädige Herr hat Recht," sagte rasch der Notar, der sein Honorar zu verlieren befürchtete, „es ist ein reizendes Eigenthum: fließendes Wasser, Gebüsch, ein, wenn auch seit geraumer Zeit verlassenes, doch äußerst comfortables Wohngebäude, abgesehen von dem Mobiliar, das, so alt es auch ist, doch seinen Werth hat, besonders heut zu Tage, wo man Alterthümer liebt und sucht. Um Vergebung, aber ich glaube, der Herr Graf hat den Geschmack seiner Zeit."

„Sagen Sie dies immerhin," sprach Monte Christo; „es ist also anständig?"

„Mehr noch, es ist herrlich."

„Den Teufel, eine solche Gelegenheit wollen wir nicht versäumen," rief Monte Christo; „den Vertrag, wenn es beliebt, Herr Notar."

Und er unterzeichnete rasch, nachdem er einen Blick

auf die Stelle geworfen hatte, wo die Lage des Hauses und die Namen der Eigenthümer bezeichnet waren.

„Bertuccio," sagte er sodann, geben Sie diesem Herrn fünf und fünfzig tausend Franken."

„Der Intendant ging mit unsicheren Schritten hinaus und kehrte mit einem Päckchen Bankbillets zurück, welche der Notar wie ein Mensch zählte, der gewohnt ist, sein Geld nur nach der gesetzlichen Vereinigung zu empfangen.

„Und nun ist allen Förmlichkeiten Genüge geleistet?" fragte der Graf.

„Allen, mein Herr Graf."

„Haben Sie die Schlüssel?"

„Sie sind in den Händen des Concierge, der das Haus bewacht; doch hier ist der schriftliche Befehl, den ich an ihn ergehen lasse, den gnädigen Herrn in sein Eigenthum einzuweisen."

„Sehr gut."

Und Monte Christo machte ein Zeichen mit dem Kopfe, welches sagen wollte:

„Gehen Sie, ich bedarf Ihrer nicht mehr."

„Aber mir scheint," bemerkte der ehrliche Notar, „der Herr Graf hat sich getäuscht; es beträgt nur fünfzig tausend Franken, Alles mit einbegriffen."

„Und Ihr Honorar?"

„Ist mittelst dieser Summe bezahlt, mein Herr Graf."

„Sind Sie nicht von Auteuil hierher gefahren?"

„Allerdings."

„Nun, so muß ich doch die Störung bezahlen, die ich Ihnen verursacht habe," sprach der Graf. Und er entließ ihn mit einer Geberde.

Der Notar ging rückwärts und sich bis auf den Boden verbeugend hinaus; es war das erste Mal, daß er, seit seiner Einschreibung in die Zunft, einen solchen Kunden fand.

„Begleiten Sie diesen Herrn," sprach der Graf zu Bertuccio.

Der Intendant ging hinter dem Notar hinaus.

Kaum war der Graf allein, als er aus seiner Tasche ein Portefeuille mit einem Schlosse zog, das er mit einem Schlüsselchen öffnete, welches er am Halse trug und nie von sich ließ.

Nachdem er einen Augenblick gesucht hatte, verweilte er bei einem Blättchen, worauf einige Notizen standen, verglich diese mit der auf dem Tische liegenden Verkaufsacte, faßte seine Erinnerungen zusammen und sprach:

„Auteuil, Rue de la Fontaine, Numero 30; so ist es; soll ich es nun auf ein durch den religiösen Schrecken oder durch den körperlichen Schrecken entrissenes Geständniß ankommen lassen? In einer Stunde werde ich übrigens Alles erfahren?"

„Bertuccio!" rief er, mit einem Hämmerchen mit biegsamem Stiele auf ein Glöckchen schlagend, das einen scharfen, lange anhaltenden Ton von sich gab, „Bertuccio!"

Der Intendant erschien auf der Schwelle.

„Herr Bertuccio," sprach der Graf," sagten Sie mir nicht, Sie wären in Frankreich gereist?"

„Ja, Excellenz, in einigen Theilen von Frankreich."

„Sie kennen ohne Zweifel die Gegend von Paris?"

„Nein, Excellenz," antwortete der Intendant mit einem gewissen Nervenzittern, welches der Graf, ein Kenner von Bewegungen, mit Recht einer heftigen Unruhe zuschrieb.

„Es ist ärgerlich, daß Sie nie die Gegend von Paris besucht haben," sagte er, „denn ich will noch diesen Abend mein neues Gut in Augenschein nehmen, und wenn Sie mich begleitet hätten, würden Sie mir ohne Zweifel nützliche Auskunft gegeben haben."

„Nach Auteuil!" rief Bertuccio, dessen kupferfar-

biges Gesicht plötzlich leichenblaß wurde. „Ich nach Auteuil gehen!"

„Ei! sagen Sie mir, was ist denn Erstaunliches daran, daß Sie nach Auteuil gehen sollen? Wenn ich in Auteuil wohnen werde, müssen Sie wohl dahin kommen, insofern Sie zum Hause gehören!"

Bertuccio neigte das Haupt vor dem gebieterischen Blicke des Herrn und blieb unbeweglich und ohne zu antworten.

„Was ist Ihnen denn? Sie lassen mich zum zweiten Male um den Wagen läuten?" rief Monte Christo mit dem Tone, in welchem Ludwig XIV. das bekannte: „Ich habe warten müssen!" aussprach.

Bertuccio machte nur einen Sprung von dem kleinen Salon in das Vorzimmer und schrie mit einer heiseren Stimme:

„Die Pferde Seiner Excellenz!"

Monte Christo schrieb ein paar Briefe; als er den letzten versiegelte, erschien der Intendant wieder und meldete:

„Der Wagen Seiner Excellenz steht vor der Thüre.

„Wohl, so nehmen Sie Ihre Handschuhe und Ihren Hut," sagte Monte Christo.

„Soll ich mit dem Herrn Grafen fahren?" rief Bertuccio.

„Allerdings, Sie müssen Ihre Befehle geben, da ich dieses Haus zu bewohnen gedenke."

Es gab kein Beispiel, daß man einem Befehle des Grafen widersprochen hatte; der Intendant folgte auch, ohne eine Einwendung zu machen, seinem Herrn, welcher in den Wagen stieg und ihn durch ein Zeichen dasselbe thun hieß.

Der Intendant nahm seinen Platz ehrfurchtsvoll auf dem Vordersitz.

Drittes Kapitel.

Das Haus in Auteuil.

Monte Christo war es nicht entgangen, daß Bertuccio, die Freitreppe hinabsteigend, sich nach Art der Corsen, das heißt die Luft mit dem Daumen durchschneidend, bekreuzt und sich in den Wagen setzend ein kurzes Gebet gemurmelt hatte. Jeder Andere, als ein neugieriger Mensch, hätte Mitleid mit dem Widerwillen des würdigen Intendanten gegen die von dem Grafen beabsichtigte Spazierfahrt extra muros gehabt; dieser aber war, wie es schien, zu neugierig, um Bertuccio von der kleinen Reise freizusprechen. In zwanzig Minuten war man in Auteuil. Die Unruhe des Intendanten hatte immer mehr zugenommen. Als man in das Dorf hineinfuhr, betrachtete Bertuccio, in die Ecke des Wagens gedrückt, mit einer fieberhaften Aufregung jedes Haus, vor dem man vorüberkam.

„Sie lassen in der Rue de la Fontaine No. 28 halten," sagte der Graf, seinen Blick unbarmherzig auf den Intendanten heftend, dem er diesen Befehl gab.

Der Schweiß trat Bertuccio auf das Gesicht, und dennoch gehorchte er und rief, sich aus dem Wagen neigend, dem Kutscher; „Rue de la Fontaine, No. 28," zu.

Dieses Numero 28 lag am Ende des Dorfes. Während der Fahrt war es Nacht geworden, oder es verlieh vielmehr eine völlig mit Electricität beladene Wolke der frühzeitigen Finsterniß den Anschein und die Feierlichkeit einer dramatischen Episode. Der Wagen hielt an, der Lackei stürzte an den Schlag und öffnete.

„Nun!" sagte der Graf, „Sie steigen nicht aus, Herr Bertuccio, Sie bleiben also im Wagen? Aber woran des Teufels denken Sie denn diesen Abend?"

Bertuccio sprang aus dem Wagen und bot seine

Schulter dem Grafen, der sich diesmal darauf stützte und die drei Stufen des Fußtrittes, eine nach der andern, hinabstieg.

„Klopfen Sie," sagte der Graf, „und kündigen Sie mich an."

Bertuccio klopfte, die Thüre öffnete sich und der Hausmeister erschien.

„Was beliebt?" fragte er.

„Ihr neuer Herr ist hier, braver Mann," sprach der Diener, und übergab dem Hausmeister das Beglaubigungsschreiben des Notars.

„Das Haus ist also verkauft, und der Herr wird es bewohnen?" versetzte der Hausmeister.

„Ja, mein Freund," sprach der Graf, „und ich werde dafür besorgt sein, daß Sie den Verlust Ihres früheren Herrn nicht zu beklagen haben."

„Oh! Herr, ich habe nicht viel zu beklagen, denn wir sahen ihn nur äußerst selten; er ist seit mehr als fünf Jahren nicht hierher gekommen, und er hat bei meiner Treue wohl daran gethan, ein Haus zu verkaufen, das ihm lediglich nichts eintrug."

„Und wie hieß Ihr früherer Herr?"

„Der Herr Marquis von Saint-Meran; oh! ich bin überzeugt, er hat das Haus nicht um das verkauft, was es ihn kostete."

„Der Marquis von Saint-Meran!" versetzte Monte Christo, „der Name kommt mir bekannt vor; der Marquis von Saint-Meran ..."

Und er schien in seinem Gedächtniß zu suchen.

„Ein alter Edelmann," fuhr der Hausmeister fort, „ein getreuer Diener der Bourbonen; er hatte eine einzige Tochter, die an Herrn von Villefort verheirathet war, welcher Staatsanwalt in Nimes und später in Versailles gewesen ist."

Monte Christo warf einen Blick auf Bertuccio, der fahler aussah, als die Mauer an die er sich lehnte, um nicht zu fallen.

„Ist diese Tochter nicht gestorben?“ fragte Monte Christo; „es ist mir als hätte ich es sagen hören.“

“Ja, mein Herr, vor ein und zwanzig Jahren, und seitdem haben wir den armen Marquis nicht dreimal gesehen.“

„Ich danke,“ sagte Monte Christo, denn der Intendant kam ihm so niedergeschmettert vor, daß er, ohne Gefahr zu laufen, sie zu zerreißen, diese Saite nicht mehr weiter spannen zu können glaubte; „ich danke. Geben Sie mir Licht braver Mann.“

„Soll ich den Herrn führen?“

„Nein, es ist nicht nöthig, Bertuccio wird mir leuchten.“ Monte Christo begleitete diese Worte mit einem Geschenke von zwei Goldstücken, welche einen Ausbruch von Segnungen und Seufzern zur Folge hatten.

„O! Herr,“ sagte der Hausmeister, nachdem er vergebens auf dem Rande des Kamins und in dessen Umgebung gesucht hatte, „ich habe keine Kerzen hier.“

„Nehmen Sie eine von den Wagenlaternen, Bertuccio, und zeigen Sie mir die Zimmer,“ sagte der Graf.

Der Intendant gehorchte, ohne eine Bemerkung zu machen, aber an dem Zittern der Hand, welche die Laterne hielt, war leicht wahrzunehmen, was ihn dieser Gehorsam kostete.

Man durchlief ein ziemlich geräumiges Erdgeschoß, einen ersten Stock, bestehend aus einem Salon, einem Badezimmer und zwei Schlafzimmern. Durch eines von diesen Schlafzimmern gelangte man zu einer Wendeltreppe, deren Ende nach einem Garten ausmündete.

„Ah! ein Nebenausgang,“ sprach der Graf, „das ist sehr bequem. Leuchten Sie mir, Herr Bertuccio; gehen Sie voraus, wir wollen sehen, wohin die Treppe führt.“

„Herr Graf, sie geht in den Garten,“ erwiederte Bertuccio.

„Und woher wissen Sie das?"

„Das heißt, sie muß wohl dahin führen."

„Gut, wir wollen uns überzeugen."

Bertuccio stieß einen Seufzer aus und ging voran. Die Treppe führte wirklich nach dem Garten.

An der äußeren Thüre blieb Bertuccio stehen.

„Vorwärts, Herr Bertuccio!" sagte der Graf.

Doch derjenige, an welchen er sich wandte, war ganz betäubt, vernichtet. Seine irren Augen suchten rings umher die Spuren einer furchtbaren Vergangenheit, und er schien mit seinen krampfhaft zusammengepreßten Händen entsetzliche Erinnerungen zurückdrängen zu wollen.

„Nun!" rief der Graf.

„Nein, nein," stammelte Bertuccio, die Laterne in die Ecke der innern Mauer stellend; „nein, Herr Graf, ich gehe nicht weiter, es ist unmöglich!"

„Was soll das heißen?" entgegnete die unwiderstehliche Stimme von Monte Christo.

„Sie sehen wohl, Excellenz," rief der Intendant, „daß dies nicht mit natürlichen Dingen zugeht; Sie wollten ein Haus in der Gegend von Paris kaufen, und kauften gerade eines in Auteuil, und das Haus, das Sie kaufen, ist das Numero 28 in der Rue de la Fontaine. Oh! warum habe ich Ihnen nicht dort schon Alles gesagt, gnädiger Herr; Sie hätten sicherlich nicht von mir verlangt, ich solle mitfahren. Ich hoffte, das Haus des Herrn Grafen würde ein anderes sein! Als ob es nicht noch mehr Häuser in Auteuil gäbe, als das, wo der Mord vorgefallen ist!"

„Oh! oh!" rief Monte Christo, „was für ein scheußliches Wort haben Sie da ausgesprochen! Teufel von einem Menschen! Eingefleischter Corse! stets Aberglauben oder Geheimnisse! Nehmen Sie die Laterne und lassen Sie uns den Garten besehen, mit mir werden Sie hoffentlich keine Angst haben?"

Bertuccio hob die Laterne auf und gehorchte. Die

Thüre enthüllte, sich öffnend, einen blassen Himmel, an welchem der Mond vergebens gegen ein Meer von Wolken kämpfte, die ihn bedeckten und einen Augenblick von ihm beleuchtet, sich noch düsterer als zuvor wieder in den Tiefen des Unendlichen verloren.

Der Intendant wollte sich nach der linken Seite wenden.

„Nein, nein," sagte der Graf, „wozu den Alleen folgen, mein Herr? Hier ist ein schöner Rasen, gehen wir gerade aus."

Bertuccio wischte den Schweiß ab, der von seiner Stirne lief, gehorchte jedoch, zielte dabei aber fortwährend gegen links.

Monte Christo wandte sich im Gegentheil mehr rechts; an einer Baumgruppe angelangt, blieb er stehen.

Der Intendant vermochte es nicht länger auszuhalten und rief:

„Zurück, Herr! ich bitte, halten Sie sich ferne, Sie sind gerade an der Stelle."

„An welcher Stelle?"

„An der Stelle, wo er gefallen ist."

„Mein lieber Herr Bertuccio," versetzte Monte Christo lachend, „kommen Sie doch zu sich, wir sind hier nicht in Sartene oder Corte; es ist dies kein Maquis, sondern ein, ich kann es nicht leugnen, schlecht unterhaltener englischer Garten, den man aber darum nicht schmähen darf."

„Gnädigster Herr, ich flehe Sie an, bleiben Sie nicht dort."

„Ich glaube, Sie werden ein Narr, Meister Bertuccio; wenn dies der Fall ist, so sagen Sie es mir, ich lasse Sie in irgend eine Heilanstalt einsperren, ehe ein Unglück geschieht."

„Ach! Excellenz," sprach Bertuccio den Kopf schüttelnd und die Hände mit einer Bewegung faltend, welche den Grafen lachen gemacht haben würde, wenn ihn nicht in diesem Augenblick Gedanken von höherem In-

teresse gefesselt und äußerst aufmerksam auf den geringsten Ausfluß dieses von der Angst gepeinigten Gewissens gemacht hätte; „ach! Excellenz, das Unglück ist geschehen."

„Mein Herr Bertuccio," entgegnete der Graf, „ich erlaube mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie bei Ihren heftigen Geberden sich die Arme verdrehen und die Augen rollen, wie ein Besessener, aus dessen Leib der Teufel nicht weichen will; ich habe aber stets wahrgenommen, daß derjenige Teufel, welcher mit der größten Hartnäckigkeit an seinem Platze zu bleiben trachtet, ein Geheimniß ist. Ich wußte, daß Sie ein Corse sind, ich wußte auch, daß Sie stets düster waren und eine alte Vendettageschichte wiederkauten, und ließ dies in Italien hingehen, weil dergleichen Dinge dort gäng und gebe sind; in Frankreich aber findet man den Mord im Allgemeinen von sehr schlechtem Geschmack; es gibt Gendarmen, die sich damit beschäftigen, Richter, welche verurtheilen und rächende Schaffote."

Bertuccio faltete die Hände, und da er bei Ausführung dieser verschiedenen Evolutionen seine Laterne nicht losließ, so beleuchtete das Licht sein verstörtes Gesicht.

Monte Christo schaute ihn eine Minute lang mit demselben Auge an, mit dem er in Rom die Hinrichtung von Andrea angeschaut hatte, und sprach dann mit einem Tone, bei welchem ein neuer Schauer den Leib des armen Intendanten durchlief:

Der Abbé Busoni hat also gelogen, als er mir Sie nach seiner Reise durch Frankreich im Jahre 1829 mit einem Empfehlungsbriefe zuschickte, worin er Ihre kostbaren Eigenschaften hervorhob. Gut, ich werde dem Abbé schreiben, ich werde ihn für seinen Schützling verantwortlich machen und ohne Zweifel erfahren, wie es sich mit dieser ganzen Mordgeschichte verhält. Ich mache Sie jedoch darauf aufmerksam, Herr Bertuccio, daß ich mich, wenn ich in einem Lande bin, nach

dessen Gesetzen zu richten pflege und keine Lust habe, mich Ihnen zu Liebe mit der französischen Justiz zu entzweien."

„Oh! thun Sie das nicht, Excellenz; nicht wahr, ich habe treu gedient?" rief Bertuccio in Verzweiflung; „ich bin immer ein ehrlicher Mann gewesen, und habe sogar, so viel ich vermochte, gute Handlungen verrichtet."

„Ich leugne das nicht, doch warum des Teufels haben Sie sich so geberdet? Das ist ein schlimmes Zeichen; ein reines Gewissen bringt nicht so viel Blässe auf die Wangen, so viel Fieber in die Hände eines Menschen . . ."

„Aber, Herr Graf," versetzte Bertuccio zögernd, „sagten Sie mir nicht selbst, es sei Ihnen vom Abbé Busoni, der meine Beichte im Gefängniß zu Nimes hörte, als er mich zu Ihnen schickte mitgetheilt worden, ich habe mir einen schweren Vorwurf zu machen?"

„Ja, doch da er Sie mit der Bemerkung, Sie würden ein vortrefflicher Intendant werden, an mich adressirte, so glaubte ich ganz einfach, Sie hätten gestohlen."

„Oh! Herr Graf," rief Bertuccio mit Verachtung.

„Oder als Corse hätten Sie dem Verlangen nicht widerstehen können, eine Haut zu machen, wie man in Ihrem Lande durch Antiphrase sagt, während man im Gegentheil eine Haut vernichtet."

„Nun! ja, mein guter gnädiger Herr, ja, Excellenz, so ist es," rief Bertuccio, sich dem Grafen zu Füßen werfend, „ja, es ist eine Rache, das schwöre ich, eine einfache Rache."

„Ich begreife dies, begreife aber nicht, warum Sie gerade dieses Haus mit solcher Heftigkeit galvanisirt?"

„Ist das nicht natürlich, gnädigster Herr, da in diesem Hause die Rache vollführt wurde?"

„Wie, in meinem Hause?"

„Oh! Excellenz, es gehörte noch nicht Ihnen," erwiederte naiver Weise Bertuccio.

„Aber wem gehörte es denn? Dem Herrn Marquis von Saint-Meran, sagte uns, glaube ich, der Hausmeister. Was des Teufels hatten Sie denn an dem Marquis von Saint-Meran zu rächen?"

„Oh! er war es nicht, sondern ein Anderer."

„Es ist ein seltsames Zusammentreffen," sprach Monte Christo, der, wie es schien, seinen Betrachtungen folgte, „Sie finden sich durch Zufall, ohne irgend eine Vorbereitung, wieder an einem Orte, wo eine Scene vorgefallen ist, welche so furchtbare Gewissensbisse bei Ihnen veranlaßt ...."

„Gnädiger Herr, ich bin fest überzeugt, ein unvermeidliches Verhängniß lenkt dies so: zuerst kaufen Sie ein Haus gerade in Auteuil. Dieses Haus ist dasjenige, in welchem ich einen Mord begangen habe; Sie steigen in den Garten gerade auf der Treppe herab, wo er herabgestiegen ist; Sie bleiben gerade auf der Stelle stehen, wo er den Stoß erhalten hat; zwei Schritte von hier unter jener Platane war das Grab, wo er das Kind verscharrt hatte; alles dies ist nicht Zufall, denn es würde dann der Zufall zu sehr der Vorsehung gleichen."

„Nun wohl, mein Herr Corse, nehmen wir an, es sei die Vorsehung, ich nehme immer Alles an, was man will; überdies muß man kranken Geistern Zugeständnisse machen. Auf, mein Herr Bertuccio, fassen Sie sich und erzählen Sie mir die ganze Geschichte."

„Ich habe sie nur ein einziges Mal erzählt und zwar dem Abbé Busoni. Dergleichen Dinge," fügte Bertuccio bei, „lassen sich nur unter dem Siegel der Beichte aussprechen."

„Dann werden Sie es für geeignet halten, wenn ich Sie Ihrem Beichtvater zuschicke, mein lieber Bertuccio; Sie machen sich mit ihm zum Karthäuser oder Bernhardiner und schwatzen von Ihren Geheimnissen. Doch mir bangt vor einem Gaste, der über solche Phan-

tome in Schrecken geräth; ich liebe es nicht, daß meine Leute am Abend nicht im Garten spazieren zu gehen wagen. Auch muß ich gestehen, daß ich nicht sehr begierig auf den Besuch irgend eines Polizeicommissärs wäre; denn erfahren Sie, Meister Bertuccio: in Italien bezahlt man die Justiz nur, wenn sie schweigt, in Frankreich bezahlt man sie im Gegentheil nur, wenn sie spricht. Teufel! ich hielt Sie noch ein wenig für einen Corsen, sehr für einen Schmuggler, und äußerst für einen geschickten Intendanten, aber ich sehe, daß Sie noch andere Saiten an Ihrem Bogen haben. Sie sind nicht mehr in meinem Dienst."

„Oh! gnädigster Herr!" rief der Intendant bei dieser Drohung vom heftigsten Schrecken ergriffen, „wenn es nur darauf ankommt, daß ich in Ihrem Dienste bleibe, so werde ich sprechen, so werde ich Alles sagen, und wenn ich Sie verlasse, nun so mag es sein, um das Schaffot zu besteigen."

„Das ist etwas Anderes," sprach Monte Christo, „doch wenn Sie lügen wollen, überlegen Sie es sich wohl zuvor: es wäre dann besser, Sie sprächen gar nicht."

„Nein, Herr Graf, ich schwöre Ihnen bei dem Heile meiner Seele, ich werde Alles sagen! denn selbst der Abbé Busoni hat nur einen Theil meines Geheimnisses erfahren. Aber ich flehe Sie vor Allem an, entfernen Sie sich von dieser Platane; sehen Sie, der Mond ist im Begriff, jene Wolke zu beleuchten, und dort, wo Sie stehen, in den Mantel gehüllt, der mir Ihre Gestalt verbirgt und ganz dem von Herrn von Villefort gleicht . . ."

„Wie!" rief Monte Christo, „Herr von Villefort? . . ."

„Euere Excellenz kennt ihn?"

„Der ehemalige Staatsanwalt vom Nimes?"

„Ja."

„Der die Tochter des Marquis von Saint-Meran geheirathet hatte?"

Schulter dem Grafen, der sich diesmal darauf stützte und die drei Stufen des Fußtrittes, eine nach der andern, hinabstieg.

„Klopfen Sie," sagte der Graf, „und kündigen Sie mich an."

Bertuccio klopfte, die Thüre öffnete sich und der Hausmeister erschien.

„Was beliebt?" fragte er.

„Ihr neuer Herr ist hier, braver Mann," sprach der Diener, und übergab dem Hausmeister das Beglaubigungsschreiben des Notars.

„Das Haus ist also verkauft, und der Herr wird es bewohnen?" versetzte der Hausmeister.

„Ja, mein Freund," sprach der Graf, „und ich werde dafür besorgt sein, daß Sie den Verlust Ihres früheren Herrn nicht zu beklagen haben."

„Oh! Herr, ich habe nicht viel zu beklagen, denn wir sahen ihn nur äußerst selten; er ist seit mehr als fünf Jahren nicht hierher gekommen, und er hat bei meiner Treue wohl daran gethan, ein Haus zu verkaufen, das ihm lediglich nichts eintrug."

„Und wie hieß Ihr früherer Herr?"

„Der Herr Marquis von Saint-Meran; oh! ich bin überzeugt, er hat das Haus nicht um das verkauft, was es ihn kostete."

„Der Marquis von Saint-Meran!" versetzte Monte Christo, „der Name kommt mir bekannt vor; der Marquis von Saint-Meran . . ."

Und er schien in seinem Gedächtniß zu suchen.

„Ein alter Edelmann," fuhr der Hausmeister fort, „ein getreuer Diener der Bourbonen; er hatte eine einzige Tochter, die an Herrn von Villefort verheirathet war, welcher Staatsanwalt in Nimes und später in Versailles gewesen ist."

Monte Christo warf einen Blick auf Bertuccio, der fahler aussah, als die Mauer an die er sich lehnte, um nicht zu fallen.

„Ist diese Tochter nicht gestorben?" fragte Monte Christo; „es ist mir als hätte ich es sagen hören."

"Ja, mein Herr, vor ein und zwanzig Jahren, und seitdem haben wir den armen Marquis nicht dreimal gesehen."

„Ich danke," sagte Monte Christo, denn der Intendant kam ihm so niedergeschmettert vor, daß er, ohne Gefahr zu laufen, sie zu zerreißen, diese Saite nicht mehr weiter spannen zu können glaubte; „ich danke. Geben Sie mir Licht braver Mann."

„Soll ich den Herrn führen?"

„Nein, es ist nicht nöthig, Bertuccio wird mir leuchten." Monte Christo begleitete diese Worte mit einem Geschenke von zwei Goldstücken, welche einen Ausbruch von Segnungen und Seufzern zur Folge hatten.

„O! Herr," sagte der Hausmeister, nachdem er vergebens auf dem Rande des Kamins und in dessen Umgebung gesucht hatte, „ich habe keine Kerzen hier."

„Nehmen Sie eine von den Wagenlaternen, Bertuccio, und zeigen Sie mir die Zimmer," sagte der Graf.

Der Intendant gehorchte, ohne eine Bemerkung zu machen, aber an dem Zittern der Hand, welche die Laterne hielt, war leicht wahrzunehmen, was ihn dieser Gehorsam kostete.

Man durchlief ein ziemlich geräumiges Erdgeschoß, einen ersten Stock, bestehend aus einem Salon, einem Badezimmer und zwei Schlafzimmern. Durch eines von diesen Schlafzimmern gelangte man zu einer Wendeltreppe, deren Ende nach einem Garten ausmündete.

„Ah! ein Nebenausgang," sprach der Graf, „das ist sehr bequem. Leuchten Sie mir, Herr Bertuccio; gehen Sie voraus, wir wollen sehen, wohin die Treppe führt."

„Herr Graf, sie geht in den Garten," erwiederte Bertuccio.

„Und woher wissen Sie das?"

„Das heißt, sie muß wohl dahin führen."

„Gut, wir wollen uns überzeugen."

Bertuccio stieß einen Seufzer aus und ging voran. Die Treppe führte wirklich nach dem Garten.

An der äußeren Thüre blieb Bertuccio stehen.

„Vorwärts, Herr Bertuccio!" sagte der Graf.

Doch derjenige, an welchen er sich wandte, war ganz betäubt, vernichtet. Seine irren Augen suchten rings umher die Spuren einer furchtbaren Vergangenheit, und er schien mit seinen krampfhaft zusammengepreßten Händen entsetzliche Erinnerungen zurückdrängen zu wollen.

„Nun!" rief der Graf.

„Nein, nein," stammelte Bertuccio, die Laterne in die Ecke der innern Mauer stellend; „nein, Herr Graf, ich gehe nicht weiter, es ist unmöglich!"

„Was soll das heißen?" entgegnete die unwiderstehliche Stimme von Monte Christo.

„Sie sehen wohl, Excellenz," rief der Intendant, „daß dies nicht mit natürlichen Dingen zugeht; Sie wollten ein Haus in der Gegend von Paris kaufen, und kauften gerade eines in Auteuil, und das Haus, das Sie kaufen, ist das Numero 28 in der Rue de la Fontaine. Oh! warum habe ich Ihnen nicht dort schon Alles gesagt, gnädiger Herr; Sie hätten sicherlich nicht von mir verlangt, ich solle mitfahren. Ich hoffte, das Haus des Herrn Grafen würde ein anderes sein! Als ob es nicht noch mehr Häuser in Auteuil gäbe, als das, wo der Mord vorgefallen ist!"

„Oh! oh!" rief Monte Christo, „was für ein scheußliches Wort haben Sie da ausgesprochen! Teufel von einem Menschen! Eingefleischter Corse! stets Aberglauben oder Geheimnisse! Nehmen Sie die Laterne und lassen Sie uns den Garten besehen, mit mir werden Sie hoffentlich keine Angst haben?"

Bertuccio hob die Laterne auf und gehorchte. Die

Thüre enthüllte, sich öffnend, einen blassen Himmel, an welchem der Mond vergebens gegen ein Meer von Wolken kämpfte, die ihn bedeckten und einen Augenblick von ihm beleuchtet, sich noch düsterer als zuvor wieder in den Tiefen des Unendlichen verloren.

Der Intendant wollte sich nach der linken Seite wenden.

„Nein, nein," sagte der Graf, „wozu den Alleen folgen, mein Herr? Hier ist ein schöner Rasen, gehen wir gerade aus."

Bertuccio wischte den Schweiß ab, der von seiner Stirne lief, gehorchte jedoch, zielte dabei aber fortwährend gegen links.

Monte Christo wandte sich im Gegentheil mehr rechts; an einer Baumgruppe angelangt, blieb er stehen.

Der Intendant vermochte es nicht länger auszuhalten und rief:

„Zurück, Herr! ich bitte, halten Sie sich ferne, Sie sind gerade an der Stelle."

„An welcher Stelle?"

„An der Stelle, wo er gefallen ist."

„Mein lieber Herr Bertuccio," versetzte Monte Christo lachend, „kommen Sie doch zu sich, wir sind hier nicht in Sartene oder Corte; es ist dies kein Maquis, sondern ein, ich kann es nicht leugnen, schlecht unterhaltener englischer Garten, den man aber darum nicht schmähen darf."

„Gnädigster Herr, ich flehe Sie an, bleiben Sie nicht dort."

„Ich glaube, Sie werden ein Narr, Meister Bertuccio; wenn dies der Fall ist, so sagen Sie es mir, ich lasse Sie in irgend eine Heilanstalt einsperren, ehe ein Unglück geschieht."

„Ach! Excellenz," sprach Bertuccio den Kopf schüttelnd und die Hände mit einer Bewegung faltend, welche den Grafen lachen gemacht haben würde, wenn ihn nicht in diesem Augenblick Gedanken von höherem In-

teresse gefesselt und äußerst aufmerksam auf den geringsten Ausfluß dieses von der Angst gepeinigten Gewissens gemacht hätte; „ach! Excellenz, das Unglück ist geschehen."

„Mein Herr Bertuccio," entgegnete der Graf, „ich erlaube mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie bei Ihren heftigen Geberden sich die Arme verdrehen und die Augen rollen, wie ein Besessener, aus dessen Leib der Teufel nicht weichen will; ich habe aber stets wahrgenommen, daß derjenige Teufel, welcher mit der größten Hartnäckigkeit an seinem Platze zu bleiben trachtet, ein Geheimniß ist. Ich wußte, daß Sie ein Corse sind, ich wußte auch, daß Sie stets düster waren und eine alte Vendettageschichte wiederkauten, und ließ dies in Italien hingehen, weil dergleichen Dinge dort gäng und gebe sind; in Frankreich aber findet man den Mord im Allgemeinen von sehr schlechtem Geschmack; es gibt Gendarmen, die sich damit beschäftigen, Richter, welche verurtheilen und rächende Schaffote."

Bertuccio faltete die Hände, und da er bei Ausführung dieser verschiedenen Evolutionen seine Laterne nicht losließ, so beleuchtete das Licht sein verstörtes Gesicht.

Monte Christo schaute ihn eine Minute lang mit demselben Auge an, mit dem er in Rom die Hinrichtung von Andrea angeschaut hatte, und sprach dann mit einem Tone, bei welchem ein neuer Schauer den Leib des armen Intendanten durchlief:

Der Abbé Busoni hat also gelogen, als er mir Sie nach seiner Reise durch Frankreich im Jahre 1829 mit einem Empfehlungsbriefe zuschickte, worin er Ihre kostbaren Eigenschaften hervorhob. Gut, ich werde dem Abbé schreiben, ich werde ihn für seinen Schützling verantwortlich machen und ohne Zweifel erfahren, wie es sich mit dieser ganzen Mordgeschichte verhält. Ich mache Sie jedoch darauf aufmerksam, Herr Bertuccio, daß ich mich, wenn ich in einem Lande bin, nach

dessen Gesetzen zu richten pflege und keine Lust habe, mich Ihnen zu Liebe mit der französischen Justiz zu entzweien."

„Oh! thun Sie das nicht, Excellenz; nicht wahr, ich habe treu gedient?" rief Bertuccio in Verzweiflung; „ich bin immer ein ehrlicher Mann gewesen, und habe sogar, so viel ich vermochte, gute Handlungen verrichtet."

„Ich leugne das nicht, doch warum des Teufels haben Sie sich so geberdet? Das ist ein schlimmes Zeichen; ein reines Gewissen bringt nicht so viel Blässe auf die Wangen, so viel Fieber in die Hände eines Menschen . . ."

„Aber, Herr Graf," versetzte Bertuccio zögernd, „sagten Sie mir nicht selbst, es sei Ihnen vom Abbé Busoni, der meine Beichte im Gefängniß zu Nimes hörte, als er mich zu Ihnen schickte mitgetheilt worden, ich habe mir einen schweren Vorwurf zu machen?"

„Ja, doch da er Sie mit der Bemerkung, Sie würden ein vortrefflicher Intendant werden, an mich adressirte, so glaubte ich ganz einfach, Sie hätten gestohlen."

„Oh! Herr Graf," rief Bertuccio mit Verachtung.

„Oder als Corse hätten Sie dem Verlangen nicht widerstehen können, eine Haut zu machen, wie man in Ihrem Lande durch Antiphrase sagt, während man im Gegentheil eine Haut vernichtet."

„Nun! ja, mein guter gnädiger Herr, ja, Excellenz, so ist es," rief Bertuccio, sich dem Grafen zu Füßen werfend, „ja, es ist eine Rache, das schwöre ich, eine einfache Rache."

„Ich begreife dies, begreife aber nicht, warum Sie gerade dieses Haus mit solcher Heftigkeit galvanisirt?"

„Ist das nicht natürlich, gnädigster Herr, da in diesem Hause die Rache vollführt wurde?"

„Wie, in meinem Hause?"

„Oh! Excellenz, es gehörte noch nicht Ihnen," erwiederte naiver Weise Bertuccio.

„Aber wem gehörte es denn? Dem Herrn Marquis von Saint-Meran, sagte uns, glaube ich, der Hausmeister. Was des Teufels hatten Sie denn an dem Marquis von Saint-Meran zu rächen?"

„Oh! er war es nicht, sondern ein Anderer."

„Es ist ein seltsames Zusammentreffen," sprach Monte Christo, der, wie es schien, seinen Betrachtungen folgte, „Sie finden sich durch Zufall, ohne irgend eine Vorbereitung, wieder an einem Orte, wo eine Scene vorgefallen ist, welche so furchtbare Gewissensbisse bei Ihnen veranlaßt ...."

„Gnädiger Herr, ich bin fest überzeugt, ein unvermeidliches Verhängniß lenkt dies so: zuerst kaufen Sie ein Haus gerade in Auteuil. Dieses Haus ist dasjenige, in welchem ich einen Mord begangen habe; Sie steigen in den Garten gerade auf der Treppe herab, wo er herabgestiegen ist; Sie bleiben gerade auf der Stelle stehen, wo er den Stoß erhalten hat; zwei Schritte von hier unter jener Platane war das Grab, wo er das Kind verscharrt hatte; alles dies ist nicht Zufall, denn es würde dann der Zufall zu sehr der Vorsehung gleichen."

„Nun wohl, mein Herr Corse, nehmen wir an, es sei die Vorsehung, ich nehme immer Alles an, was man will; überdies muß man kranken Geistern Zugeständnisse machen. Auf, mein Herr Bertuccio, fassen Sie sich und erzählen Sie mir die ganze Geschichte."

„Ich habe sie nur ein einziges Mal erzählt und zwar dem Abbé Busoni. Dergleichen Dinge," fügte Bertuccio bei, „lassen sich nur unter dem Siegel der Beichte aussprechen."

„Dann werden Sie es für geeignet halten, wenn ich Sie Ihrem Beichtvater zuschicke, mein lieber Bertuccio; Sie machen sich mit ihm zum Karthäuser oder Bernhardiner und schwatzen von Ihren Geheimnissen. Doch mir bangt vor einem Gaste, der über solche Phan-

tome in Schrecken geräth; ich liebe es nicht, daß meine Leute am Abend nicht im Garten spazieren zu gehen wagen. Auch muß ich gestehen, daß ich nicht sehr begierig auf den Besuch irgend eines Polizeicommissärs wäre; denn erfahren Sie, Meister Bertuccio: in Italien bezahlt man die Justiz nur, wenn sie schweigt, in Frankreich bezahlt man sie im Gegentheil nur, wenn sie spricht. Teufel! ich hielt Sie noch ein wenig für einen Corsen, sehr für einen Schmuggler, und äußerst für einen geschickten Intendanten, aber ich sehe, daß Sie noch andere Saiten an Ihrem Bogen haben. Sie sind nicht mehr in meinem Dienst."

„Oh! gnädigster Herr!" rief der Intendant bei dieser Drohung vom heftigsten Schrecken ergriffen, „wenn es nur darauf ankommt, daß ich in Ihrem Dienste bleibe, so werde ich sprechen, so werde ich Alles sagen, und wenn ich Sie verlasse, nun so mag es sein, um das Schaffot zu besteigen."

„Das ist etwas Anderes," sprach Monte Christo, „doch wenn Sie lügen wollen, überlegen Sie es sich wohl zuvor: es wäre dann besser, Sie sprächen gar nicht."

„Nein, Herr Graf, ich schwöre Ihnen bei dem Heile meiner Seele, ich werde Alles sagen! denn selbst der Abbé Busoni hat nur einen Theil meines Geheimnisses erfahren. Aber ich flehe Sie vor Allem an, entfernen Sie sich von dieser Platane; sehen Sie, der Mond ist im Begriff, jene Wolke zu beleuchten, und dort, wo Sie stehen, in den Mantel gehüllt, der mir Ihre Gestalt verbirgt und ganz dem von Herrn von Villefort gleicht . . ."

„Wie!" rief Monte Christo, „Herr von Villefort?..."

„Euere Excellenz kennt ihn?"

„Der ehemalige Staatsanwalt vom Nimes?"

„Ja."

„Der die Tochter des Marquis von Saint-Meran geheirathet hatte?"

„Ja.“

„Und beim Gerichtshofe den Ruf des ehrlichsten, des strengrechtlichsten Beamten hatte?“

„Ja wohl, gnädiger Herr,“ rief Bertuccio, „dieser Mann mit dem unbefleckten Rufe…“

„Nun?“

„War ein Niederträchtiger.“

„Bah!“ versetzte Monte Christo, „unmöglich!“

„Es ist dennoch, wie ich Ihnen sage.“

„Oh! in der That! und Sie haben den Beweis davon.“

„Ich hatte ihn wenigstens.“

„Und Sie haben ihn verloren, Ungeschickter?“

„Ja, doch wenn man gut sucht, kann man ihn wohl finden.“

„Wahrhaftig!“ sprach der Graf, „erzählen Sie mir dies, mein Herr Bertuccio, denn es fängt wirklich an mich zu interessiren.“

Und eine Melodie aus Lucia trällernd, setzte sich der Graf auf eine Bank, während ihm Bertuccio, seine Erinnerungen sammelnd, folgte:

Bertuccio blieb vor Monte Christo stehen.

Viertes Kapitel.

Die Vendetta.

„Wo soll ich anfangen, Herr Graf,“ fragte Bertuccio.

„Wo Sie wollen, erwiederte Monte Christo, „denn ich weiß durchaus nichts.“

„Ich glaubte doch, der Herr Abbé Busoni hätte Euerer Excellenz gesagt...“

„Ja, allerdings einige Umstände, aber es sind sieben oder acht Jahre darüber hingegangen, und ich habe Alles vergessen.“

„Ich kann also ohne befürchten zu müssen, ich langweile Euere Excellenz...“

„Vorwärts, Herr Bertuccio, Sie nehmen für mich diesen Abend die Stelle einer Zeitung ein.“

„Die Sache geht in das Jahr 1815 zurück.“

„Ah! ah!“ rief Monte Christo, „1815 ist nicht gestern.“

„Nein, gnädiger Herr, aber dennoch sind die geringsten Umstände meinem Gedächtniß so gegenwärtig, als lebten wir erst den zweiten Tag darauf. Ich hatte einen Bruder, einen älteren Bruder, der dem Kaiser diente. Er war Lieutenant in einem ganz aus Corsen bestehenden Regiment geworden. Dieser Bruder war mein einziger Freund; wir waren, ich mit fünf, er mit achtzehn Jahren, Waisen: er zog mich auf, als wäre ich sein Sohn gewesen. Im Jahre 1814 unter den Bourbonen verheirathete er sich; der Kaiser kam von der Insel Elba zurück, mein Bruder nahm sogleich wieder Dienste, und zog sich, bei Waterloo leicht verwundet, mit der Armee hinter die Loire.“

„Aber was Sie mir da erzählen, ist die Geschichte der hundert Tage, und diese ist, wenn ich mich nicht täusche, bereits gemacht.“

„Entschuldigen Sie, Excellenz, diese Einzelnheiten sind nothwendig, und Sie haben mir geduldig zu sein versprochen.“

„Vorwärts! vorwärts! ich habe nur ein Wort.“

„Eines Tags empfingen wir einen Brief; ich muß Ihnen sagen, daß wir in dem kleinen Dorfe Rogliano am äußersten Ende das Capo Corso wohnten: dieser Brief war von meinem Bruder: er theilte uns mit, die Armee wäre entlassen und er würde über Chateauroux,

Clermont-Ferrand, le Puy und Nimes zurückkommen; er bat mich, wenn ich etwas Geld hätte, es ihm durch einen Wirth in Nimes, mit dem ich einiger Maßen in Verbindung stand, zukommen zu lassen.

„Schmuggler-Verbindung?"

„Ei, mein Gott, mein Herr Graf, man muß doch leben."

„Gewiß, fahren Sie fort."

„Ich liebte meinen Bruder zärtlich, wie ich Ihnen sagte, Excellenz, und war entschlossen, nicht ihm das Geld zu schicken, sondern selbst zu bringen. Ich besaß etwa tausend Franken, ließ fünfhundert davon Assunta, meiner Schwägerin, nahm die andern fünfhundert und begab mich auf den Weg nach Nimes. Es war dies etwas Leichtes, ich hatte meine Barke und auch eine Ladung zur See zu machen; Alles begünstigte mein Vorhaben.

„Als aber die Ladung gemacht war, wurde der Wind conträr, so daß wir vier oder fünf Tage arbeiteten, ohne in die Rhone einlaufen zu können. Endlich gelang es uns; wir fuhren bis Arles hinauf, ich ließ die Barke zwischen Bellegarde und Beaucaire, und schlug den Weg nach Nimes ein."

„Wir kamen an, nicht wahr?"

„Ja, Herr Graf, entschuldigen Sie mich, aber ich sage, wie Euere Excellenz sehen wir, nur durchaus nothwendige Dinge. Es war die Zeit, wo die berüchtigten Metzeleien im Süden statthatten. Es fanden sich da ein paar Räuber, genannt Trestaillon, Truphemy und Graffan, die auf den Straßen alle diejenigen erwürgten, welche des Bonapartismus verdächtig waren. Ohne Zweifel hat der Herr Graf von diesen Ermordungen sprechen hören?"

„Auf eine unbestimmte Weise; ich war damals sehr ferne von Frankreich. Fahren Sie fort."

„Als ich nach Nimes kam, wadete man buchstäblich im Blute, bei jedem Schritt stieß man auf Leichen; in

Banden organisirte Mörder tödteten, plünderten, sengten und brannten.

„Bei dem Anblicke dieser Schlächterei erfaßte mich ein Schauer, nicht für mich, den einfachen corsischen Fischer, denn ich hatte nicht viel zu befürchten, im Gegentheil, das war für uns Schmuggler eine gute Zeit, sondern für meinen Bruder, einen Soldaten des Kaiserreichs, der von der Loire-Armee mit seiner Uniform und seinen Epauletten zurückkam und folglich Alles zu befürchten hatte.

„Ich lief zu unserem Wirthe, meine Ahnungen hatten mich nicht getäuscht; mein Bruder war am Abend zuvor in Nimes angekommen und vor der Thüre des Mannes, von welchem er Gastfreundschaft forderte, ermordet worden.

„Ich that Alles in der Welt, um die Mörder in Erfahrung zu bringen, aber Niemand wagte es, mir ihre Namen zu sagen, so sehr waren sie gefürchtet. Ich dachte nun an die französische Justiz, von der man mir so viel gesprochen hatte, an sie, welche nichts fürchtet, und begab mich zum Staatsanwalt."

„Und dieser Staatsanwalt hieß Villefort?" fragte Monte Christo auf eine nachläßige Art.

„Ja, Excellenz: er kam von Marseille, wo er Substitut gewesen war. Sein Eifer hatte seine Beförderung zur Folge gehabt. Er war, wie man sagte, einer der Ersten gewesen, welche der Regierung die Landung von der Insel Elba angezeigt hatten."

„Sie begaben sich also zu ihm?" versetzte Monte Christo.

„„Mein Herr,"" sagte ich zu ihm, „„mein Bruder ist in den Straßen von Nimes ermordet worden, ich weiß nicht von wem, aber es ist Ihr Geschäft, es zu wissen. Sie sind hier der Chef der Justiz, und der Justiz kommt es zu, diejenigen zu rächen, welche sie nicht zu vertheidigen vermochte.""

„„Was war Ihr Bruder?““ fragte der Staatsanwalt.

„„Lieutenant im corsischen Bataillon.““

„„Ein Soldat des Usurpators also?““

„„Ein Soldat der französischen Armee.““

„„Wohl!““ erwiederte er, „„er hat sich des Schwertes bedient und ist durch das Schwert gestorben.““

„„Sie täuschen sich, mein Herr, er ist durch den Dolch gestorben.““

„„Was soll ich dabei thun?““ sprach der Staatsanwalt.

„„Ich habe es Ihnen bereits gesagt, Sie sollen ihn rächen.““

„„Und an wem?“

„„An seinen Mördern.““

„„Kenne ich sie etwa?““

„„Lassen Sie dieselben suchen.““

„„Warum dies? Ihr Bruder wird Streit gehabt und sich duellirt haben. Alle diese alten Soldaten erlauben sich Excesse, die ihnen unter der Herrschaft des Kaisers durchgingen, jetzt aber schlimm für sie ausfallen; denn unsere Leute im Süden lieben weder die Soldaten, noch die Excesse.““

„„Mein Herr,““ entgegnete ich, „„ich bitte Sie nicht für mich. Ich meines Theils werde weinen oder mich rächen, und mehr nicht; aber mein Bruder hatte eine Frau. Wenn mir ebenfalls Unglück widerführe, würde die Arme Hungers sterben, denn sie lebte allein von der Arbeit meines Bruders. Erlangen Sie für sie eine kleine Pension von der Regierung.““

„„Jede Revolution hat ihre Katastrophen,““ antwortete Herr von Villefort; „„Ihr Bruder ist ein Opfer der neusten gewesen, das mögen Sie als ein Unglück betrachten, aber die Regierung ist Ihrer Familie deshalb nichts schuldig. Wenn wir zu Gericht zu sitzen hätten über alle Rachewerke, welche die Parteigänger des Usurpators gegen die Parteigänger des Königs

verübten, als noch die Macht in ihren Händen lag, so wäre Ihr Bruder heute vielleicht zum Tode verurtheilt. Was hier vorgeht, kann nur als etwas Natürliches erscheinen, denn es ist die Folge des Gesetzes der Repressalien.""

„„Ah! mein Herr,"" rief ich, „„ist es möglich, daß Sie so sprechen, Sie, ein Staatsbeamter!""

„„Bei meinem Ehrenwort, alle Corsen sind Narren,"" erwiederte Herr von Villefort, „„sie glauben, ihr Landsmann sei noch Kaiser; Sie irren sich in der Zeit, mein Lieber, Sie hätten mir dies vor zwei Monaten sagen müssen. Heute ist es zu spät, gehen Sie und wenn Sie nicht freiwillig gehen, so werde ich Sie abführen lassen.""

„Ich schaute ihn einen Augenblick an, um zu sehen, ob für eine neue Bitte etwas zu hoffen wäre.

„Dieser Mensch war von Stein. Ich näherte mich ihm und sprach mit halber Stimme:

„„Wohl! da Sie die Corsen so gut kennen, so müssen Sie wissen, wie sie ihr Wort halten. Sie finden, man habe wohl daran gethan, meinen Bruder umzubringen, der ein Bonapartist war, indeß Sie ein Royalist sind; ich, der ich ebenfalls ein Bonapartist bin, sage Ihnen nun Eines: ich werde Sie tödten. Von diesem Augenblick an erkläre ich Ihnen die Vendetta! seien Sie also wohl auf Ihrer Hut, denn das erste Mal, wo wir uns von Angesicht zu Angesicht gegenüber stehen, hat Ihre letzte Stunde geschlagen.""

„Und hienach öffnete ich, ehe er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, die Thüre und entfloh."

„Ah! ah!" sagte Monte Christo, „mit Ihrem ehrlichen Gesichte machen Sie solche Sachen, und zwar gegen einen Staatsanwalt! Pfui doch! und wußte er denn wenigstens, was das Wort Vendetta besagen wollte?"

„Er wußte es so gut, daß er von diesem Augenblick an nicht mehr allein ausging, sich zu Hause ver-

schanzte und mich überall suchen ließ. Zum Glück war ich so gut verborgen, daß er mich nicht finden konnte. Da faßte ihn die Angst, er zitterte, länger in Nimes zu bleiben; er bat um Veränderung seines Wohnortes, und da er wirklich ein einflußreicher Mann war, so wurde er nach Versailles versetzt; aber Sie wissen, daß es für einen Corsen, der seinem Feinde Rache geschworen hat, keine Entfernung gibt, und sein Wagen, so gut er gefahren wurde, hatte nie über einen halben Tag Vorsprung vor mir, während ich ihm doch zu Fuße folgte.

„Das Schwierige dabei war nicht, ihn zu tödten, denn hundertmal fand ich hiezu Gelegenheit, aber ich mußte ihn tödten, ohne entdeckt und besonders ohne verhaftet zu werden. Von nun an gehörte ich nicht mehr mir; ich hatte meine Schwägerin zu beschützen und zu ernähren. Drei Monate lang belauerte ich Herrn von Villefort; drei Monate lang machte er keinen Schritt, keinen Spaziergang, ohne daß ihm mein Blick folgte. Endlich entdeckte ich, daß er insgeheim nach Auteuil kam; ich folgte ihm abermals und sah ihn in das Haus gehen, in welchem wir uns befinden; nur kam er, statt wie alle Welt durch die große Thüre an der Straße einzutreten, entweder zu Pferde oder zu Wagen, ließ Pferd oder Wagen im Wirthshaus und schlich sich durch die kleine Thüre herein, die Sie dort sehen."

Monte Christo machte mit dem Kopfe ein Zeichen, welches bewies, daß er mitten in der Dunkelheit den von Bertuccio angegebenen Eingang erblickte.

„Ich hatte nichts mehr in Versailles zu thun, blieb in Auteuil und zog Erkundigungen ein. Wollte ich ihn fangen, so mußte ich offenbar hier meine Falle stellen.

„Das Haus gehörte, wie der Concierge Euerer Excellenz gesagt hat, Herrn von Saint-Meran, dem Schwiegervater von Villefort; Herr von Saint-Meran wohnte in Marseille, folglich war ihm dieses Landhaus

unnütz; man sprach auch davon, er habe es an eine junge Wittwe vermiethet, welche nur unter dem Namen die Baronin bekannt war.

„Während ich eines Abends über die Mauer schaute, sah ich wirklich eine hübsche junge Frau allein in dem Garten spazieren gehen, den kein fremdes Fenster beherrschte; sie blickte viel nach der kleinen Thüre, und ich begriff, daß sie Herrn von Villefort diesen Abend erwartete. Als sie so nahe zu der Mauer kam, daß ich trotz der Dunkelheit ihre Züge zu unterscheiden vermochte, erkannte ich, daß diese Frau sehr hübsch, blond, groß und ungefähr achtzehn bis neunzehn Jahre alt war. Da sie nur einen einfachen Nachtmantel trug und nichts ihre Taille einzwängte, so konnte ich auch bemerken, daß sie sich in andern Umständen befand, und ihre Schwangerschaft schien mir sogar ziemlich weit vorgerückt.

„Einige Augenblicke nachher öffnete man die kleine Thüre; ein Mann trat ein, die junge Frau lief ihm so rasch als möglich entgegen, sie warfen sich einander in die Arme, küßten sich zärtlich und gingen in das Haus.

Dieser Mann war Herr von Villefort. Ich dachte, wenn er herauskäme, besonders wenn er bei Nacht herauskäme, müßte er den Garten in seiner ganzen Länge durchschreiten."

„Und Sie haben seitdem den Namen der Frau erfahren?" fragte der Graf.

„Nein, Excellenz, Sie werden sehen, daß ich nicht Zeit gehabt habe, mich danach zu erkundigen."

„Fahren Sie fort."

„Ich hätte den Staatsanwalt vielleicht an diesem Abend tödten können; aber ich war noch nicht hinreichend mit allen Einzelnheiten des Gartens vertraut, befürchtete, ihn nicht rasch genug zu tödten, und wenn Jemand auf sein Geschrei herbeiliefe, nicht fliehen zu können. Deshalb verschob ich die Ausführung meines Vorhabens auf das nächste Rendezvous, und nahm, da-

mit mir nichts entginge, ein kleines Zimmer, das die Aussicht auf die Straße hatte, welche längs der Gartenmauer hinzog.

„Drei Tage nachher sah ich gegen sieben Uhr Abends einen Diener zu Pferde aus dem Hause eilen und im Galopp auf dem Wege fortsprengen, welcher zu der Straße nach Sèvres führte; ich nahm an, er reiste nach Versailles, und täuschte mich nicht. Drei Stunden später kam der Diener mit Staub bedeckt zurück; seine Botschaft war vollzogen. Zehn Minuten nach ihm erschien ein anderer Mann, in einen Mantel gehüllt, zu Fuß und öffnete die kleine Gartenthüre, welche sich wieder hinter ihm schloß.

„Ich ging rasch hinab. Obschon ich das Gesicht von Herrn von Villefort nicht gesehen, so erkannte ich ihn doch an den Schlägen meines Herzens; ich durchschritt die Straße und erreichte einen Weichstein an der Ecke der Mauer, mit dessen Hülfe ich das erste Mal in den Garten gesehen hatte.

„Diesmal begnügte ich mich nicht mit dem Schauen, ich zog mein Messer aus der Tasche, versicherte mich, daß es gehörig geschärft war, und sprang über die Mauer.

„Es war meine erste Sorge, an die Thüre zu laufen; er hatte den Schlüssel stecken lassen und nur aus Vorsicht zweimal im Schlosse umgedreht.

„Nichts sollte also von dieser Seite meine Flucht hemmen. Ich studirte die Oertlichkeit in allen Richtungen; der Garten bildete ein langes Gevierte, durch die Mitte zog sich ein Rasen von zartem englischem Gras, an den Ecken dieses Rasens waren Baumgruppen mit dichtem Laubwerk.

„Um sich von dem Hause an der kleinen Thüre oder von der kleinen Thüre nach dem Hause zu begeben, mußte Herr von Villefort nothwendig an einer von diesen Baumgruppen vorübergehen.

„Man war am Ende des Septembers, der Wind

blies heftig, ein wenig Mond, alle Augenblicke durch dichte Wolken verschleiert, welche schnell am Himmel hinglitten, ließ den Sand der zu dem Hause führenden Alleen weiß erscheinen, vermochte aber die Dunkelheit der Gebüsche nicht zu durchdringen, in welchen ein Mensch verborgen bleiben konnte, ohne daß er gesehen zu werden befürchten mußte.

„Ich verbarg mich in dem Gebüsche, an welchem Herr von Villefort vorüberkommen sollte; kaum war ich hier, als ich unter den Windstößen, welche die Bäume über meine Stirne beugten, etwas wie Seufzen zu unterscheiden glaubte. Doch Sie wissen, oder Sie wissen vielmehr nicht, Herr Graf, daß derjenige, welcher auf den Augenblick, einen Mord zu begehen, wartet, stets ein dumpfes Geschrei in der Luft zu hören glaubt. Es vergingen zwei Stunden, während welcher ich wiederholt dasselbe Seufzen zu hören wähnte. Endlich schlug es Mitternacht.

„Als noch der letzte Schlag vibrirte, sah ich einen schwachen Schimmer die Geheimtreppe erhellen, auf welcher wir so eben herabgekommen sind.

„Die Thüre öffnete sich, und der Mann mit dem Mantel erschien.

„Es war der furchtbare Augenblick, doch ich hatte mich auf diesen Augenblick so lange vorbereitet, daß nicht die geringste Schwäche bei mir eintrat; ich zog mein Messer, öffnete es und hielt mich fertig.

„Der Mann mit dem Mantel kam gerade auf mich zu; als er aber in dem entblößten Raume mehr vorschritt, glaubte ich zu bemerken, daß er in der rechten Hand eine Waffe hielt; ich hatte bange, nicht vor einem Kampfe, sondern vor einem Mißlingen. Sobald er nur noch einige Schritte von mir entfernt war, erkannte ich, daß das, was ich für eine Waffe gehalten hatte, nichts Anderes war, als ein Spaten.

„Ich hatte noch nicht errathen können, in welcher Absicht Herr von Villefort einen Spaten in der Hand

hielt, als er an dem Saume des Gebüsches stehen blieb und, nachdem er umhergeschaut hatte, ein Loch in die Erde zu graben anfing. Nun bemerkte ich, daß er etwas in seinem Mantel trug, was er auf den Rasen legte, um in seinen Bewegungen freier zu sein.

„Da mischte sich, ich muß es gestehen, etwas Neugierde in meinen Haß, ich wollte sehen, was Herr von Villefort that, blieb unbeweglich, ohne Athem, und wartete.

„Es kam mir ein Gedanke, der sich bestätigte, als ich den Staatsanwalt ein kleines, etwa zwei Fuß langes und sechs bis acht Zoll breites Kistchen unter seinem Mantel hervorziehen sah.

„Ich ließ ihn das Kistchen in das Loch legen, auf welches er wieder Erde warf; diese frische Erde bearbeitete er sodann mit seinen Füßen, um die Spur seines nächtlichen Werkes verschwinden zu machen. Hienach warf ich mich auf ihn, stieß ihm mein Messer in die Brust und sprach:

„„Ich bin Giovanni Bertuccio! dein Tod für meinen Bruder, dein Schatz für seine Witwe. Du siehst wohl, daß meine Rache vollständiger ist, als ich hoffte.““

„Ich weiß nicht, ob er diese Worte hörte, ich glaube es nicht, denn er sank nieder, ohne einen Ton von sich zu geben; ich fühlte das Blut heiß auf meine Hände und in mein Gesicht spritzen; aber ich war trunken, ich war wahnsinnig; dieses Blut erfrischte mich, statt mich zu brennen. In einer Sekunde hatte ich das Kistchen mit Hülfe des Spaten wieder ausgegraben; damit man nicht bemerke, daß ich es weggenommen, füllte ich das Loch ebenfalls, warf den Spaten über die Mauer, eilte durch die Thüre, schloß sie doppelt von außen und nahm den Schlüssel mit.“

„Gut,“, sagte Monte Christo, „das war, wie mir scheint, ein kleiner Raubmord.“

„Nein, Excellenz,“ erwiederte Bertuccio, „eine Vendetta, verbunden mit einer Wiedererstattung.“

„Sie fanden doch wenigstens eine runde Summe?"

„Es war kein Geld."

„Ah! ja, ich erinnere mich; sprachen Sie nicht von einem Kinde?"

„Allerdings. Ich lief an den Fluß, setzte mich auf die Böschung und sprengte, begierig zu erfahren, was das Kistchen enthielt, das Schloß mit meinem Messer.

„In einer Windel von feinem Battist war ein neugeborenes Kind eingewickelt; sein purpurrothes Gesicht und seine blauen Hände deuteten an, daß es einer Erstickung durch natürliche Bänder, die sich um seinen Hals geschlungen, unterlegen war; da ich es jedoch noch nicht ganz kalt fand, zögerte ich, das arme Geschöpf in das Wasser zu werfen, das zu meinen Füßen floß; nach einem Augenblick glaubte ich in der That ein leichtes Schlagen in der Gegend des Herzens zu fühlen: ich befreite seinen Hals von der Schnur, welche denselben umgab, und da ich als Krankenwärter im Hospital von Bastia gedient hatte, so that ich, was ein Arzt unter solchen Umständen hätte thun können, das heißt, ich blies ihm muthig Luft in die Lunge, und nach einer Viertelstunde unerhörter Anstrengung sah ich es athmen, und unmittelbar darauf hörte ich einen Schrei seiner Brust sich entwinden.

„Ich stieß ebenfalls einen Schrei aus, aber einen Freudenschrei. Gott verflucht mich also nicht, sagte ich zu mir selbst, denn er gestattet mir, einem Menschen Leben zu geben, im Austausch für das Leben, das ich einem andern genommen habe."

„Und was thaten Sie mit diesem Kinde?" fragte Monte Christo; „es war ein ziemlich beschwerliches Gepäcke für einen Menschen, der fliehen mußte."

„Ich hatte auch nicht einen Augenblick den Gedanken, es zu behalten. Doch ich wußte, daß es in Paris ein Hospiz gibt, wo man diese armen Geschöpfe aufnimmt. Als ich durch die Barrière kam, gab ich vor, ich hätte das Kind auf der Straße gefunden, und erkundigte mich

Das Kistchen machte meine Aussage glaubwürdig; die Battistwindeln deuteten an, daß das Kind reichen Eltern gehörte; das Blut, mit welchem ich bedeckt war, konnte eben sowohl von dem Kinde, als von irgend einem andern Wesen herrühren. Man machte keine Einwendung, bezeichnete mir das Hospiz, das ganz oben auf der Rue de l'Enfer lag, und nachdem ich aus Vorsicht die Windel so entzwei geschnitten hatte, daß einer von den beiden Buchstaben, welche dieselbe bezeichnete, immer noch bei der Einhüllung blieb, während ich den andern bei mir behielt, legte ich meine Bürde in den Thurm, läutete und entlief so rasch ich nur immer vermochte. Vierzehn Tage nachher war ich wieder in Rogliano und sprach zu Assunta:

„„Tröste Dich, meine Schwester. Israel ist todt, aber ich habe ihn gerächt.""

„Da bat sie mich um Erläuterung meiner Worte, und ich erzählte ihr Alles, was vorgefallen war.

„„Giovanni,"" sagte Assunta zu mir, „„Du hättest das Kind hieher bringen sollen; wir würden die Stelle der Eltern, die es verloren, bei ihm vertreten und ihm den Namen Benedetto gegeben haben, und Gott hätte uns wirklich für diese gute Handlung gesegnet.""

„Statt einer Antwort gab ich ihr die Hälfte der Windel, welche ich behalten hatte, um das Kind eines Tages, wenn wir reicher wären, zurückzufordern."

„Mit welchen Buchstaben war die Windel bezeichnet?" fragte der Graf.

„Mit einem H und einem N, und darüber eine Baronenkrone."

„Gott verzeihe mir, ich glaube, Sie bedienen sich eines Ausdrucks aus der Wappenkunde, Herr Bertuccio! Wo Teufels haben Sie heraldische Studien gemacht?"

„Ihnen zu dienen, Herr Graf, da, wo man Alles lernt."

„Fahren Sie fort, ich bin begierig, Zweierlei zu vernehmen."

„Und zwar, gnädiger Herr?"

„Was aus dem kleinen Knaben geworden ist; haben Sie mir nicht gesagt, es sei ein Knabe gewesen?"

„Nein Excellenz, ich erinnere mich nicht, hievon gesprochen zu haben."

„So täuschte ich mich wohl."

„Nein, Sie täuschten sich nicht, es war wirklich ein kleiner Knabe; doch Euere Excellenz wünschte, wie sie sagte, zwei Dinge zu erfahren: was war das Zweite?"

„Das Zweite war das Verbrechen, dessen man Sie beschuldigte, als Sie einen Beichtiger verlangten und der Abbé Busoni Sie auf diese Bitte im Gefängniß in Nimes aufsuchte."

„Die Erzählung währt vielleicht zu lange, Excellenz?"

„Was liegt daran? es ist kaum zehn Uhr, Sie wissen, daß ich nicht schlafe, und ich denke, Sie haben ebenfalls keine große Lust zu schlafen."

Bertuccio verbeugte sich und fuhr in seiner Erzählung fort:

„Halb um die Erinnerungen zu vertreiben, welche mich beständig belagerten, halb um die Bedürfnisse der armen Witwe zu bestreiten, legte ich mich wieder mit allem Eifer auf das Schmugglerhandwerk, welches durch die stets auf Revolutionen folgende Schlaffheit der Gesetze leichter geworden war. Besonders die Küsten des mittelländischen Meeres waren schlecht bewacht, in Folge der ewigen Meutereien, welche dort bald in Avignon, bald in Nimes, bald in Uzès stattfanden. Wir benützten diesen Waffenstillstand, der uns von der Regierung bewilligt war, um auf dem ganzen Littoral Verbindungen anzuknüpfen. Seit der Ermordung meines Bruders in den Straßen von Nimes wollte ich diese Stadt nicht mehr betreten. Dadurch geschah es, daß der Wirth, mit welchem wir Geschäfte machten, als er sah, daß wir nicht zu ihm gehen wollten, zu uns kam, und eine

zweite Herberge auf der Straße von Bellegarde nach Beaucaire mit dem Schilde zum Pont du Gard errichtete. Wir hatten so in der Gegend von Aigues-Mortes, bei Martigues, bei Bouc und an andern Orten ein Dutzend von Niederlagen, wo wir unsere Waaren aufbewahrten und im Falle der Noth eine Zufluchtsstätte gegen die Douaniers und Gendarmen fanden. Das Gewerbe des Schmugglers ist sehr einträglich, wenn man mit einem gewissen Verstand unterstützt durch einige Kraft dabei zu Werke geht; ich meines Theils lebte in den Gebirgen, denn ich hatte nun eine doppelte Ursache, die Gendarmen und Douaniers zu fürchten, in Betracht, daß mein Erscheinen vor den Richtern eine Untersuchung nach sich ziehen konnte, daß diese Untersuchung stets von einer Excursion in die Vergangenheit begleitet wird, und daß man in meiner Vergangenheit nun etwas Ernsteres finden konnte, als eingeschmuggelte Cigarren oder Branntweinfäßchen ohne Einlaßschein. Den Tod tausendmal einer Verhaftung vorziehend, vollführte ich erstaunliche Dinge, welche mir wiederholt den Beweis lieferten, daß die zu ängstliche Rücksicht, welche wir auf unsern Leib nehmen, beinahe das einzige Hinderniß ist, das dem Gelingen derjenigen von unsern Unternehmungen entgegen steht, welche einer raschen Entscheidung und einer kräftigen, entschlossenen Ausführung bedürfen. Wenn man sein Leben einmal eingesetzt hat, ist man den andern Menschen nicht mehr gleich, oder die andern Menschen sind vielmehr nicht mehr uns gleich, und wer diesen Entschluß gefaßt, fühlt auf der Stelle seine Kräfte sich verzehnfachen und seinen Horizont sich erweitern."

„Das ist Philosophie, Herr Bertuccio," unterbrach ihn der Graf; „aber es scheint, Sie haben in Ihrem Leben von Allem ein wenig getrieben, Herr Bertuccio?"

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Graf."

„Nein, nein, ich meine nur, Philosophie um halb eilf Uhr sei ein wenig zu spät. Doch ich hatte keine

andere Bemerkung zu machen, insofern ich sie sehr richtig finde, was sich nicht von allen Philosophien rühmen läßt."

„Meine Unternehmungen wurden immer ausgedehnter und immer vortheilhafter. Assunta war die Wirthschafterin, und unser kleines Vermögen rundete sich allmälig. Als ich eines Tages eine neue Wanderung antrat, sagte sie zu mir:

„„Gehe, bei Deiner Rückkehr bereite ich Dir eine Ueberraschung.""

„Ich befragte sie vergebens: sie wollte nichts sagen und ich ging.

„Mein Ausflug dauerte beinahe sechs Wochen; wir hatten in Lucca Oel geladen und in Livorno englische Baumwolle eingenommen; wir schifften unsere Waaren, ohne irgend ein unangenehmes Ereigniß aus, bezogen bedeutenden Nutzen und kehrten ganz freudig zurück.

„Als ich in das Haus trat, war das Erste, was ich an der am meisten in das Auge fallenden Stelle des Zimmers von Assunta erblickte, ein Kind von sieben bis acht Monaten, in einer im Verhältniß zum Uebrigen sehr kostbaren Wiege. Ich stieß einen Freudenschrei aus. Die einzigen Augenblicke der Traurigkeit, welche mich seit der Ermordung des Staatsanwaltes heimgesucht, waren bei mir durch das Verlassen des Kindes verursacht worden. Es versteht sich von selbst, daß ich in Beziehung auf den Mord selbst keine Gewissensbisse fühlte.

„Die arme Assunta hatte Alles errathen; sie hatte, um nichts zu vergessen, den Tag und die Stunde, wo das Kind in dem Hospiz niedergelegt worden war, genau aufgeschrieben, und war mit der Windel versehen nach Paris abgereist, um den Kleinen zurückzufordern. Man machte ihr keine Einwendung, und sie erhielt das Kind.

„Ah! ich gestehe, Herr Graf, als ich das arme Kind in seiner Wiege schlafend erblickte, dehnte sich meine Brust aus, und Thränen traten in meine Augen.

„„In der That, Assunta,"" rief ich, „„Du bist

schanzte und mich überall suchen ließ. Zum Glück war ich so gut verborgen, daß er mich nicht finden konnte. Da faßte ihn die Angst, er zitterte, länger in Nimes zu bleiben; er bat um Veränderung seines Wohnortes, und da er wirklich ein einflußreicher Mann war, so wurde er nach Versailles versetzt; aber Sie wissen, daß es für einen Corsen, der seinem Feinde Rache geschworen hat, keine Entfernung gibt, und sein Wagen, so gut er gefahren wurde, hatte nie über einen halben Tag Vorsprung vor mir, während ich ihm doch zu Fuße folgte.

„Das Schwierige dabei war nicht, ihn zu tödten, denn hundertmal fand ich hiezu Gelegenheit, aber ich mußte ihn tödten, ohne entdeckt und besonders ohne verhaftet zu werden. Von nun an gehörte ich nicht mehr mir; ich hatte meine Schwägerin zu beschützen und zu ernähren. Drei Monate lang belauerte ich Herrn von Villefort; drei Monate lang machte er keinen Schritt, keinen Spaziergang, ohne daß ihm mein Blick folgte. Endlich entdeckte ich, daß er insgeheim nach Auteuil kam; ich folgte ihm abermals und sah ihn in das Haus gehen, in welchem wir uns befinden; nur kam er, statt wie alle Welt durch die große Thüre an der Straße einzutreten, entweder zu Pferde oder zu Wagen, ließ Pferd oder Wagen im Wirthshaus und schlich sich durch die kleine Thüre herein, die Sie dort sehen."

Monte Christo machte mit dem Kopfe ein Zeichen, welches bewies, daß er mitten in der Dunkelheit den von Bertuccio angegebenen Eingang erblickte.

„Ich hatte nichts mehr in Versailles zu thun, blieb in Auteuil und zog Erkundigungen ein. Wollte ich ihn fangen, so mußte ich offenbar hier meine Falle stellen.

„Das Haus gehörte, wie der Concierge Euerer Excellenz gesagt hat, Herrn von Saint-Meran, dem Schwiegervater von Villefort; Herr von Saint-Meran wohnte in Marseille, folglich war ihm dieses Landhaus

unnütz; man sprach auch davon, er habe es an eine junge Wittwe vermiethet, welche nur unter dem Namen die Baronin bekannt war.

„Während ich eines Abends über die Mauer schaute, sah ich wirklich eine hübsche junge Frau allein in dem Garten spazieren gehen, den kein fremdes Fenster beherrschte; sie blickte viel nach der kleinen Thüre, und ich begriff, daß sie Herrn von Villefort diesen Abend erwartete. Als sie so nahe zu der Mauer kam, daß ich trotz der Dunkelheit ihre Züge zu unterscheiden vermochte, erkannte ich, daß diese Frau sehr hübsch, blond, groß und ungefähr achtzehn bis neunzehn Jahre alt war. Da sie nur einen einfachen Nachtmantel trug und nichts ihre Taille einzwängte, so konnte ich auch bemerken, daß sie sich in andern Umständen befand, und ihre Schwangerschaft schien mir sogar ziemlich weit vorgerückt.

„Einige Augenblicke nachher öffnete man die kleine Thüre; ein Mann trat ein, die junge Frau lief ihm so rasch als möglich entgegen, sie warfen sich einander in die Arme, küßten sich zärtlich und gingen in das Haus.

Dieser Mann war Herr von Villefort. Ich dachte, wenn er herauskäme, besonders wenn er bei Nacht herauskäme, müßte er den Garten in seiner ganzen Länge durchschreiten."

„Und Sie haben seitdem den Namen der Frau erfahren?" fragte der Graf.

„Nein, Excellenz, Sie werden sehen, daß ich nicht Zeit gehabt habe, mich danach zu erkundigen."

„Fahren Sie fort."

„Ich hätte den Staatsanwalt vielleicht an diesem Abend tödten können; aber ich war noch nicht hinreichend mit allen Einzelnheiten des Gartens vertraut, befürchtete, ihn nicht rasch genug zu tödten, und wenn Jemand auf sein Geschrei herbeiliefe, nicht fliehen zu können. Deshalb verschob ich die Ausführung meines Vorhabens auf das nächste Rendezvous, und nahm, da-

mit mir nichts entginge, ein kleines Zimmer, das die Aussicht auf die Straße hatte, welche längs der Gartenmauer hinzog.

„Drei Tage nachher sah ich gegen sieben Uhr Abends einen Diener zu Pferde aus dem Hause eilen und im Galopp auf dem Wege fortsprengen, welcher zu der Straße nach Sèvres führte; ich nahm an, er reiste nach Versailles, und täuschte mich nicht. Drei Stunden später kam der Diener mit Staub bedeckt zurück; seine Botschaft war vollzogen. Zehn Minuten nach ihm erschien ein anderer Mann, in einen Mantel gehüllt, zu Fuß und öffnete die kleine Gartenthüre, welche sich wieder hinter ihm schloß.

„Ich ging rasch hinab. Obschon ich das Gesicht von Herrn von Villefort nicht gesehen, so erkannte ich ihn doch an den Schlägen meines Herzens; ich durchschritt die Straße und erreichte einen Weichstein an der Ecke der Mauer, mit dessen Hülfe ich das erste Mal in den Garten gesehen hatte.

„Diesmal begnügte ich mich nicht mit dem Schauen, ich zog mein Messer aus der Tasche, versicherte mich, daß es gehörig geschärft war, und sprang über die Mauer.

„Es war meine erste Sorge, an die Thüre zu laufen; er hatte den Schlüssel stecken lassen und nur aus Vorsicht zweimal im Schlosse umgedreht.

„Nichts sollte also von dieser Seite meine Flucht hemmen. Ich studirte die Oertlichkeit in allen Richtungen; der Garten bildete ein langes Geviertе, durch die Mitte zog sich ein Rasen von zartem englischem Gras, an den Ecken dieses Rasens waren Baumgruppen mit dichtem Laubwerk.

„Um sich von dem Hause an der kleinen Thüre oder von der kleinen Thüre nach dem Hause zu begeben, mußte Herr von Villefort nothwendig an einer von diesen Baumgruppen vorübergehen.

„Man war am Ende des Septembers, der Wind

blies heftig, ein wenig Mond, alle Augenblicke durch dichte Wolken verschleiert, welche schnell am Himmel hinglitten, ließ den Sand der zu dem Hause führenden Alleen weiß erscheinen, vermochte aber die Dunkelheit der Gebüsche nicht zu durchdringen, in welchen ein Mensch verborgen bleiben konnte, ohne daß er gesehen zu werden befürchten mußte.

„Ich verbarg mich in dem Gebüsche, an welchem Herr von Villefort vorüberkommen sollte; kaum war ich hier, als ich unter den Windstößen, welche die Bäume über meine Stirne beugten, etwas wie Seufzen zu unterscheiden glaubte. Doch Sie wissen, oder Sie wissen vielmehr nicht, Herr Graf, daß derjenige, welcher auf den Augenblick, einen Mord zu begehen, wartet, stets ein dumpfes Geschrei in der Luft zu hören glaubt. Es vergingen zwei Stunden, während welcher ich wiederholt dasselbe Seufzen zu hören wähnte. Endlich schlug es Mitternacht.

„Als noch der letzte Schlag vibrirte, sah ich einen schwachen Schimmer die Geheimtreppe erhellen, auf welcher wir so eben herabgekommen sind.

„Die Thüre öffnete sich, und der Mann mit dem Mantel erschien.

„Es war der furchtbare Augenblick, doch ich hatte mich auf diesen Augenblick so lange vorbereitet, daß nicht die geringste Schwäche bei mir eintrat; ich zog mein Messer, öffnete es und hielt mich fertig.

„Der Mann mit dem Mantel kam gerade auf mich zu; als er aber in dem entblößten Raume mehr vorschritt, glaubte ich zu bemerken, daß er in der rechten Hand eine Waffe hielt; ich hatte bange, nicht vor einem Kampfe, sondern vor einem Mißlingen. Sobald er nur noch einige Schritte von mir entfernt war, erkannte ich, daß das, was ich für eine Waffe gehalten hatte, nichts Anderes war, als ein Spaten.

„Ich hatte noch nicht errathen können, in welcher Absicht Herr von Villefort einen Spaten in der Hand

hielt, als er an dem Saume des Gebüsches stehen blieb und, nachdem er umhergeschaut hatte, ein Loch in die Erde zu graben anfing. Nun bemerkte ich, daß er etwas in seinem Mantel trug, was er auf den Rasen legte, um in seinen Bewegungen freier zu sein.

„Da mischte sich, ich muß es gestehen, etwas Neugierde in meinen Haß, ich wollte sehen, was Herr von Villefort that, blieb unbeweglich, ohne Athem, und wartete.

„Es kam mir ein Gedanke, der sich bestätigte, als ich den Staatsanwalt ein kleines, etwa zwei Fuß langes und sechs bis acht Zoll breites Kistchen unter seinem Mantel hervorziehen sah.

„Ich ließ ihn das Kistchen in das Loch legen, auf welches er wieder Erde warf; diese frische Erde bearbeitete er sodann mit seinen Füßen, um die Spur seines nächtlichen Werkes verschwinden zu machen. Hienach warf ich mich auf ihn, stieß ihm mein Messer in die Brust und sprach:

„„Ich bin Giovanni Bertuccio! dein Tod für meinen Bruder, dein Schatz für seine Witwe. Du siehst wohl, daß meine Rache vollständiger ist, als ich hoffte.““

„Ich weiß nicht, ob er diese Worte hörte, ich glaube es nicht, denn er sank nieder, ohne einen Ton von sich zu geben; ich fühlte das Blut heiß auf meine Hände und in mein Gesicht spritzen; aber ich war trunken, ich war wahnsinnig; dieses Blut erfrischte mich, statt mich zu brennen. In einer Sekunde hatte ich das Kistchen mit Hülfe des Spaten wieder ausgegraben; damit man nicht bemerke, daß ich es weggenommen, füllte ich das Loch ebenfalls, warf den Spaten über die Mauer, eilte durch die Thüre, schloß sie doppelt von außen und nahm den Schlüssel mit.“

„Gut,“, sagte Monte Christo, „das war, wie mir scheint, ein kleiner Raubmord.“

„Nein, Excellenz,“ erwiederte Bertuccio, „eine Vendetta, verbunden mit einer Wiedererstattung.“

„Sie fanden doch wenigstens eine runde Summe?"

„Es war kein Geld."

„Ah! ja, ich erinnere mich; sprachen Sie nicht von einem Kinde?"

„Allerdings. Ich lief an den Fluß, setzte mich auf die Böschung und sprengte, begierig zu erfahren, was das Kistchen enthielt, das Schloß mit meinem Messer.

„In einer Windel von feinem Battist war ein neugeborenes Kind eingewickelt; sein purpurrothes Gesicht und seine blauen Hände deuteten an, daß es einer Erstickung durch natürliche Bänder, die sich um seinen Hals geschlungen, unterlegen war; da ich es jedoch noch nicht ganz kalt fand, zögerte ich, das arme Geschöpf in das Wasser zu werfen, das zu meinen Füßen floß; nach einem Augenblick glaubte ich in der That ein leichtes Schlagen in der Gegend des Herzens zu fühlen: ich befreite seinen Hals von der Schnur, welche denselben umgab, und da ich als Krankenwärter im Hospital von Bastia gedient hatte, so that ich, was ein Arzt unter solchen Umständen hätte thun können, das heißt, ich blies ihm muthig Luft in die Lunge, und nach einer Viertelstunde unerhörter Anstrengung sah ich es athmen, und unmittelbar darauf hörte ich einen Schrei seiner Brust sich entwinden.

„Ich stieß ebenfalls einen Schrei aus, aber einen Freudenschrei. Gott verflucht mich also nicht, sagte ich zu mir selbst, denn er gestattet mir, einem Menschen Leben zu geben, im Austausch für das Leben, das ich einem andern genommen habe."

„Und was thaten Sie mit diesem Kinde?" fragte Monte Christo; „es war ein ziemlich beschwerliches Gepäcke für einen Menschen, der fliehen mußte."

„Ich hatte auch nicht einen Augenblick den Gedanken, es zu behalten. Doch ich wußte, daß es in Paris ein Hospiz gibt, wo man diese armen Geschöpfe aufnimmt. Als ich durch die Barrière kam, gab ich vor, ich hätte das Kind auf der Straße gefunden, und erkundigte mich

Das Kistchen machte meine Aussage glaubwürdig; die Battistwindeln deuteten an, daß das Kind reichen Eltern gehörte; das Blut, mit welchem ich bedeckt war, konnte eben sowohl von dem Kinde, als von irgend einem andern Wesen herrühren. Man machte keine Einwendung, bezeichnete mir das Hospiz, das ganz oben auf der Rue de l'Enfer lag, und nachdem ich aus Vorsicht die Windel so entzwei geschnitten hatte, daß einer von den beiden Buchstaben, welche dieselbe bezeichnete, immer noch bei der Einhüllung blieb, während ich den andern bei mir behielt, legte ich meine Bürde in den Thurm, läutete und entlief so rasch ich nur immer vermochte. Vierzehn Tage nachher war ich wieder in Rogliano und sprach zu Assunta:

„„Tröste Dich, meine Schwester. Israel ist todt, aber ich habe ihn gerächt.““

„Da bat sie mich um Erläuterung meiner Worte, und ich erzählte ihr Alles, was vorgefallen war.

„„Giovanni,““ sagte Assunta zu mir, „„Du hättest das Kind hieher bringen sollen; wir würden die Stelle der Eltern, die es verloren, bei ihm vertreten und ihm den Namen Benedetto gegeben haben, und Gott hätte uns wirklich für diese gute Handlung gesegnet.““

„Statt einer Antwort gab ich ihr die Hälfte der Windel, welche ich behalten hatte, um das Kind eines Tages, wenn wir reicher wären, zurückzufordern.“

„Mit welchen Buchstaben war die Windel bezeichnet?“ fragte der Graf.

„Mit einem H und einem N, und darüber eine Baronenkrone.“

„Gott verzeihe mir, ich glaube, Sie bedienen sich eines Ausdrucks aus der Wappenkunde, Herr Bertuccio! Wo Teufels haben Sie heraldische Studien gemacht?“

„Ihnen zu dienen, Herr Graf, da, wo man Alles lernt.“

„Fahren Sie fort, ich bin begierig, Zweierlei zu vernehmen."

„Und zwar, gnädiger Herr?"

„Was aus dem kleinen Knaben geworden ist; haben Sie mir nicht gesagt, es sei ein Knabe gewesen?"

„Nein Excellenz, ich erinnere mich nicht, hievon gesprochen zu haben."

„So täuschte ich mich wohl."

„Nein, Sie täuschten sich nicht, es war wirklich ein kleiner Knabe; doch Euere Excellenz wünschte, wie sie sagte, zwei Dinge zu erfahren: was war das Zweite?"

„Das Zweite war das Verbrechen, dessen man Sie beschuldigte, als Sie einen Beichtiger verlangten und der Abbé Busoni Sie auf diese Bitte im Gefängniß in Nimes aufsuchte."

„Die Erzählung währt vielleicht zu lange, Excellenz?"

„Was liegt daran? es ist kaum zehn Uhr, Sie wissen, daß ich nicht schlafe, und ich denke, Sie haben ebenfalls keine große Lust zu schlafen."

Bertuccio verbeugte sich und fuhr in seiner Erzählung fort:

„Halb um die Erinnerungen zu vertreiben, welche mich beständig belagerten, halb um die Bedürfnisse der armen Witwe zu bestreiten, legte ich mich wieder mit allem Eifer auf das Schmugglerhandwerk, welches durch die stets auf Revolutionen folgende Schlaffheit der Gesetze leichter geworden war. Besonders die Küsten des mittelländischen Meeres waren schlecht bewacht, in Folge der ewigen Meutereien, welche dort bald in Avignon, bald in Nimes, bald in Uzès stattfanden. Wir benützten diesen Waffenstillstand, der uns von der Regierung bewilligt war, um auf dem ganzen Littoral Verbindungen anzuknüpfen. Seit der Ermordung meines Bruders in den Straßen von Nimes wollte ich diese Stadt nicht mehr betreten. Dadurch geschah es, daß der Wirth, mit welchem wir Geschäfte machten, als er sah, daß wir nicht zu ihm gehen wollten, zu uns kam, und eine

[illegible] Frage von Bellegarde nach [illegible] Hard [illegible] von Rumes- [illegible] Sonne und im andern Orten [illegible] unsere Waaren [illegible] Zufluchtsstätte [illegible] Gensdarmen fanden. Das Ge- [illegible], wenn man [illegible] einige [illegible] Thens lehrte in [illegible] Ursache, [illegible] in Be- [illegible] eine Unter- [illegible] daß diese Untersuchung [illegible] Vergangenheit begleitet [illegible] nun etwas [illegible] Cigarren [illegible]. Den Tod [illegible] einer Verwaltung vorziehend, vollführte ich [illegible] den Beweis [illegible], welche wir [illegible] das einzige Hinderniß [illegible] Unterneh- [illegible] Entscheidung [illegible] bedurfen. [illegible] man den [illegible], oder die andern [illegible] und [illegible] auf der Steue seine [illegible] sich erwei- [illegible]

[illegible]," unterbrach [illegible] Sie haben in Ihrem Leben von Allem [illegible], Herr Bertuccio?"

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Graf."

„Nein, nein, ich meine nur, [illegible] um halb [illegible] zu spät. Doch ich hatte keine

andere Bemerkung zu machen, insofern ich sie sehr richtig finde, was sich nicht von allen Philosophien rühmen läßt."

„Meine Unternehmungen wurden immer ausgedehnter und immer vortheilhafter. Assunta war die Wirthschafterin, und unser kleines Vermögen rundete sich allmälig. Als ich eines Tages eine neue Wanderung antrat, sagte sie zu mir:

„„Gehe, bei Deiner Rückkehr bereite ich Dir eine Ueberraschung.""

„Ich befragte sie vergebens: sie wollte nichts sagen und ich ging.

„Mein Ausflug dauerte beinahe sechs Wochen; wir hatten in Lucca Oel geladen und in Livorno englische Baumwolle eingenommen; wir schifften unsere Waaren, ohne irgend ein unangenehmes Ereigniß aus, bezogen bedeutenden Nutzen und kehrten ganz freudig zurück.

„Als ich in das Haus trat, war das Erste, was ich an der am meisten in das Auge fallenden Stelle des Zimmers von Assunta erblickte, ein Kind von sieben bis acht Monaten, in einer im Verhältniß zum Uebrigen sehr kostbaren Wiege. Ich stieß einen Freudenschrei aus. Die einzigen Augenblicke der Traurigkeit, welche mich seit der Ermordung des Staatsanwaltes heimgesucht, waren bei mir durch das Verlassen des Kindes verursacht worden. Es versteht sich von selbst, daß ich in Beziehung auf den Mord selbst keine Gewissensbisse fühlte.

„Die arme Assunta hatte Alles errathen; sie hatte, um nichts zu vergessen, den Tag und die Stunde, wo das Kind in dem Hospiz niedergelegt worden war, genau aufgeschrieben, und war mit der Windel versehen nach Paris abgereist, um den Kleinen zurückzufordern. Man machte ihr keine Einwendung, und sie erhielt das Kind.

„Ah! ich gestehe, Herr Graf, als ich das arme Kind in seiner Wiege schlafend erblickte, dehnte sich meine Brust aus, und Thränen traten in meine Augen.

„„In der That, Assunta,"" rief ich, „„Du bist

zweite Herberge auf der Straße von Bellegarde nach Beaucaire mit dem Schilde zum Pont du Gard errichtete. Wir hatten so in der Gegend von Aigues-Mortes, bei Mortigues, bei Bouc und an andern Orten ein Dutzend von Niederlagen, wo wir unsere Waaren aufbewahrten und im Falle der Noth eine Zufluchtsstätte gegen die Douaniers und Gendarmen fanden. Das Gewerbe des Schmugglers ist sehr einträglich, wenn man mit einem gewissen Verstand unterstützt durch einige Kraft dabei zu Werke geht; ich meines Theils lebte in den Gebirgen, denn ich hatte nun eine doppelte Ursache, die Gendarmen und Douaniers zu fürchten, in Betracht, daß mein Erscheinen vor den Richtern eine Untersuchung nach sich ziehen konnte, daß diese Untersuchung stets von einer Excursion in die Vergangenheit begleitet wird, und daß man in meiner Vergangenheit nun etwas Ernsteres finden konnte, als eingeschmuggelte Cigarren oder Branntweinfäßchen ohne Einlaßschein. Den Tod tausendmal einer Verhaftung vorziehend, vollführte ich erstaunliche Dinge, welche mir wiederholt den Beweis lieferten, daß die zu ängstliche Rücksicht, welche wir auf unsern Leib nehmen, beinahe das einzige Hinderniß ist, das dem Gelingen derjenigen von unsern Unternehmungen entgegen steht, welche einer raschen Entscheidung und einer kräftigen, entschlossenen Ausführung bedürfen. Wenn man sein Leben einmal eingesetzt hat, ist man den andern Menschen nicht mehr gleich, oder die andern Menschen sind vielmehr nicht mehr uns gleich, und wer diesen Entschluß gefaßt, fühlt auf der Stelle seine Kräfte sich verzehnfachen und seinen Horizont sich erweitern."

„Das ist Philosophie, Herr Bertuccio," unterbrach ihn der Graf; „aber es scheint, Sie haben in Ihrem Leben von Allem ein wenig getrieben, Herr Bertuccio?"

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Graf."

„Nein, nein, ich meine nur, Philosophie um halb eilf Uhr sei ein wenig zu spät. Doch ich hatte keine

andere Bemerkung zu machen, insofern ich sie sehr richtig finde, was sich nicht von allen Philosophien rühmen läßt."

„Meine Unternehmungen wurden immer ausgedehnter und immer vortheilhafter. Assunta war die Wirthschafterin, und unser kleines Vermögen rundete sich allmälig. Als ich eines Tages eine neue Wanderung antrat, sagte sie zu mir:

„„Gehe, bei Deiner Rückkehr bereite ich Dir eine Ueberraschung.""

„Ich befragte sie vergebens: sie wollte nichts sagen und ich ging.

„Mein Ausflug dauerte beinahe sechs Wochen; wir hatten in Lucca Oel geladen und in Livorno englische Baumwolle eingenommen; wir schifften unsere Waaren, ohne irgend ein unangenehmes Ereigniß aus, bezogen bedeutenden Nutzen und kehrten ganz freudig zurück.

„Als ich in das Haus trat, war das Erste, was ich an der am meisten in das Auge fallenden Stelle des Zimmers von Assunta erblickte, ein Kind von sieben bis acht Monaten, in einer im Verhältniß zum Uebrigen sehr kostbaren Wiege. Ich stieß einen Freudenschrei aus. Die einzigen Augenblicke der Traurigkeit, welche mich seit der Ermordung des Staatsanwaltes heimgesucht, waren bei mir durch das Verlassen des Kindes verursacht worden. Es versteht sich von selbst, daß ich in Beziehung auf den Mord selbst keine Gewissensbisse fühlte.

„Die arme Assunta hatte Alles errathen; sie hatte, um nichts zu vergessen, den Tag und die Stunde, wo das Kind in dem Hospiz niedergelegt worden war, genau aufgeschrieben, und war mit der Windel versehen nach Paris abgereist, um den Kleinen zurückzufordern. Man machte ihr keine Einwendung, und sie erhielt das Kind.

„Ah! ich gestehe, Herr Graf, als ich das arme Kind in seiner Wiege schlafend erblickte, dehnte sich meine Brust aus, und Thränen traten in meine Augen.

„„In der That, Assunta,"" rief ich, „„Du bist

andere Bemerkung zu machen, insofern ich sie sehr richtig finde, was sich nicht von allen Philosophien rühmen läßt."

„Meine Unternehmungen wurden immer ausgedehnter und immer vortheilhafter. Assunta war die Wirthschafterin, und unser kleines Vermögen rundete sich allmälig. Als ich eines Tages eine neue Wanderung antrat, sagte sie zu mir:

„„Gehe, bei Deiner Rückkehr bereite ich Dir eine Ueberraschung.""

„Ich befragte sie vergebens: sie wollte nichts sagen und ich ging.

„Mein Ausflug dauerte beinahe sechs Wochen; wir hatten in Lucca Oel geladen und in Livorno englische Baumwolle eingenommen; wir schifften unsere Waaren, ohne irgend ein unangenehmes Ereigniß aus, bezogen bedeutenden Nutzen und kehrten ganz freudig zurück.

„Als ich in das Haus trat, war das Erste, was ich an der am meisten in das Auge fallenden Stelle des Zimmers von Assunta erblickte, ein Kind von sieben bis acht Monaten, in einer im Verhältniß zum Uebrigen sehr kostbaren Wiege. Ich stieß einen Freudenschrei aus. Die einzigen Augenblicke der Traurigkeit, welche mich seit der Ermordung des Staatsanwaltes heimgesucht, waren bei mir durch das Verlassen des Kindes verursacht worden. Es versteht sich von selbst, daß ich in Beziehung auf den Mord selbst keine Gewissensbisse fühlte.

„Die arme Assunta hatte Alles errathen; sie hatte, um nichts zu vergessen, den Tag und die Stunde, wo das Kind in dem Hospiz niedergelegt worden war, genau aufgeschrieben, und war mit der Windel versehen nach Paris abgereist, um den Kleinen zurückzufordern. Man machte ihr keine Einwendung, und sie erhielt das Kind.

„Ah! ich gestehe, Herr Graf, als ich das arme Kind in seiner Wiege schlafend erblickte, dehnte sich meine Brust aus, und Thränen traten in meine Augen.

„„In der That, Assunta,"" rief ich, „„Du bist

eine vortreffliche Frau, und die Vorsehung wird Dich segnen.""

„Dies ist weniger richtig, als Ihre Philosophie," sprach der Graf; „es ist in der That nur der Glaube."

„Ach! Excellenz," sprach Bertuccio, „Sie haben ganz Recht, und es war gerade dieses Kind, welches Gott mit meiner Bestrafung beauftragte. Nie offenbarte sich frühzeitiger eine verkehrte Natur, und dennoch kann man nicht sagen, daß es schlecht erzogen wurde, denn meine Schwester behandelte es wie den Sohn eines Fürsten; es war ein Knabe von reizender Gesichtsbildung, mit hellblauen Augen, jenen Tönen von chinesischer Fayence ähnlich, welche so gut mit dem Milchweiß des allgemeinen Tones harmoniren; nur verliehen seine etwas feurig blonden Haare dem Gesichte dieses Jungen einen seltsamen Charakter, den die Lebhaftigkeit seines Auges und die Schlauheit seines Lächelns verdoppelten. Leider gibt es ein Sprüchwort, welches sagt, der Rothe sei entweder ganz gut oder ganz böse; das Sprüchwort log nicht in Beziehung auf Benedetto, und er zeigte sich schon von seiner frühesten Jugend als ganz böse. Es ist nicht zu leugnen, daß ihn die Sanftmuth seiner Mutter in seinen ersten Neigungen ungemein unterstützte; dieses Kind, für welches meine arme Schwägerin auf den Markt der fünf bis sechs Stunden von uns entlegenen Stadt ging, um die ersten Früchte und das wohlschmeckendste Zuckerwerk zu kaufen, zog den Orangen von Palma und den Conserven von Genua die Kastanien, die es dem Nachbar, seine Hecken überspringend, stahl, oder die gedörrten Aepfel, vor, welche es ihm von seinem Speicher entwendete, während die Kastanien und Aepfel von unserem Obstgarten zu seiner Verfügung standen.

„Eines Tags, Benedetto mochte etwa fünf bis sechs Jahre alt sein, kam der Nachbar Wasilio, der nach der Gewohnheit unserrs Landes weder seine Börse noch seine Schmucksachen verschloß; denn der Herr Graf weiß so

gut wie Jedermann, daß es in Corsica keine Diebe gibt, kam der Nachbar Wasilio, sage ich, zu uns und klagte, es sei ein Louisd'or aus seiner Börse verschwunden; man glaubte, er hätte falsch gezählt; aber er behauptete seiner Sache gewiß zu sein. Benedetto hatte das Haus schon am Morgen verlassen, und wir geriethen in nicht geringe Unruhe, als wir ihn am Abend mit einem Affen zurückkehren sahen, den er ganz gefesselt am Fuße eines Baumes gefunden zu haben vorgab. Seit einem Monat war es das leidenschaftliche Trachten des abscheulichen Kindes, einen Affen zu besitzen. Ein Gaukler, welcher durch Rogliono kam und mehrere solche Thiere besaß, deren Uebungen unsern Jungen sehr ergötzten, hatte ihm ohne Zweifel diese unglückliche Phantasie eingeflößt.

„„Man findet keinen Affen in unsern Wäldern,““ sagte ich zu ihm, „„und besonders keinen gefesselten Affen; gestehe mir also, wie Du Dir diesen verschafft hast.““

Benedetto beharrte bei seiner Lüge und begleitete sie mit der Angabe von einzelnen Umständen, welche mehr seiner Einbildungskraft, als seiner Wahrheitsliebe Ehre machten; ich ärgerte mich, er lachte; ich drohte, er zog sich ein paar Schritte zurück.

„„Du kannst mich nicht schlagen,““ sagte er, „„Du hast nicht das Recht dazu, denn Du bist nicht mein Vater.““

„Wir wußten immer nicht, wer ihm dieses unselige Geheimniß entdeckt hatte, das wir mit so großer Sorgfalt vor ihm verbargen; wie dem sein mag, diese Antwort, durch welche sich das ganze Wesen des Kindes offenbarte, erschreckte mich, mein aufgehobener Arm fiel in der That nieder, ohne den Schuldigen zu berühren; das Kind triumphirte, und dieser Sieg verlieh ihm eine solche Kühnheit, daß alles Geld von Assunta, deren Liebe für Benedetto immer mehr zuzunehmen schien, je weniger er derselben würdig war, in Launen, welche sie nicht zu bekämpfen wußte, und in Tollheiten aufgebraucht,

wurde, die sie nicht zu verhindern den Muth hatte. Wenn ich in Rogliano war, ging es noch ziemlich gut, aber sobald ich abreiste, wurde Benedetto Meister des Hauses, und Alles wandte sich zum Schlimmen. Kaum eilf Jahre alt, wählte er seine Kameraden unter den jungen Leuten von achtzehn und neunzehn Jahren, den schlimmsten Burschen von Bastia und Corte, und bereits hatte die Justiz wegen einiger schlauen Streiche, welche wohl einen schärferen Namen verdienten, Warnungen an uns ergehen lassen.

„Es wurde mir bange; jede Untersuchung konnte traurige Folgen nach sich ziehen, und ich sollte mich eben zu einer wichtigen Expedition von Corsica entfernen. Ich sann lange nach und beschloß, um ein Unglück zu vermeiden, Benedetto mit mir zu nehmen. Ich hoffte, die thätige harte Lebensart des Schmugglers, die strenge Disciplin an Bord würden diesen Charakter verändern, der seinem Verderben entgegenging, wenn er nicht bereits verdorben war.

„Ich nahm also Benedetto bei Seite und machte ihm den Vorschlag, mir zu folgen, wobei ich alle mögliche Versprechungen, welche ein Kind von zwölf Jahren verführen können, zur Anwendung brachte.

„Er ließ mich reden, ohne mich zu unterbrechen, als ich aber zu Ende war, schlug er ein Gelächter auf und rief:

„„Seid Ihr ein Narr, Oheim? (so nannte er mich, wenn er guter Laune war); ich soll das Leben, das ich führe, gegen das, welches Ihr führt, meinen guten, kostbaren Müßiggang gegen die furchtbare Arbeit vertauschen, die Ihr Euch auferlegt habt! die Nacht in der Kälte, den Tag in der Hitze zubringen, mich fortwährend verbergen, wenn man sich zeigt, Flintenschüsse bekommen, und dies Alles, um ein wenig Geld zu gewinnen! Geld habe ich, so viel ich will; Mutter Assunta gibt mir, so oft ich von ihr fordere. Ihr seht also,

daß ich ein Einfaltspinsel wäre, wenn ich Euern Vorschlag annähme.""

„Ich war erstaunt über diese Kühnheit und über dieses Urtheil. Benedetto kehrte zum Spiele mit seinen Kameraden zurück, und ich sah von ferne, wie er mich ihnen als einen Dummkopf bezeichnete."

„Ein reizendes Kind!" murmelte Monte Christo.

„Oh! wenn er mir gehört hätte," sprach Bertuccio, wenn er mein Sohn oder wenigstens mein Neffe gewesen wäre, so würde ich ihn auf den rechten Pfad zurückgeführt haben, denn das Gewissen verleiht Stärke. Aber der Gedanke, daß ich ein Kind schlagen sollte, dessen Vater ich getödtet hatte, machte es mir unmöglich, irgend eine Züchtigung vorzunehmen. Ich gab meiner Schwester, welche in unsern Besprechungen stets den Jungen vertheidigte, gute Rathschläge, und da sie mir gestand, es hätten ihr wiederholt bedeutende Summen gefehlt, so bezeichnete ich ihr einen Ort, wo sie unseren kleinen Schatz verbergen könnte. Mein Entschluß war gefaßt: Benedetto konnte vortrefflich lesen, schreiben und rechnen, denn wenn er sich zufällig zur Arbeit herbeiließ, so lernte er in einem Tag so viel, als Andere in einer Woche. Mein Entschluß, sage ich, war gefaßt; ich wollte ihn als Schreiber auf irgend einem zu langen Seefahrten bestimmten Schiffe unterbringen und, ohne ihn zuvor davon in Kenntniß zu setzen, an einem schönen Morgen nehmen und an Bord schaffen lassen; war er dem Kapitän gehörig empfohlen, so hing seine Zukunft nur von ihm ab.

„Sobald dieser Plan festgestellt war, brach ich nach Frankreich auf.

„Alle unsere Operationen sollten diesmal im Golf von Lyon ausgeführt werden, diese Unternehmungen wurden aber immer schwieriger, denn wir waren im Jahre 1829. Die Ruhe war vollkommen wiederhergestellt und der Küstendienst dem zu Folge wieder regelmäßiger und strenger geworden, als je. Diese Ueber=

wachung vermehrte sich noch für den Augenblick durch die Messe von Beaucaire, welche gerade eröffnet worden war.

„Der Anfang unserer Expedition bewerkstelligte sich ohne Hindernisse. Wir banden unsere Barke, die einen doppelten Boden hatte, worin wir unsere Schmuggelwaaren verbargen, mitten unter einer Anzahl von Schiffen an, welche an den beiden Ufern der Rhone von Beaucaire bis Arles lagen. Hier angelangt, begannen wir nächtlicher Weile unsere verbotenen Waaren auszuschiffen und in die Stadt durch die Vermittelung von Leuten zu schaffen, welche mit uns in Verbindung standen, oder von Wirthen, bei denen wir unsere Niederlagen hatten. Mag es nun sein, daß uns das Glück unvorsichtig gemacht hatte, oder waren wir verrathen, eines Abends gegen fünf Uhr, als wir eben unser Vesperbrod verzehren wollten, lief unser Schiffsjunge ganz erschrocken herbei und sagte, er habe eine Abtheilung Douaniers in der Richtung gegen unser Schiff kommen sehen. Es war nicht gerade diese Abtheilung, was uns bange machte; jeden Augenblick, besonders um diese Zeit, schweiften ganze Compagnien auf den Ufern der Rhone umher; sondern es erschreckte uns die Vorsicht, mit der die Douaniers nach der Aussage des Jungen zu Werke gingen, um nicht gesehen zu werden. In einem Augenblick waren wir auf den Beinen, aber es war schon zu spät; man hatte bereits unsere Barke, welche offenbar der Gegenstand der Nachforschungen sein mußte, umzingelt. Unter den Douaniers bemerkte ich auch einige Gendarmen, und eben so furchtsam beim Anblick dieser Leute, als ich sonst muthig einem andern militärischen Corps gegenüber war, stieg ich in den Schiffsraum hinab, schlüpfte durch eine Stückpforte und ließ mich in den Fluß fallen; dann schwamm ich unter dem Wasser, schöpfte nur nach langen Zwischenräumen Athem, und erreichte, ohne gesehen zu werden, einen kurz zuvor gemachten Graben, durch welchen die Rhone

mit dem Canal in Verbindung steht, der von Beaucaire nach Aigues-Mortes führt. Hier angelangt war ich gerettet, denn ich konnte dem Graben folgen, ohne gesehen zu werden. Ich kam in den Canal ohne das geringste Hinderniß. Nicht zufällig und ohne Ueberlegung hatte ich diesen Weg gewählt; ich sagte Eurer Excellenz bereits von einem Wirthe von Nimes, der auf der Straße von Bellegrade nach Beaucaire eine kleine Herberge errichtet hatte."

„Ja, ich erinnere mich dessen vollkommen," sprach der Graf. „Dieser würdige Mann war sogar, wenn ich mich nicht täusche, Ihr Verbündeter?"

„So ist es," erwiederte Bertuccio; „aber seit sieben oder acht Jahren hatte er sein Etablissement einem ehemaligen Schneider von Marseille abgetreten, der, nachdem er sich bei seinem Handwerk zu Grunde gerichtet, bei einem andern Gewerbe sein Glück zu machen versuchen wollte. Es versteht sich von selbst, daß die Verhältnisse, in denen wir mit dem ersten Eigenthümer standen, von dem zweiten unterhalten wurden; von diesem Menschen also gedachte ich eine Zufluchtsstätte zu verlangen."

„Wie hieß dieser Mensch?" fragte der Graf, welcher wieder einiges Interesse an der Erzählung von Bertuccio zu bekommen schien.

„Er hieß Gaspard Caderousse und war mit einer Frau aus dem Dorfe la Carconte verheirathet, die wir unter keinem andern Namen, als unter dem ihres Dorfes kannten; es war eine arme Frau, welche am Sumpffieber hinsiechte. Der Mann dagegen war ein kräftiger Bursche von vierzig bis fünf und vierzig Jahren, der uns mehr als einmal unter schwierigen Umständen Beweise von seiner Geistesgegenwart und seinem Muthe gegeben hatte."

„Und Sie sagen," fragte der Graf, „diese Dinge seien vorgefallen im Jahre . . ."

„Im Jahre 1829, Excellenz."

zweite Herberge auf der Straße von Bellegarde nach Beaucaire mit dem Schilde zum Pont du Gard errichtete. Wir hatten so in der Gegend von Aigues-Mortes, bei Mortigues, bei Bouc und an andern Orten ein Dutzend von Niederlagen, wo wir unsere Waaren aufbewahrten und im Falle der Noth eine Zufluchtsstätte gegen die Douaniers und Gendarmen fanden. Das Gewerbe des Schmugglers ist sehr einträglich, wenn man mit einem gewissen Verstand unterstützt durch einige Kraft dabei zu Werke geht; ich meines Theils lebte in den Gebirgen, denn ich hatte nun eine doppelte Ursache, die Gendarmen und Douaniers zu fürchten, in Betracht, daß mein Erscheinen vor den Richtern eine Untersuchung nach sich ziehen konnte, daß diese Untersuchung stets von einer Excursion in die Vergangenheit begleitet wird, und daß man in meiner Vergangenheit nun etwas Ernsteres finden konnte, als eingeschmuggelte Cigarren oder Branntweinfäßchen ohne Einlaßschein. Den Tod tausendmal einer Verhaftung vorziehend, vollführte ich erstaunliche Dinge, welche mir wiederholt den Beweis lieferten, daß die zu ängstliche Rücksicht, welche wir auf unsern Leib nehmen, beinahe das einzige Hinderniß ist, das dem Gelingen derjenigen von unsern Unternehmungen entgegen steht, welche einer raschen Entscheidung und einer kräftigen, entschlossenen Ausführung bedürfen. Wenn man sein Leben einmal eingesetzt hat, ist man den andern Menschen nicht mehr gleich, oder die andern Menschen sind vielmehr nicht mehr uns gleich, und wer diesen Entschluß gefaßt, fühlt auf der Stelle seine Kräfte sich verzehnfachen und seinen Horizont sich erweitern."

„Das ist Philosophie, Herr Bertuccio," unterbrach ihn der Graf; „aber es scheint, Sie haben in Ihrem Leben von Allem ein wenig getrieben, Herr Bertuccio?"

„Ich bitte um Verzeihung, Herr Graf."

„Nein, nein, ich meine nur, Philosophie um halb eilf Uhr sei ein wenig zu spät. Doch ich hatte keine

andere Bemerkung zu machen, insofern ich sie sehr richtig finde, was sich nicht von allen Philosophien rühmen läßt."

„Meine Unternehmungen wurden immer ausgedehnter und immer vortheilhafter. Assunta war die Wirthschafterin, und unser kleines Vermögen rundete sich allmälig. Als ich eines Tages eine neue Wanderung antrat, sagte sie zu mir:

„„Gehe, bei Deiner Rückkehr bereite ich Dir eine Ueberraschung.""

„Ich befragte sie vergebens: sie wollte nichts sagen und ich ging.

„Mein Ausflug dauerte beinahe sechs Wochen; wir hatten in Lucca Oel geladen und in Livorno englische Baumwolle eingenommen; wir schifften unsere Waaren, ohne irgend ein unangenehmes Ereigniß aus, bezogen bedeutenden Nutzen und kehrten ganz freudig zurück.

„Als ich in das Haus trat, war das Erste, was ich an der am meisten in das Auge fallenden Stelle des Zimmers von Assunta erblickte, ein Kind von sieben bis acht Monaten, in einer im Verhältniß zum Uebrigen sehr kostbaren Wiege. Ich stieß einen Freudenschrei aus. Die einzigen Augenblicke der Traurigkeit, welche mich seit der Ermordung des Staatsanwaltes heimgesucht, waren bei mir durch das Verlassen des Kindes verursacht worden. Es versteht sich von selbst, daß ich in Beziehung auf den Mord selbst keine Gewissensbisse fühlte.

„Die arme Assunta hatte Alles errathen; sie hatte, um nichts zu vergessen, den Tag und die Stunde, wo das Kind in dem Hospiz niedergelegt worden war, genau aufgeschrieben, und war mit der Windel versehen nach Paris abgereist, um den Kleinen zurückzufordern. Man machte ihr keine Einwendung, und sie erhielt das Kind.

„Ah! ich gestehe, Herr Graf, als ich das arme Kind in seiner Wiege schlafend erblickte, dehnte sich meine Brust aus, und Thränen traten in meine Augen.

„„In der That, Assunta,"" rief ich, „„Du bist

eine vortreffliche Frau, und die Vorsehung wird Dich segnen.""

„Dies ist weniger richtig, als Ihre Philosophie," sprach der Graf; „es ist in der That nur der Glaube."

„Ach! Excellenz," sprach Bertuccio, „Sie haben ganz Recht, und es war gerade dieses Kind, welches Gott mit meiner Bestrafung beauftragte. Nie offenbarte sich frühzeitiger eine verkehrte Natur, und dennoch kann man nicht sagen, daß es schlecht erzogen wurde, denn meine Schwester behandelte es wie den Sohn eines Fürsten; es war ein Knabe von reizender Gesichtsbildung, mit hellblauen Augen, jenen Tönen von chinesischer Fayence ähnlich, welche so gut mit dem Milchweiß des allgemeinen Tones harmoniren; nur verliehen seine etwas feurig blonden Haare dem Gesichte dieses Jungen einen seltsamen Charakter, den die Lebhaftigkeit seines Auges und die Schlauheit seines Lächelns verdoppelten. Leider gibt es ein Sprüchwort, welches sagt, der Rothe sei entweder ganz gut oder ganz böse; das Sprüchwort log nicht in Beziehung auf Benedetto, und er zeigte sich schon von seiner frühesten Jugend als ganz böse. Es ist nicht zu leugnen, daß ihn die Sanftmuth seiner Mutter in seinen ersten Neigungen ungemein unterstützte; dieses Kind, für welches meine arme Schwägerin auf den Markt der fünf bis sechs Stunden von uns entlegenen Stadt ging, um die ersten Früchte und das wohlschmeckendste Zuckerwerk zu kaufen, zog den Orangen von Palma und den Conserven von Genua die Kastanien, die es dem Nachbar, seine Hecken überspringend, stahl, oder die gedörrten Aepfel, vor, welche es ihm von seinem Speicher entwendete, während die Kastanien und Aepfel von unserem Obstgarten zu seiner Verfügung standen.

„Eines Tags, Benedetto mochte etwa fünf bis sechs Jahre alt sein, kam der Nachbar Wasilio, der nach der Gewohnheit unsers Landes weder seine Börse noch seine Schmucksachen verschloß, denn der Herr Graf weiß so

gut wie Jedermann, daß es in Corsica keine Diebe gibt, kam der Nachbar Wasilio, sage ich, zu uns und klagte, es sei ein Louisd'or aus seiner Börse verschwunden; man glaubte, er hätte falsch gezählt; aber er behauptete seiner Sache gewiß zu sein. Benedetto hatte das Haus schon am Morgen verlassen, und wir geriethen in nicht geringe Unruhe, als wir ihn am Abend mit einem Affen zurückkehren sahen, den er ganz gefesselt am Fuße eines Baumes gefunden zu haben vorgab. Seit einem Monat war es das leidenschaftliche Trachten des abscheulichen Kindes, einen Affen zu besitzen. Ein Gaukler, welcher durch Rogliono kam und mehrere solche Thiere besaß, deren Uebungen unsern Jungen sehr ergötzten, hatte ihm ohne Zweifel diese unglückliche Phantasie eingeflößt.

„„Man findet keinen Affen in unsern Wäldern,““ sagte ich zu ihm, „„und besonders keinen gefesselten Affen; gestehe mir also, wie Du Dir diesen verschafft hast.““

Benedetto beharrte bei seiner Lüge und begleitete sie mit der Angabe von einzelnen Umständen, welche mehr seiner Einbildungskraft, als seiner Wahrheitsliebe Ehre machten; ich ärgerte mich, er lachte; ich drohte, er zog sich ein paar Schritte zurück.

„„Du kannst mich nicht schlagen,““ sagte er, „„Du hast nicht das Recht dazu, denn Du bist nicht mein Vater.““

„Wir wußten immer nicht, wer ihm dieses unselige Geheimniß entdeckt hatte, das wir mit so großer Sorgfalt vor ihm verbargen; wie dem sein mag, diese Antwort, durch welche sich das ganze Wesen des Kindes offenbarte, erschreckte mich, mein aufgehobener Arm fiel in der That nieder, ohne den Schuldigen zu berühren; das Kind triumphirte, und dieser Sieg verlieh ihm eine solche Kühnheit, daß alles Geld von Assunta, deren Liebe für Benedetto immer mehr zuzunehmen schien, je weniger er derselben würdig war, in Launen, welche sie nicht zu bekämpfen wußte, und in Tollheiten aufgebrauch,

wurde, die sie nicht zu verhindern den Muth hatte. Wenn ich in Rogliano war, ging es noch ziemlich gut, aber sobald ich abreiste, wurde Benedetto Meister des Hauses, und Alles wandte sich zum Schlimmen. Kaum eilf Jahre alt, wählte er seine Kameraden unter den jungen Leuten von achtzehn und neunzehn Jahren, den schlimmsten Burschen von Bastia und Corte, und bereits hatte die Justiz wegen einiger schlauen Streiche, welche wohl einen schärferen Namen verdienten, Warnungen an uns ergehen lassen.

„Es wurde mir bange; jede Untersuchung konnte traurige Folgen nach sich ziehen, und ich sollte mich eben zu einer wichtigen Expedition von Corsica entfernen. Ich sann lange nach und beschloß, um ein Unglück zu vermeiden, Benedetto mit mir zu nehmen. Ich hoffte, die thätige harte Lebensart des Schmugglers, die strenge Disciplin an Bord würden diesen Charakter verändern, der seinem Verderben entgegenging, wenn er nicht bereits verdorben war.

„Ich nahm also Benedetto bei Seite und machte ihm den Vorschlag, mir zu folgen, wobei ich alle mögliche Versprechungen, welche ein Kind von zwölf Jahren verführen können, zur Anwendung brachte.

„Er ließ mich reden, ohne mich zu unterbrechen, als ich aber zu Ende war, schlug er ein Gelächter auf und rief:

„„Seid Ihr ein Narr, Oheim? (so nannte er mich, wenn er guter Laune war); ich soll das Leben, das ich führe, gegen das, welches Ihr führt, meinen guten, kostbaren Müßiggang gegen die furchtbare Arbeit vertauschen, die Ihr Euch auferlegt habt! die Nacht in der Kälte, den Tag in der Hitze zubringen, mich fortwährend verbergen, wenn man sich zeigt, Flintenschüsse bekommen, und dies Alles, um ein wenig Geld zu gewinnen! Geld habe ich, so viel ich will; Mutter Assunta gibt mir, so oft ich von ihr fordere. Ihr seht also,

daß ich ein Einfaltspinsel wäre, wenn ich Euern Vorschlag annähme.""

„Ich war erstaunt über diese Kühnheit und über dieses Urtheil. Benedetto kehrte zum Spiele mit seinen Kameraden zurück, und ich sah von ferne, wie er mich ihnen als einen Dummkopf bezeichnete."

„Ein reizendes Kind!" murmelte Monte Christo.

„Oh! wenn er mir gehört hätte," sprach Bertuccio, wenn er mein Sohn oder wenigstens mein Neffe gewesen wäre, so würde ich ihn auf den rechten Pfad zurückgeführt haben, denn das Gewissen verleiht Stärke. Aber der Gedanke, daß ich ein Kind schlagen sollte, dessen Vater ich getödtet hatte, machte es mir unmöglich, irgend eine Züchtigung vorzunehmen. Ich gab meiner Schwester, welche in unsern Besprechungen stets den Jungen vertheidigte, gute Rathschläge, und da sie mir gestand, es hätten ihr wiederholt bedeutende Summen gefehlt, so bezeichnete ich ihr einen Ort, wo sie unseren kleinen Schatz verbergen könnte. Mein Entschluß war gefaßt: Benedetto konnte vortrefflich lesen, schreiben und rechnen, denn wenn er sich zufällig zur Arbeit herbeiließ, so lernte er in einem Tag so viel, als Andere in einer Woche. Mein Entschluß, sage ich, war gefaßt; ich wollte ihn als Schreiber auf irgend einem zu langen Seefahrten bestimmten Schiffe unterbringen und, ohne ihn zuvor davon in Kenntniß zu setzen, an einem schönen Morgen nehmen und an Bord schaffen lassen; war er dem Kapitän gehörig empfohlen, so hing seine Zukunft nur von ihm ab.

„Sobald dieser Plan festgestellt war, brach ich nach Frankreich auf.

„Alle unsere Operationen sollten diesmal im Golf von Lyon ausgeführt werden, diese Unternehmungen wurden aber immer schwieriger, denn wir waren im Jahre 1829. Die Ruhe war vollkommen wiederhergestellt und der Küstendienst dem zu Folge wieder regelmäßiger und strenger geworden, als je. Diese Ueber-

wachung vermehrte sich noch für den Augenblick durch die Messe von Beaucaire, welche gerade eröffnet worden war.

„Der Anfang unserer Expedition bewerkstelligte sich ohne Hindernisse. Wir banden unsere Barke, die einen doppelten Boden hatte, worin wir unsere Schmuggelwaaren verbargen, mitten unter einer Anzahl von Schiffen an, welche an den beiden Ufern der Rhone von Beaucaire bis Arles lagen. Hier angelangt, begannen wir nächtlicher Weile unsere verbotenen Waaren aufzuschiffen und in die Stadt durch die Vermittelung von Leuten zu schaffen, welche mit uns in Verbindung standen, oder von Wirthen, bei denen wir unsere Niederlagen hatten. Mag es nun sein, daß uns das Glück unvorsichtig gemacht hatte, oder waren wir verrathen, eines Abends gegen fünf Uhr, als wir eben unser Vesperbrod verzehren wollten, lief unser Schiffsjunge ganz erschrocken herbei und sagte, er habe eine Abtheilung Douaniers in der Richtung gegen unser Schiff kommen sehen. Es war nicht gerade diese Abtheilung, was uns bange machte; jeden Augenblick, besonders um diese Zeit, schweiften ganze Compagnien auf den Ufern der Rhone umher; sondern es erschreckte uns die Vorsicht, mit der die Douaniers nach der Aussage des Jungen zu Werke gingen, um nicht gesehen zu werden. In einem Augenblick waren wir auf den Beinen, aber es war schon zu spät; man hatte bereits unsere Barke, welche offenbar der Gegenstand der Nachforschungen sein mußte, umzingelt. Unter den Douaniers bemerkte ich auch einige Gendarmen, und eben so furchtsam beim Anblick dieser Leute, als ich sonst muthig einem andern militärischen Corps gegenüber war, stieg ich in den Schiffsraum hinab, schlüpfte durch eine Stückpforte und ließ mich in den Fluß fallen; dann schwamm ich unter dem Wasser, schöpfte nur nach langen Zwischenräumen Athem, und erreichte, ohne gesehen zu werden, einen kurz zuvor gemachten Graben, durch welchen die Rhone

mit dem Canal in Verbindung steht, der von Beaucaire nach Aigues-Mortes führt. Hier angelangt war ich gerettet, denn ich konnte dem Graben folgen, ohne gesehen zu werden. Ich kam in den Canal ohne das geringste Hinderniß. Nicht zufällig und ohne Ueberlegung hatte ich diesen Weg gewählt; ich sagte Eurer Excellenz bereits von einem Wirthe von Nimes, der auf der Straße von Bellegrade nach Beaucaire eine kleine Herberge errichtet hatte."

„Ja, ich erinnere mich dessen vollkommen," sprach der Graf. „Dieser würdige Mann war sogar, wenn ich mich nicht täusche, Ihr Verbündeter?"

„So ist es," erwiederte Bertuccio; „aber seit sieben oder acht Jahren hatte er sein Etablissement einem ehemaligen Schneider von Marseille abgetreten, der, nachdem er sich bei seinem Handwerk zu Grunde gerichtet, bei einem andern Gewerbe sein Glück zu machen versuchen wollte. Es versteht sich von selbst, daß die Verhältnisse, in denen wir mit dem ersten Eigenthümer standen, von dem zweiten unterhalten wurden; von diesem Menschen also gedachte ich eine Zufluchtsstätte zu verlangen."

„Wie hieß dieser Mensch?" fragte der Graf, welcher wieder einiges Interesse an der Erzählung von Bertuccio zu bekommen schien.

„Er hieß Gaspard Caderousse und war mit einer Frau aus dem Dorfe la Carconte verheirathet, die wir unter keinem andern Namen, als unter dem ihres Dorfes kannten; es war eine arme Frau, welche am Sumpffieber hinsiechte. Der Mann dagegen war ein kräftiger Bursche von vierzig bis fünf und vierzig Jahren, der uns mehr als einmal unter schwierigen Umständen Beweise von seiner Geistesgegenwart und seinem Muthe gegeben hatte."

„Und Sie sagen," fragte der Graf, „diese Dinge seien vorgefallen im Jahre . . ."

„Im Jahre 1829, Excellenz."

„In welchem Monat?"

„Im Monat Juni."

„Am Anfang oder am Ende?"

„Am 3ten Abends."

„Ah!" sprach Monte Christo, am 3ten Juni 1829?... Gut, fahren Sie fort."

„Von Caderousse gedachte ich also eine Zufluchtsstätte zu fordern; da wir aber gewöhnlich, und zwar auch wenn keine außerordentliche Umstände obwalteten, nicht durch die Thüre, welche nach der Straße führte, bei ihm eintraten, so beschloß ich, nicht von unserer Gewohnheit abzugehen, stieg über die Gartenhecke, schlich mich kriechend durch verkrüppelte Olivenbäume und wilde Feigenbäume und erreichte, befürchtend, Caderousse könnte einen Reisenden in seinem Hause haben, eine Art von Schoppen, worin ich wiederholt die Nacht so gut als in dem besten Bette zugebracht hatte. Dieser Schoppen war von der gemeinschaftlichen Stube im Erdgeschoß nur durch einen Bretterverschlag getrennt, in dem man für unseren Gebrauch Oeffnungen gemacht hatte, damit wir den geeigneten Augenblick, um unsere Anwesenheit in der Nähe zu erkennen zu geben, beobachten könnten. Ich gedachte Caderousse, wenn er allein wäre, von meiner Ankunft in Kenntniß zu setzen, das durch die Erscheinung der Douaniers unterbrochene Mahl bei ihm zu vollenden, und den Sturm zu benützen, der sich vorbereitete, um nach dem Ufer der Rhone zurückzukehren und zu sehen, was aus der Barke und deren Mannschaft geworden wäre. Ich schlich mich also unter den Schoppen und that wohl daran, denn in demselben Augenblick kam Caderousse mit einem Unbekannten nach Hause.

„Ich hielt mich still und wartete, nicht in der Absicht, die Geheimnisse meines Wirthes zu belauschen, sondern weil ich es nicht anders machen konnte; überdies war bereits zehnmal dasselbe geschehen.

„Der Mann, welcher Caderousse begleitete, war offen-

bar fremd im Süden von Frankreich; er gehörte zu den Handelsleuten, welche nach der Messe von Beaucaire kommen, um Juwelen zu verkaufen, und während des Monats, den diese Messe dauert, zu der Käufer und Verkäufer von allen Theilen Europas herbeiströmen, zuweilen für hundert, für hundert und fünfzig tausend Franken Geschäfte machen.

„Caderousse trat rasch und zuerst ein.

„Als er die untere Stube wie gewöhnlich leer und nur von seinem Hunde bewacht sah, rief er seiner Frau.

„„He! Carconte,““ sagte er, „„der würdige Priester täuschte uns nicht, der Stein war gut.““

„Ein freudiger Ausruf ließ sich vernehmen, und beinahe in demselben Augenblick krachte die Treppe unter einem durch Schwäche und Krankheit erschwerten Tritte.

„„Was sagst Du?““ fragte die Frau bleicher als eine Todte.

„„Ich sage, daß der Diamant gut war und daß dieser Herr, einer der ersten Juweliere von Paris, bereit ist, uns fünfzigtausend Franken dafür zu geben. Nur verlangt er, um sicher zu sein, daß der Diamant uns gehört, wie ich dies bereits gethan habe, Du sollst ihm erzählen, auf welch eine wunderbare Weise der Stein in unsere Hände gekommen ist. Setzen Sie sich einstweilen, mein Herr, wenn es Ihnen beliebt, und da das Wetter sehr dämpfig ist, so will ich Ihnen eine Erfrischung holen.““

„Der Juwelier betrachtete mit großer Aufmerksamkeit das Innere der Herberge und die sichtbare Armuth derjenigen, welche einen Diamant, der aus dem Schmuckkästchen eines Fürsten zu kommen schien, an ihn verkaufen wollten.

„„Erzählen Sie,““ sprach der Fremde; ohne Zweifel wollte er die Abwesenheit des Mannes benützen, damit kein Zeichen desselben einen Einfluß auf die Frau

ausüben könnte, und dann sehen, ob die beiden Erzählungen übereinstimmten.

„„Ei! mein Gott,““ sprach die Frau mit großer Zungenfertigkeit, „„es ist ein Segen des Himmels, den wir entfernt nicht erwarteten. Denken Sie sich mein lieber Herr, daß mein Mann im Jahre 1814 oder 1815 mit einem Seefahrer Namens Edmond Dantes in Verbindung stand; der arme Junge, den Caderousse ganz vergessen hatte, hat ihn nicht vergessen und ihm, im Gefängniß sterbend, den Diamant, den Sie hier sehen, hinterlassen.““

„„Aber wie ist er in den Besitz dieses Diamants gelangt?““ fragte der Juwelier. „„Er hatte ihn also, ehe er in das Gefängniß kam?““

„„Nein, mein Herr,““ erwiederte die Frau; „„sondern er machte, wie es scheint, im Gefängniß die Bekanntschaft eines reichen Engländers; und da sein Stubengenosse im Kerker krank wurde und Dantes denselben pflegte, so schenkte der Engländer, als er aus der Haft entlassen wurde, diesen Diamant dem armen Dantes, der minder glücklich, im Gefängniß starb und bei seinem Tode uns den Stein vermachte, welchen uns diesen Morgen ein würdiger Abbé in seinem Auftrag überbrachte.““

„„Das ist ganz dasselbe,““ murmelte der Juwelier, „„und die Geschichte muß am Ende wahr sein, so unwahrscheinlich sie auch von Anfang aussieht. Es handelt sich also nur um den Preis, über welchen wir noch nicht einig sind.““

„„Wie!““ rief Caderousse, „„ich glaubte, Sie hätten eingewilligt, den von mir verlangten Preis dafür zu bezahlen.““

„„Das heißt,““ versetzte der Juwelier, „„ich habe vierzigtausend Franken geboten.““

„„Vierzigtausend Franken!““ rief die Carconte, „„wir geben ihn sicherlich nicht um diesen Preis. Der

Abbé hat uns gesagt, er sei ohne die Fassung fünfzigtausend Franken werth.""

„„Und wie hieß dieser Abbé?"" versetzte der unermüdliche Frager.

„„Abbé Busoni,"" antwortete die Frau.

„„Es war also ein Fremder?""

„„Ein Italiener, ich glaube, aus der Gegend von Mantua.""

„„Zeigen Sie mir den Diamant,"" sprach der Juwelier, „„damit ich ihn noch einmal betrachten kann; oft beurtheilt man die Steine schlecht beim ersten Anschauen.""

Caderousse zog aus seiner Tasche ein kleines Etui von schwarzem Saffian, er öffnete dasselbe und gab es dem Juwelier. Bei dem Anblick des Diamants, der so groß war wie eine kleine Haselnuß, — ich erinnere mich dessen, als sähe ich es in diesem Augenblick vor mir, — funkelten die Augen der Carconte vor Begierde.

„Und was dachten Sie von dem Allem, Herr Horcher?" fragte Monte Christo: „glaubten Sie diese Fabel?"

„Ja, Excellenz, ich betrachtete Caderousse nicht als einen schlechten Menschen, und hielt ihn nicht für fähig, ein Verbrechen begangen zu haben."

„Das macht mehr Ihrem Herzen Ehre, als Ihrer Erfahrung, Herr Bertuccio. Kannten Sie den Edmond Dantes, von welchem die Rede war?"

„Nein, Excellenz, ich hatte bis dahin nie von ihm sprechen hören, und hörte auch seitdem nur ein einziges Mal den Abbé Busoni von ihm reden, als ich ihn im Gefängniß in Nimes sah."

„Gut; fahren Sie fort."

„Der Juwelier nahm den Ring aus den Händen von Caderousse, zog aus seiner Tasche ein stählernes Zängchen und eine kleine messingene Wage, öffnete die goldenen Krampen, welche den Stein in dem Ringe hielten, zog den Diamant aus seiner Lade und wog ihn mit ängstlicher Sorgfalt.

„„Ich gehe bis auf fünf und vierzig tausend Franken,““ sagte er, gebe aber keinen Sou mehr; auch habe ich, da dies der Werth des Diamants ist, gerade diese Summe mitgenommen.““

„„Oh! darauf kommt es nicht an,““ entgegnete Caderousse, „„ich kehre mit Ihnen nach Beaucaire zurück, um die andern fünftausend Franken zu holen.““

„„Nein,““ sagte der Juwelier, indem er Caderousse den Ring und den Diamant zurückgab, „nein, das ist nicht mehr werth, und es thut mir sogar leid, daß ich diese Summe geboten habe, insofern der Stein einen Mangel hat, den ich Anfangs nicht bemerkte; doch gleichviel, ich habe nur ein Wort und bezahle die fünf und vierzig tausend Franken.““

„„Bringen Sie wenigstens den Stein wieder in den Ring,““ sagte Caderousse spitzig.

„„Sie haben Recht,““ versetzte der Juwelier und brachte den Diamant wieder in seinen Kasten.

„„Gut, gut, gut,““ sprach Caderousse, „„man verkauft ihn an einen Andern.““

„„Ja,““ entgegnete der Juwelier, „„aber ein Anderer wird nicht so leicht zu behandeln sein, wie ich; ein Anderer wird sich nicht mit der Auskunft begnügen, die Sie mir gegeben haben; es geht nicht mit natürlichen Dingen zu, daß ein Mensch wie Sie einen Diamant von fünfzigtausend Franken besitzt, er wird die Behörden darauf aufmerksam machen, dann sucht man den Abbé Busoni, und die Abbés, welche Diamanten von zwei tausend Louisd'or verschenken, sind selten; die Justiz bemächtigt sich der Sache, man schickt Sie ins Gefängniß, und werden Sie für unschuldig erkannt, setzt man Sie nach einer Haft von drei bis vier Monaten wieder in Freiheit, so hat sich der Ring in der Gerichtskanzlei verloren, oder man gibt Ihnen einen falschen Stein, der drei Franken werth ist, statt eines Steins von fünfzig, vielleicht fünf und fünfzig tausend Franken,

bei dessen Ankauf man jedoch, wie Sie zugestehen werden, mein Freund, einige Gefahr läuft.""

„Caderousse und seine Frau befragten sich gegenseitig mit dem Blicke.

„„Nein,"" sagte Caderousse,. „„wir sind nicht reich genug, um fünftausend Franken zu verlieren.""

„„Ganz nach Ihrem Gutdünken, mein lieber Freund,"" erwiederte der Juwelier; „„ich hatte übrigens, wie Sie sehen, schönes Geld mitgebracht.""

„Und er zog aus einer von seinen Taschen eine Handvoll Gold, die er vor den geblendeten Augen des Wirthes funkeln ließ, und aus der andern ein Päckchen mit Bankbillets.

„In dem Innern von Caderousse entspann sich offenbar ein harter Kampf, und das kleine Etui von Saffianleder, das er in seiner Hand hin und her drehte, schien ihm als Werth offenbar nicht der ungeheuren Summe zu entsprechen, welche seine Augen bezauberte.

„Er wandte sich gegen seine Frau und fragte sie ganz leise:

„Was sagst Du dazu?„

„„Gib, gib,"" antwortete sie; „„wenn er ohne den Diamant nach Beaucaire zurückkehrt, zeigt er uns an, und wer weiß, ob wir je wieder des Abbé Busoni habhaft werden können.""

„„Wohl, es sei,"" sagte Caderousse, „„nehmen Sie den Diamant für fünf und vierzig tausend Franken; aber meine Frau will eine goldene Kette haben und ich silberne Schnallen.""

„Der Juwelier zog aus seiner Tasche eine lange, platte Schachtel, welche mehrere Muster von den geforderten Gegenständen enthielt."

„„Ich bin zuvorkommend in meinen Geschäften,"" sagte er, „„wählen Sie.""

„Die Frau wählte eine goldene Kette, welche ungefähr fünf Louisd'or werth sein mochte, und der Mann ein Paar silberne Schnallen von etwa fünfzehn Franken,

„„Ich hoffe, Sie werden sich nicht beklagen,““ sprach der Juwelier.

„„Der Abbé sagte, der Stein wäre fünfzig tausend Franken werth,““ murmelte Caderousse.

„„Nun, nun, geben Sie doch! Was für ein schrecklicher Mensch!““ versetzte der Juwelier, ihm den Ring aus der Hand ziehend; „„ich bezahle ihm fünf und vierzigtausend Franken, zweitausend fünfhundert Livres Rente, das heißt ein Vermögen, wie ich wohl eines haben möchte, und er ist nicht zufrieden!““

„„Und die fünf und vierzig tausend Franken, wo sind sie?““ fragte Caderousse mit heiserem Tone.

„„Hier,““ sprach der Bijoutier.

„„Warten Sie, bis ich die Lampe angezündet habe,““ entgegnete die Carconte, „„es ist nicht mehr hell und man könnte sich irren.““

„Während dieser Verhandlung war es wirklich Nacht geworden, und mit der Nacht war der Sturm gekommen, der seit einer halben Stunde loszubrechen drohte. Man hörte den Donner dumpf in der Ferne brüllen; aber ganz und gar von dem Dämon des Gewinns besessen, schienen sich weder der Juwelier, noch Caderousse, noch die Carconte darum zu bekümmern.

„Ich selbst fühlte mich ganz geblendet bei dem Anblick von all diesen Gold und all diesen Billets. Es kam mir vor, als träumte ich, und ich war, wie dies im Traume geschieht, an meinen Platz gefesselt.

„Caderousse zählte wiederholt das Gold und die Billets, und gab dann Beides seiner Frau, welche ebenfalls Alles durchzählte. Mittlerweile ließ der Juwelier den Diamant unter dem Strahle der Lampe spiegeln, und der Stein warf Blitze, die ihn diejenigen vergessen ließen, welche als Vorläufer des Sturmes die Fenster zu entflammen anfingen.

„„Nun, ist die Rechnung richtig?““ sprach der Juwelier.

„„Ja,““ antwortete Caderousse; „„gib das Portefeuille und hole einen Sack, Carconte.““

„Die Carconte ging an einen Schrank und holte daraus ein altes ledernes Portefeuille, aus welchem man ein Paar fettige Briefe nahm, an deren Stelle die Billets kamen, und einen Sack, worin zwei oder drei Sechslivres-Thaler verschlossen waren, welche wahrscheinlich das ganze Vermögen der armseligen Wirthschaft bildeten.

„„Nun,““ sprach Caderousse, „„obgleich Sie uns vielleicht zehntausend Livres zu wenig bezahlt haben, wollen Sie mit uns zu Nacht speisen? es kommt von gutem Herzen.““

„„Ich danke,““ erwiederte der Juwelier, „„es ist wohl bereits spät, und ich muß nach Beaucaire zurückkehren, sonst würde meine Frau in Unruhe gerathen.““ Er zog seine Uhr: „„Morbleu! bald neun Uhr, ich werde vor Mitternacht nicht in Beaucaire sein; Gott befohlen, meine Kinder, wenn zufällig wieder Abbés Busoni bei Euch einkehren, denkt an mich.““

„„In acht Tagen werden Sie nicht mehr in Beaucaire sein, da die Messe in der nächsten Woche zu Ende geht,““ sagte Caderousse.

„„Nein, doch das thut nichts, schreibt nur nach Paris an Herrn Joannès im Palais-Royal, Galerie de pierre, Numero 45, ich mache die Reise eigens, wenn es sich der Mühe lohnt.““

„Ein Donnerschlag erscholl, begleitet von einem so heftigen Blitze, daß er beinahe die Helle der Lampe verdunkelte.

„„Oh! oh!““ sprach Caderousse, „„bei diesem Wetter wollen Sie fort.““

„„Ich fürchte mich nicht vor dem Donner,““ versetzte der Juwelier.

„„Und vor den Räubern?““ fragte die Carconte. „„Die Straße ist während der Messe nie sicher.““

„„Oh! was die Räuber betrifft,““ entgegnete Joannès, „„da ist etwas für sie.““

„Und er zog ein Paar kleine, bis an die Mündung geladene Pistolen aus der Tasche.

„„Das sind Hunde, welche zu gleicher Zeit bellen und beißen,““ sagte er: „„sie sind für die zwei Ersten bestimmt, die es nach Euerem Diamant gelüsten sollte, Vater Caderousse.““

„Caderousse und seine Frau wechselten einen finstern Blick. Sie hatten, wie es schien, gleichzeitig einen furchtbaren Gedanken.

„„Dann glückliche Reise,““ sagte Caderousse.

„„Ich danke,““ erwiederte der Juwelier, nahm seinen Stock, den er an eine alte Kiste gelehnt hatte, und wollte sich entfernen. In dem Augenblick, wo er die Thüre öffnete, drang ein so heftiger Windstoß in die Stube, daß er beinahe die Lampe ausgelöscht hätte.

„„Oh! oh!““ sagte er, „„ein schönes Wetter, und drei Stunden Wegs bei einem solchen Sturme!““

„„Bleiben Sie hier, schlafen Sie bei uns,““ versetzte Caderousse.

„„Ja, bleiben Sie,““ sprach Carconte mit zitternder Stimme, „„wir werden für Sie sorgen.““

„„Nein, ich muß in Beaucaire schlafen. Gott befehlen.““

„Caderousse ging langsam bis zur Schwelle.

„„Man sieht weder den Himmel, noch die Erde,““ sprach der Juwelier, bereits halb außer dem Hause. „„Muß ich mich links oder rechts halten?““

„„Rechts,““ antwortete Caderousse; „„Sie können nicht fehlen, die Straße ist auf beiden Seiten mit Bäumen besetzt.““

„„Gut, ich habe es,““ sprach die in der Ferne sich verlierende Stimme.

„„Schließe doch die Thüre!““ rief die Carconte, „„ich liebe offene Thüren nicht, wenn es donnert!““

„„Und wenn Geld im Hause ist, nicht wahr?““

entgegnete Caderousse, den Schlüssel zweimal im Schlosse drehend.

„Er kam zurück, ging an den Schrank, nahm den Sack und das Portefeuille heraus, und Beide fingen an, zum dritten Male ihr Gold und ihre Billets zu zählen.

„Ich habe nie einen Ausdruck gesehen, wie den dieser zwei gierigen, von der spärlichen Lampe beleuchteten Gesichter. Die Frau besonders war abscheulich, das fieberhafte Zittern, welches sie gewöhnlich bewegte, hatte sich verdoppelt. Ihr Gesicht war von Bleich leichenfarbig geworden, ihre hohlen Augen flammten.

„„Warum hast Du ihm ein Nachtlager hier angeboten?““ fragte sie mit dumpfem Tone.

„„Um... damit...““ antwortete Caderousse bebend, „„damit er nicht die Mühe hätte, nach Beaucaire zurückzukehren.““

„„Ah!““ sagte die Carconte mit einem Tone, der sich nicht beschreiben läßt, „„ich glaubte, es geschehe aus einem andern Grunde.““

„„Weib! Weib!““ rief Caderousse, „„warum hast Du solche Gedanken, und warum behältst Du sie nicht für Dich, wenn Du sie hast?““

„„Gleichviel,““ sprach die Carconte, „„Du bist kein Mann.““

„„Warum?““

„„Wärest Du ein Mann, so würde er nicht von hier weggekommen sein!““

„„Weib!““

„„Oder er würde wenigstens Beaucaire nicht erreichen.““

„„Weib!““

„„Die Straße macht eine Biegung, er muß der Straße folgen, während sich längs dem Canal ein kürzerer Weg hinzieht.““

„„Weib, Du beleidigst den guten Gott. Halt, horch!““

„Man hörte in der That einen furchtbaren Donner-

schlag, während ein Blitz die ganze Stube mit einer bläulichen Flamme übergoß, doch langsam abnehmend schien sich der Donner nur ungern von dem verfluchten Hause zu entfernen.

„„Jesus!““ rief die Carconte sich bekreuzend.

„Beinahe in demselben Augenblicke hörte man mitten unter dem Stillschweigen des Schreckens, das gewöhnlich auf Donnerschläge folgt, an die Thüre klopfen.

„Caderousse und seine Frau bebten und schauten sich ängstlich an.

„„Wer ist da?““ rief Caderousse aufstehend, schob die auf dem Tische zerstreuten Goldstücke und Bankbillets auf einen Haufen zusammen und bedeckte sie mit seinen Händen.

„„Ich!““ antwortete eine Stimme.

„„Wer seid Ihr?““

„„Ei, bei Gott, Joannès der Juwelier.““

„„Nun, was sagtest Du,““ versetzte die Carconte mit einem furchtbaren Lächeln, „„ich beleidige den guten Gott?... Gerade der gute Gott schickt ihn uns zurück.““

„Caderousse fiel bleich und keuchend auf seinen Stuhl.

„Die Carconte stand im Gegentheil auf, ging festen Schrittes auf die Thüre zu, öffnete und sprach:

„„Kommen Sie herein, mein lieber Herr Joannès.““

„„Meiner Treue,““ sagte der Juwelier, welcher vom Regen triefend eintrat, „„es scheint, der Teufel will nicht, daß ich diesen Abend nach Beaucaire zurückkehre. Die kürzesten Thorheiten sind die besten, mein lieber Herr Caderousse. Sie haben mir Gastfreundschaft angeboten, ich nehme sie an und komme, um hier zu schlafen.““

„Caderousse stammelte einige Worte, während er den Schweiß abtrocknete, der von seiner Stirne floß.

„Die Carconte schloß die Thüre doppelt hinter dem Juwelier.“

Fünftes Kapitel.

Der Blutregen.

Der Juwelier schaute bei seinem Eintritt forschend umher; aber nichts schien einen Verdacht in ihm rege zu machen, wenn er keinen hatte, nichts denselben zu bestätigen, wenn er einen hatte.

Caderousse hielt sein Gold und seine Billets immer noch mit beiden Händen. Die Carconte lächelte ihrem Gaste so freundlich zu, als sie nur immer konnte.

„„Ah! ah!““ sprach der Juwelier, „„Sie hatten wohl bange, die Sache sei nicht in Ordnung, daß Sie Ihr Geld nach meinem Abgange noch einmal zählen?““

„„Nein,““ erwiederte Caderousse, „aber das Ereigniß das uns zu Besitzern desselben gemacht hat, ist ein so unerwartetes, daß wir nicht daran glauben können, und daß es uns vorkommt, als träumten wir, wenn wir nicht den handgreiflichen Beweis vor uns haben.“

Der Juwelier lächelte.

„„Haben Sie Reisende in Ihrem Wirthshause?““ fragte er.

„Nein,““ antwortete Caderousse, „„wir lassen nicht übernachten, denn wir sind zu nahe bei der Stadt und Niemand verweilt hier.“

„„Also werde ich Sie ungemein belästigen.““

„„Sie, uns belästigen, lieber Herr!““ sprach die Carconte mit dem höflichsten Tone; „ich schwöre Ihnen, nicht im Geringsten.““

„„Wo werden Sie mich einquartiren?““

„„In dem Zimmer oben.““

„„Ist das nicht Ihr Zimmer?““

„„Oh! gleichviel, wir haben ein zweites Bett in der Stube neben.““

„Caderousse schaute seine Frau voll Erstaunen an.

„Der Juwelier trällerte ein Lied, während er seinen Rücken an einem Reisbund erwärmte, den die Carconte, um ihren Gast zu trocknen, im Kamin angezündet hatte.

„Mittlerweile setzte sie auf eine Ecke des Tisches, wo sie eine Serviette ausgebreitet hatte, die magern Ueberreste eines Mittagsbrodes, dem sie einige frische Eier beifügte.

„Caderousse hatte abermals seine Billets in sein Portefeuille, das Gold in seinen Sack, und das Ganze in seinen Schrank verschlossen. Er ging düster und nachdenkend in der Stube auf und ab und schaute von Zeit zu Zeit den Juwelier an, der ganz rauchend vor dem Kamine stand, und wenn eine Seite trocken war, sich auf die andere wandte.

„„Mein Herr," sprach die Carconte, eine Flasche Wein auf den Tisch stellend, „„es ist Alles bereit, wenn Sie zu Nacht essen wollen.""

„„Und Sie?"" fragte Joannès.

„„Ich esse nicht zu Nacht,"" antwortete Caderousse.

„„Wir haben sehr spät zu Mittag gegessen,"" fügte eilig die Carconte bei.

„„Ich soll also allein speisen?"" fragte der Juwelier.

„„Wir werden Sie bedienen,"" erwiederte die Carconte mit einem bei ihr, selbst gegen bezahlende Gäste, ungewöhnlichen Eifer.

„Caderousse warf von Zeit zu Zeit einen Blick, rasch wie der Blitz, auf sie.

„Der Sturm wüthete fort.

„„Hören Sie, hören Sie?"" sagte die Carconte, „„Sie haben meiner Treue wohl daran gethan, daß Sie zurückgekehrt sind.""

„„Wenn sich der Sturm während meines Abendbrodes legt, werde ich mich dessenungeachtet auf den Weg begeben,"" entgegnete der Juwelier.

„„Es ist der Mistral, und das wird bis morgen fortdauern,““ sprach Caderousse den Kopf schüttelnd.“

„Und er stieß einen Seufzer aus.“

„„Desto schlimmer für diejenigen, welche außen sind,““ sagte der Juwelier, sich an den Tisch setzend.

„„Ja, sie haben eine böse Nacht durchzumachen,““ versetzte die Carconte.

„Der Juwelier fing an zu essen, und die Carconte hatte fortwährend für ihn alle die kleinen Rücksichten einer aufmerksamen Wirthin; sonst so wunderlich und widerwärtig, war sie ein Muster von Zuvorkommenheit und Höflichkeit geworden. Hätte sie der Juwelier vorher gekannt, so würde ihm eine so große Veränderung sicherlich aufgefallen sein und einigen Verdacht eingeflößt haben. Caderousse sprach kein Wort, ging beständig auf und ab, und schien sogar seinen Gast nicht ohne eine gewisse Scheu anzuschauen.

„Als das Abendbrod beendigt war, ging Caderousse selbst an die Thüre, öffnete sie und sprach:

„„Ich glaube, der Sturm legt sich.““

„Aber als sollte er Lügen gestraft werden, erschütterte in diesem Augenblick ein furchtbarer Donnerschlag das Haus, und ein Windstoß, vermischt mit Regen, drang in die Thüre und löschte die Lampe aus.

„Caderousse schloß die Thüre wieder; seine Frau zündete ein Licht an der sterbenden Gluth an.

„„Mein Herr,““ sagte sie, „„Sie müssen müde sein, ich habe das Bett frisch überzogen, gehen Sie hinauf und schlafen Sie.““

„Der Juwelier blieb noch einen Augenblick, um sich zu überzeugen, daß der Sturm nicht nachließ; als er aber die Gewißheit erlangt hatte, daß der Donner und Regen nur zunahmen, wünschte er seinen Wirthen eine gute Nacht und stieg die Treppe hinauf.

„Er ging über meinen Kopf und ich hörte jede Stufe unter seinen Tritten krachen.

„Die Carconte folgte dem Juwelier mit gierigem Auge, während ihm Caderousse im Gegentheil den Rücken zuwandte und nicht einmal auf seine Seite schaute.

„Alle diese einzelnen Umstände, welche seitdem in meinem Geiste mit der Frische des ersten Momentes Platz gegriffen haben, fielen mir zur Zeit, wo sie unter meinen Augen vorgingen, nicht auf; in Allem, was geschah, lag im Ganzen nichts Unnatürliches, und abgesehen von der Geschichte des Diaments, welche mir ein wenig unwahrscheinlich vorkam, konnte nichts einen Argwohn bei mir rege machen.

„Von Müdigkeit niedergebeugt und entschlossen, die erste Frist zu benützen, welche der Sturm den Elementen gönnen würde, wollte ich ein paar Stunden schlafen und um Mitternacht weggehen.

„Ich hörte im obern Zimmer den Juwelier alle Vorkehrungen treffen, um die Nacht so behaglich als möglich zuzubringen Bald bemerkte ich an dem Krachen seines Bettes, daß er sich niedergelegt hatte.

„Ich fühlte, wie sich meine Augen unwillkührlich schlossen, und da ich keinen Verdacht geschöpft hatte, so suchte ich nicht gegen den Schlaf zu kämpfen und warf nur noch einen Blick in das Innere. Caderousse saß an einem langen Tische auf einer von den hölzernen Bänken, welche in den Dorfwirthshäusern die Stühle ersetzen; er wandte mir den Rücken zu und ich konnte sein Gesicht nicht sehen. Doch auch bei einer entgegengesetzten Lage wäre mir die Sache unmöglich gewesen, insofern er seinen Kopf in seine beiden Hände versenkt hielt.

„Die Carconte schaute ihn eine Zeit lang an, zuckte die Achseln und setzte sich ihm gegenüber.

„In diesem Augenblick ergriff die Flamme einen von ihr vergessenen Ueberrest von dürrem Holz, und ein etwas lebhafterer Schimmer erleuchtete die düstere Stube. Die Carconte schaute ihren Mann starr an, und da dieser stets in derselben Stellung verharrte, sah ich sie

ihre gekrümmte Hand nach ihm ausstrecken und seine Stirne berühren.

„Caderousse bebte. Es kam ihm vor, als bewegte seine Frau ihre Lippen; aber mag es nun sein, daß sie ganz leise sprach, oder waren meine Sinne bereits durch den Schlaf betäubt, der Schall ihrer Worte gelangte nicht bis zu mir. Ich sah sogar nur noch durch einen Nebel und in dem zweifelhaften Zustande, dem Vorläufer des Schlafes, in welchem man einen Traum zu beginnen glaubt. Endlich schlossen sich meine Augen, und ich verlor das Bewußtsein.

„Ich lag im tiefsten Schlafe, als ich durch einen Pistolenschuß erweckt wurde, auf den ein furchtbarer Schrei folgte. Es erschollen ein paar wankende Tritte auf dem Boden der Stube, und eine träge Masse stürzte auf die Treppe, gerade über meinem Haupte, nieder.

„Ich war noch nicht ganz meiner Herr. Ich vernahm Seufzer und dann halb erstickte Schreie, wie es gewöhnlich bei einem Kampfe vorkommt.

„Ein letzter Schrei, welcher länger anhielt, als die andern, und sich endlich in ein Stöhnen verwandelte, entriß mich völlig meiner Lethargie.

„Ich erhob mich auf einen Arm, öffnete die Augen, welche in der Finsterniß nichts sahen, und fuhr mit der Hand nach der Stirne, auf die, wie es mir vorkam, durch die Bretter der Treppe ein lauer Regen floß.

„Das tiefste Stillschweigen war auf den furchtbaren Lärmen gefolgt. Ich hörte die Tritte eines Menschen über meinem Kopfe; sie machten die Treppe krachen; dieser Mensch stieg in die untere Stube herab, näherte sich dem Kamin und zündete eine Kerze an.

„Ich erkannte Caderousse, sein Gesicht war bleich und sein Hemd ganz mit Blut überzogen.

„Als das Licht angezündet war, stieg er wieder die Treppe hinauf, und ich hörte von Neuem seine raschen, unruhigen Tritte.

„Einen Augenblick nachher kam er abermals herab;

er hielt das Etui in der Hand, versicherte sich, daß der Diamant darin war; und besann sich einen Augenblick, in welche von seinen Taschen er ihn stecken sollte; doch ohne Zweifel dachte er, die Tasche sei kein hinreichend sicheres Versteck, wickelte ihn in sein rothes Sacktuch und band dieses um den Hals."

„Dann lief er nach dem Schranke, ergriff seine Billets und sein Geld, steckte die einen in seine Hosentasche, das andere in seine Westentasche, nahm ein paar Hemden, stürzte aus der Thüre und verschwand in der Dunkelheit. Da wurde Alles klar und hell für mich; ich machte mir das, was geschehen, zum Vorwurf, als wäre ich selbst der wahre Schuldige. Es kam mir vor, als hörte ich ein Stöhnen: der unglückliche Juwelier konnte nicht todt sein; vielleicht lag es in meiner Macht dadurch, daß ich ihm Hülfe leistete, einen Theil von dem Uebel wieder gut zu machen, das ich zwar nicht selbst gethan, wohl aber hatte thun lassen. Ich stemmte meine Schultern gegen die schlecht zusammengefügten Bretter, die den Schoppen, in welchem ich mich befand, von der inneren Stube trennten. Die Bretter gaben nach, und ich befand mich im Hause.

„Ich ergriff den Leuchter und eilte nach der Treppe; ein Körper versperrte mir den Weg: es war der Leichnam der Carconte.

„Den Pistolenschuß, den ich gehört, hatte man auf sie abgefeuert; ihre Gurgel war von einer Seite zur andern durchbohrt, und außer ihrer doppelten Wunde, welche in Strömen floß, spie sie das Blut durch den Mund.

„Sie war völlig todt.

„Ich sprang über ihren Körper.

„Das Zimmer bot den Anblick der furchtbarsten Zerstörung. Alles Geräthe war umgeworfen; die Bettlaken, an welche sich der unglückliche Juwelier ohne Zweifel angeklammert hatte, lagen auf dem Boden; er selbst war auf der Erde ausgestreckt und schwamm

gleichsam, den Kopf an die Wand gestützt, in einer Blutlache, welche aus drei breiten Wunden in seiner Brust hervor kam.

„In einer vierten war ein langes Küchenmesser stecken geblieben, von welchem man nur noch das Heft sah.

„Ich ging auf die zweite Pistole zu; sie war nicht losgegangen.

„Ich näherte mich dem Juwelier, er war nicht ganz todt. Bei dem Lärmen, den ich machte, und besonders bei der Erschütterung des Bodens öffnete er seine stieren Augen, heftete sie eine Sekunde lang auf mich, bewegte seine Lippen, als wollte er sprechen, und verschied.

„Dieses furchtbare Schauspiel machte mich beinahe wahnsinnig; von dem Augenblick, wo ich Niemand mehr Hülfe leisten konnte, fühlte ich nur ein Bedürfniß, das, zu fliehen. Mich bei den Haaren fassend und ein Geschrei des Schreckens ausstoßend, stürzte ich nach der Treppe.

„In der unteren Stube fand ich eine ganz bewaffnete Macht, bestehend aus fünf bis sechs Douaniers und mehren Gendarmen.

„Man bemächtigte sich meiner; ich versuchte es nicht einmal, Widerstand zu leisten; . . . ich war nicht mehr Herr meiner Sinne. Ich wollte sprechen, stieß aber nur unarticulirte Schreie aus.

„Ich sah, daß die Douaniers und Gendarmen mit dem Finger auf mich deuteten und senkte die Augen an mir nieder: . . . ich war ganz mit Blut bedeckt. Der laue Regen, welcher durch die Bretter der Treppe auf mich gefallen, war das Blut der Carconte.

„Ich deutete mit dem Finger auf den Ort, wo ich verborgen gewesen war.

„„Was will er sagen?““ fragte ein Gendarme.

„Ein Douanier sah nach.

„„Er will sagen, daß er hier durchgeschlüpft ist,““ antwortete er und zeigte das Loch, durch welches ich wirklich geschlüpft war.

„Nun begriff ich, daß man mich für den Mörder hielt. Ich fand meine Stimme wieder, ich fand meine Kraft wieder, befreite mich von den Händen zweier Männer, welche mich hielten, und rief: „„Ich bin es nicht.““

„Zwei Gendarmen schlugen mit ihren Carabinern auf mich an.

„„Wenn Du Dich rührst,““ sagten sie, „„bist Du des Todes.““

„„Aber ich wiederhole, daß ich es nicht bin,““ rief ich.

„„Du wirst Dein Geschichtchen den Richtern von Nimes erzählen,““ erwiederten sie. „„Mittlerweile folge uns; und wenn wir Dir rathen sollen, leiste keinen Widerstand.““

„Das war nicht meine Absicht; ich fühlte mich gelähmt durch das Erstaunen und den Schrecken. Man legte mir Handschellen an, band mich an den Schweif eines Pferdes, und führte mich nach Nimes.

„Es war mir ein Douanier gefolgt; als er mich in der Gegend des Hauses aus dem Gesichte verlor, vermuthete er, ich würde die Nacht hier zubringen; er benachrichtete seine Kameraden und kam mit ihnen gerade zu rechter Zeit an, um den Pistolenschuß zu hören und mich inmitten von Schuldbeweisen festzunehmen, deren Widerlegung mich, wie ich wohl einsah, unsägliche Mühe kosten mußte.

„Ich verließ mich auch nur auf Eines, und bat den Untersuchungsrichter sogleich, überall einen gewissen Abbé Busoni suchen zu lassen, der im Verlaufe des Tages im Wirthshause zum Pont du Gard gewesen wäre. Hatte Caderousse gelogen, gab es keinen Abbé Busoni, so war ich offenbar verloren, wenn nicht Caderousse ebenfalls gefangen wurde und Alles gestand.

„Es vergingen zwei Monate, während welcher, ich muß es zum Lobe meines Richters sagen, alle Nachforschungen angestellt wurden, um denjenigen aufzusuchen,

nach welchem ich verlangte. Ich hatte jede Hoffnung verloren, Caderousse war nicht festgenommen worden. In der nächsten Sitzung sollte ich gerichtet werden, als am 8. September, das heißt drei Monate und fünf Tage nach dem Vorfall, der Abbé Busoni, auf welchen ich nicht mehr rechnete, sich bei dem Kerkermeister einfand und sagte, er habe erfahren, ein Gefangener wünsche ihn zu sprechen. Er habe in Marseille davon gehört, gab er an, und beeile sich, dem Wunsche zu entsprechen.

„Sie können sich denken, mit welcher Freude ich ihn empfing; ich erzählte ihm das ganze Ereigniß, dessen Zeuge ich gewesen, kam aber mit einer gewissen Unruhe zu der Geschichte mit dem Diamant; gegen mein Erwarten war sie Punkt für Punkt wahr; ebenfalls gegen mein Erwarten maß er Allem, was ich sagte, Glauben bei. Ich wurde hingerissen von seinem sanften Wohlwollen, sah, daß er tiefe Kenntnisse der Sitten meines Landes besaß, dachte die Verzeihung des einzigen Verbrechens, das ich begangen, könnte vielleicht von seinen milden Lippen fließen, und offenbarte ihm unter dem Siegel der Beichte das Abenteuer von Auteuil mit allen seinen einzelnen Umständen. Was ich in einem Zuge meines Herzens gethan, erhielt denselben Erfolg, als wäre es aus Berechnung geschehen; das Geständniß dieses ersten Mordes, welchen ihm zu enthüllen mich nichts zwang, diente ihm zum Beweise, daß ich den zweiten nicht begangen hatte, und er verließ mich, indem er mich hoffen hieß und mir versprach, er würde Alles thun, was in seiner Macht läge, um meine Richter von meiner Unschuld zu überzeugen.

„Den Beweis, daß er sich wirklich mit mir beschäftigte, fand ich darin, daß meine Haft stufenweise milder wurde, und daß ich erfuhr, man werde, um mich zu richten, die Assisen abwarten, die auf diejenigen folgten, für welche man sich eben versammelte.

„In der Zwischenzeit gestattete es die Vorsehung, daß Caderousse im Auslande verhaftet und nach Frank-

reich zurückgebracht wurde. Er gestand Alles und warf die Schuld des Vorbedachts und besonders der Anstiftung auf seine Frau. Er wurde zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt, und mich setzte man in Freiheit."

„Damals geschah es, daß Sie sich mit einem Briefe des Abbé Busoni bei mir einfanden?" fragte Monte Christo.

„Ja, Excellenz, er nahm sichtbar Antheil an mir."

„„Ihr Schmugglerhandwerk wird Sie zu Grunde richten,"" sprach er; „„wenn Sie von hier wegkommen, geben Sie es auf.""

„„Aber, mein Vater,"" entgegnete ich, „„wie soll ich leben und meiner armen Schwägerin zu leben geben?""

„„Einer von meinen Beichtsöhnen,"" antwortete er, „„hegt große Achtung für mich; er hat mich beauftragt, ihm einen vertrauten Mann zu suchen; wollen Sie dieser Mann sein, so werde ich Sie an ihn adressiren.""

„„Oh, mein Vater,"" rief ich, „„wie viel Güte!""

„„Doch Sie schwören mir, daß ich es nie zu bereuen haben werde?""

„Ich streckte die Hand aus, um zu schwören."

„„Unnöthig,"" sagte er, „„ich kenne und liebe die Corsen; hier ist meine Empfehlung.""

„Und er schrieb ein paar Zeilen, die ich Ihnen zustellte, und worauf Euere Excellenz mich in seine Dienste zu nehmen die Gnade hatte. Nun frage ich Euere Excellenz mit Stolz, hat sie sich je über mich zu beklagen gehabt?"

„Nein," erwiederte der Graf, „und ich gestehe mit Vergnügen, Sie sind ein guter Diener, Bertuccio, obgleich es Ihnen an Vertrauen gebricht."

„Mir, Herr Graf?"

„Ja, Ihnen. Wie kommt es, daß Sie eine Schwä-

gerin und einen Adoptivsohn haben, und weder von der einen, noch von dem anderen mit mir sprachen?"

„Ach! Excellenz, ich muß ihnen noch den traurigsten Theil meines Lebens mittheilen. Ich reiste nach Corsica ab. Es drängte mich, wie Sie wohl begreifen werden, meine arme Schwägerin wiederzusehen und sie zu trösten; als ich aber nach Rogliano kam, fand ich das Haus in Trauer; es war eine furchtbare Scene vorgefallen, deren Erinnerung die Nachbarn noch bewahren. Meinem Rathe gemäß, widerstand meine Schwägerin den Forderungen von Benedetto, der sich jeden Augenblick alles Geld geben lassen wollte, das im Hause war. Eines Morgens bedrohte er sie und verschwand dann für den ganzen Tag. Sie weinte, denn die liebe Assunta hatte ein Mutterherz für den Elenden. Es kam der Abend, sie wartete auf ihn, ohne sich niederzulegen. Als er um eilf Uhr mit zweien von seinen Freunden, den gewöhnlichen Genossen aller seiner tollen Streiche, zurückkehrte, streckte sie die Arme gegen ihn aus; doch die Ruchlosen packten sie, und einer von den Dreien, ich befürchte, es war das höllische Kind, rief:

„„Wir wollen sie auf die Folter spannen, sie muß gestehen, wo sie ihr Geld hat.""

„Der Nachbar Wasilio war gerade in Bastia und nur seine Frau allein zu Hause. Niemand außer ihr konnte sehen oder hören, was bei meiner Schwägerin vorging. Zwei von ihnen hielten die arme Assunta, die an die Möglichkeit eines solchen Verbrechens nicht glauben konnte und denen zulächelte, welche ihre Henker werden sollten; der Dritte verrammelte Thüren und Fenster, kam dann zurück, und alle Drei miteinander näherten, das Geschrei erstickend, welches ihr der Schrecken bei so gräßlichen Vorbereitungen entriß, die Füße der armen Assunta der Kohlengluth, durch welche sie dieselbe zum Geständniß, wo unser kleiner Schatz verborgen war, zu bringen gedachten; doch im Kampfe fingen ihre Kleider Feuer: da ließen sie die Unglückliche

„Die Carconte folgte dem Juwelier mit gierigem Auge, während ihm Caderousse im Gegentheil den Rücken zuwandte und nicht einmal auf seine Seite schaute.

„Alle diese einzelnen Umstände, welche seitdem in meinem Geiste mit der Frische des ersten Momentes Platz gegriffen haben, fielen mir zur Zeit, wo sie unter meinen Augen vorgingen, nicht auf; in Allem, was geschah, lag im Ganzen nichts Unnatürliches, und abgesehen von der Geschichte des Diamants, welche mir ein wenig unwahrscheinlich vorkam, konnte nichts einen Argwohn bei mir rege machen.

„Von Müdigkeit niedergebeugt und entschlossen, die erste Frist zu benützen, welche der Sturm den Elementen gönnen würde, wollte ich ein paar Stunden schlafen und um Mitternacht weggehen.

„Ich hörte im obern Zimmer den Juwelier alle Vorkehrungen treffen, um die Nacht so behaglich als möglich zuzubringen Bald bemerkte ich an dem Krachen seines Bettes, daß er sich niedergelegt hatte.

„Ich fühlte, wie sich meine Augen unwillkührlich schlossen, und da ich keinen Verdacht geschöpft hatte, so suchte ich nicht gegen den Schlaf zu kämpfen und warf nur noch einen Blick in das Innere. Caderousse saß an einem langen Tische auf einer von den hölzernen Bänken, welche in den Dorfwirthshäusern die Stühle ersetzen; er wandte mir den Rücken zu und ich konnte sein Gesicht nicht sehen. Doch auch bei einer entgegengesetzten Lage wäre mir die Sache unmöglich gewesen, insofern er seinen Kopf in seine beiden Hände versenkt hielt.

„Die Carconte schaute ihn eine Zeit lang an, zuckte die Achseln und setzte sich ihm gegenüber.

„In diesem Augenblick ergriff die Flamme einen von ihr vergessenen Ueberrest von dürrem Holz, und ein etwas lebhafterer Schimmer erleuchtete die düstere Stube. Die Carconte schaute ihren Mann starr an, und da dieser stets in derselben Stellung verharrte, sah ich sie

ihre gekrümmte Hand nach ihm ausstrecken und seine Stirne berühren.

„Caderousse bebte. Es kam ihm vor, als bewegte seine Frau ihre Lippen; aber mag es nun sein, daß sie ganz leise sprach, oder waren meine Sinne bereits durch den Schlaf betäubt, der Schall ihrer Worte gelangte nicht bis zu mir. Ich sah sogar nur noch durch einen Nebel und in dem zweifelhaften Zustande, dem Vorläufer des Schlafes, in welchem man einen Traum zu beginnen glaubt. Endlich schlossen sich meine Augen, und ich verlor das Bewußtsein.

„Ich lag im tiefsten Schlafe, als ich durch einen Pistolenschuß erweckt wurde, auf den ein furchtbarer Schrei folgte. Es erschollen ein paar wankende Tritte auf dem Boden, der Stube, und eine träge Masse stürzte auf die Treppe, gerade über meinem Haupte, nieder.

„Ich war noch nicht ganz meiner Herr. Ich vernahm Seufzer und dann halb erstickte Schreie, wie es gewöhnlich bei einem Kampfe vorkommt.

„Ein letzter Schrei, welcher länger anhielt, als die andern, und sich endlich in ein Stöhnen verwandelte, entriß mich völlig meiner Lethargie.

„Ich erhob mich auf einen Arm, öffnete die Augen, welche in der Finsterniß nichts sahen, und fuhr mit der Hand nach der Stirne, auf die, wie es mir vorkam, durch die Bretter der Treppe ein lauer Regen floß.

„Das tiefste Stillschweigen war auf den furchtbaren Lärmen gefolgt. Ich hörte die Tritte eines Menschen über meinem Kopfe; sie machten die Treppe krachen; dieser Mensch stieg in die untere Stube herab, näherte sich dem Kamin und zündete eine Kerze an.

„Ich erkannte Caderousse, sein Gesicht war bleich und sein Hemd ganz mit Blut überzogen.

„Als das Licht angezündet war, stieg er wieder die Treppe hinauf, und ich hörte von Neuem seine raschen, unruhigen Tritte.

„Einen Augenblick nachher kam er abermals herab;

er hielt das Etui in der Hand, versicherte sich, daß der Diamant darin war; und besann sich einen Augenblick, in welche von seinen Taschen er ihn stecken sollte; doch ohne Zweifel dachte er, die Tasche sei kein hinreichend sicheres Versteck, wickelte ihn in sein rothes Sacktuch und band dieses um den Hals."

„Dann lief er nach dem Schranke, ergriff seine Billets und sein Geld, steckte die einen in seine Hosentasche, das andere in seine Westentasche, nahm ein paar Hemden, stürzte aus der Thüre und verschwand in der Dunkelheit. Da wurde Alles klar und hell für mich; ich machte mir das, was geschehen, zum Vorwurf, als wäre ich selbst der wahre Schuldige. Es kam mir vor, als hörte ich ein Stöhnen: der unglückliche Juwelier konnte nicht todt sein; vielleicht lag es in meiner Macht dadurch, daß ich ihm Hülfe leistete, einen Theil von dem Uebel wieder gut zu machen, das ich zwar nicht selbst gethan, wohl aber hatte thun lassen. Ich stemmte meine Schultern gegen die schlecht zusammengefügten Bretter, die den Schoppen, in welchem ich mich befand, von der inneren Stube trennten. Die Bretter gaben nach, und ich befand mich im Hause.

„Ich ergriff den Leuchter und eilte nach der Treppe; ein Körper versperrte mir den Weg: es war der Leichnam der Carconte.

„Den Pistolenschuß, den ich gehört, hatte man auf sie abgefeuert; ihre Gurgel war von einer Seite zur andern durchbohrt, und außer ihrer doppelten Wunde, welche in Strömen floß, spie sie das Blut durch den Mund.

„Sie war völlig todt.

„Ich sprang über ihren Körper.

„Das Zimmer bot den Anblick der furchtbarsten Zerstörung. Alles Geräthe war umgeworfen; die Bettlaken, an welche sich der unglückliche Juwelier ohne Zweifel angeklammert hatte, lagen auf dem Boden; er selbst war auf der Erde ausgestreckt und schwamm

gleichsam, den Kopf an die Wand gestützt, in einer Blutlache, welche aus drei breiten Wunden in seiner Brust hervor kam.

„In einer vierten war ein langes Küchenmesser stecken geblieben, von welchem man nur noch das Heft sah.

„Ich ging auf die zweite Pistole zu; sie war nicht losgegangen.

„Ich näherte mich dem Juwelier, er war nicht ganz todt. Bei dem Lärmen, den ich machte, und besonders bei der Erschütterung des Bodens öffnete er seine stieren Augen, heftete sie eine Sekunde lang auf mich, bewegte seine Lippen, als wollte er sprechen, und verschied.

„Dieses furchtbare Schauspiel machte mich beinahe wahnsinnig; von dem Augenblick, wo ich Niemand mehr Hülfe leisten konnte, fühlte ich nur ein Bedürfniß, das, zu fliehen. Mich bei den Haaren fassend und ein Geschrei des Schreckens ausstoßend, stürzte ich nach der Treppe.

„In der unteren Stube fand ich eine ganz bewaffnete Macht, bestehend aus fünf bis sechs Douaniers und mehren Gendarmen.

„Man bemächtigte sich meiner; ich versuchte es nicht einmal, Widerstand zu leisten; . . . ich war nicht mehr Herr meiner Sinne. Ich wollte sprechen, stieß aber nur unarticulirte Schreie aus.

„Ich sah, daß die Douaniers und Gendarmen mit dem Finger auf mich deuteten und senkte die Augen an mir nieder: . . . ich war ganz mit Blut bedeckt. Der laue Regen, welcher durch die Bretter der Treppe auf mich gefallen, war das Blut der Carconte.

„Ich deutete mit dem Finger auf den Ort, wo ich verborgen gewesen war.

„„Was will er sagen?““ fragte ein Gendarme.

„Ein Douanier sah nach.

„„Er will sagen, daß er hier durchgeschlüpft ist,““ antwortete er und zeigte das Loch, durch welches ich wirklich geschlüpft war.

„Nun begriff ich, daß man mich für den Mörder hielt. Ich fand meine Stimme wieder, ich fand meine Kraft wieder, befreite mich von den Händen zweier Männer, welche mich hielten, und rief: „„Ich bin es nicht.““

„Zwei Gendarmen schlugen mit ihren Carabinern auf mich an.

„„Wenn Du Dich rührst,““ sagten sie, „„bist Du des Todes.““

„„Aber ich wiederhole, daß ich es nicht bin,““ rief ich.

„„Du wirst Dein Geschichtchen den Richtern von Nimes erzählen,““ erwiederten sie. „„Mittlerweile folge uns; und wenn wir Dir rathen sollen, leiste keinen Widerstand.““

„Das war nicht meine Absicht; ich fühlte mich gelähmt durch das Erstaunen und den Schrecken. Man legte mir Handschellen an, band mich an den Schweif eines Pferdes, und führte mich nach Nimes.

„Es war mir ein Douanier gefolgt; als er mich in der Gegend des Hauses aus dem Gesichte verlor, vermuthete er, ich würde die Nacht hier zubringen; er benachrichtete seine Kameraden und kam mit ihnen gerade zu rechter Zeit an, um den Pistolenschuß zu hören und mich inmitten von Schuldbeweisen festzunehmen, deren Widerlegung mich, wie ich wohl einsah, unsägliche Mühe kosten mußte.

„Ich verließ mich auch nur auf Eines, und bat den Untersuchungsrichter sogleich, überall einen gewissen Abbé Busoni suchen zu lassen, der im Verlaufe des Tages im Wirthshause zum Pont du Gard gewesen wäre. Hatte Caderousse gelogen, gab es keinen Abbé Busoni, so war ich offenbar verloren, wenn nicht Caderousse ebenfalls gefangen wurde und Alles gestand.

„Es vergingen zwei Monate, während welcher, ich muß es zum Lobe meines Richters sagen, alle Nachforschungen angestellt wurden, um denjenigen aufzusuchen,

nach welchem ich verlangte. Ich hatte jede Hoffnung verloren, Caderousse war nicht festgenommen worden. In der nächsten Sitzung sollte ich gerichtet werden, als am 8. September, das heißt drei Monate und fünf Tage nach dem Vorfall, der Abbé Busoni, auf welchen ich nicht mehr rechnete, sich bei dem Kerkermeister einfand und sagte, er habe erfahren, ein Gefangener wünsche ihn zu sprechen. Er habe in Marseille davon gehört, gab er an, und beeile sich, dem Wunsche zu entsprechen.

„Sie können sich denken, mit welcher Freude ich ihn empfing; ich erzählte ihm das ganze Ereigniß, dessen Zeuge ich gewesen, kam aber mit einer gewissen Unruhe zu der Geschichte mit dem Diamant; gegen mein Erwarten war sie Punkt für Punkt wahr; ebenfalls gegen mein Erwarten maß er Allem, was ich sagte, Glauben bei. Ich wurde hingerissen von seinem sanften Wohlwollen, sah, daß er tiefe Kenntnisse der Sitten meines Landes besaß, dachte die Verzeihung des einzigen Verbrechens, das ich begangen, könnte vielleicht von seinen milden Lippen fließen, und offenbarte ihm unter dem Siegel der Beichte das Abenteuer von Auteuil mit allen seinen einzelnen Umständen. Was ich in einem Zuge meines Herzens gethan, erhielt denselben Erfolg, als wäre es aus Berechnung geschehen; das Geständniß dieses ersten Mordes, welchen ihm zu enthüllen mich nichts zwang, diente ihm zum Beweise, daß ich den zweiten nicht begangen hatte, und er verließ mich, indem er mich hoffen hieß und mir versprach, er würde Alles thun, was in seiner Macht läge, um meine Richter von meiner Unschuld zu überzeugen.

„Den Beweis, daß er sich wirklich mit mir beschäftigte, fand ich darin, daß meine Haft stufenweise milder wurde, und daß ich erfuhr, man werde, um mich zu richten, die Assisen abwarten, die auf diejenigen folgten, für welche man sich eben versammelte.

„In der Zwischenzeit gestattete es die Vorsehung, daß Caderousse im Auslande verhaftet und nach Frank-

reich zurückgebracht wurde. Er gestand Alles und warf die Schuld des Vorbedachts und besonders der Anstiftung auf seine Frau. Er wurde zu lebenslänglicher Galeerenstrafe verurtheilt, und mich setzte man in Freiheit."

„Damals geschah es, daß Sie sich mit einem Briefe des Abbé Busoni bei mir einfanden?" fragte Monte Christo.

„Ja, Excellenz, er nahm sichtbar Antheil an mir."

„„Ihr Schmugglerhandwerk wird Sie zu Grunde richten,"" sprach er; „„wenn Sie von hier wegkommen, geben Sie es auf.""

„„Aber, mein Vater,"" entgegnete ich, „„wie soll ich leben und meiner armen Schwägerin zu leben geben?""

„„Einer von meinen Beichtsöhnen,"" antwortete er, „„hegt große Achtung für mich; er hat mich beauftragt, ihm einen vertrauten Mann zu suchen; wollen Sie dieser Mann sein, so werde ich Sie an ihn adressiren.""

„„Oh, mein Vater,"" rief ich, „„wie viel Güte!""

„„Doch Sie schwören mir, daß ich es nie zu bereuen haben werde?""

„Ich streckte die Hand aus, um zu schwören."

„„Unnöthig,"" sagte er, „„ich kenne und liebe die Corsen; hier ist meine Empfehlung.""

„Und er schrieb ein paar Zeilen, die ich Ihnen zustellte, und worauf Euere Excellenz mich in seine Dienste zu nehmen die Gnade hatte. Nun frage ich Euere Excellenz mit Stolz, hat sie sich je über mich zu beklagen gehabt?"

„Nein," erwiederte der Graf, „und ich gestehe mit Vergnügen, Sie sind ein guter Diener, Bertuccio, obgleich es Ihnen an Vertrauen gebricht."

„Mir, Herr Graf?"

„Ja, Ihnen. Wie kommt es, daß Sie eine Schwä-

gerin und einen Adoptivsohn haben, und weder von der einen, noch von dem anderen mit mir sprachen?"

„Ach! Excellenz, ich muß ihnen noch den traurigsten Theil meines Lebens mittheilen. Ich reiste nach Corsica ab. Es drängte mich, wie Sie wohl begreifen werden, meine arme Schwägerin wiederzusehen und sie zu trösten; als ich aber nach Rogliano kam, fand ich das Haus in Trauer; es war eine furchtbare Scene vorgefallen, deren Erinnerung die Nachbarn noch bewahren. Meinem Rathe gemäß, widerstand meine Schwägerin den Forderungen von Benedetto, der sich jeden Augenblick alles Geld geben lassen wollte, das im Hause war. Eines Morgens bedrohte er sie und verschwand dann für den ganzen Tag. Sie weinte, denn die liebe Assunta hatte ein Mutterherz für den Elenden. Es kam der Abend, sie wartete auf ihn, ohne sich niederzulegen. Als er um eilf Uhr mit zweien von seinen Freunden, den gewöhnlichen Genossen aller seiner tollen Streiche, zurückkehrte, streckte sie die Arme gegen ihn aus; doch die Ruchlosen packten sie, und einer von den Dreien, ich befürchte, es war das höllische Kind, rief:

„„Wir wollen sie auf die Folter spannen, sie muß gestehen, wo sie ihr Geld hat.""

„Der Nachbar Wasilio war gerade in Bastia und nur seine Frau allein zu Hause. Niemand außer ihr konnte sehen oder hören, was bei meiner Schwägerin vorging. Zwei von ihnen hielten die arme Assunta, die an die Möglichkeit eines solchen Verbrechens nicht glauben konnte und denen zulächelte, welche ihre Henker werden sollten; der Dritte verrammelte Thüren und Fenster, kam dann zurück, und alle Drei miteinander näherten, das Geschrei erstickend, welches ihr der Schrecken bei so gräßlichen Vorbereitungen entriß, die Füße der armen Assunta der Kohlengluth, durch welche sie dieselbe zum Geständniß, wo unser kleiner Schatz verborgen war, zu bringen gedachten; doch im Kampfe fingen ihre Kleider Feuer: da ließen sie die Unglückliche

los, um nicht selbst verbrannt zu werden. Ganz in Flammen lief sie nach der Thüre, aber die Thüre war verschlossen; sie stürzte nach dem Fenster, doch das Fenster war verrammelt. Nun hörte die Nachbarin ein furchtbares Geschrei; es war Assunta, welche um Hülfe rief. Bald dämpfte sich ihre Stimme; die Schreie verwandelten sich in ein Stöhnen, und als am anderen Morgen, nach einer Nacht des Schreckens und der Angst, die Frau von Wasilio aus ihrer Wohnung herauszugehen wagte und unser Haus durch den Richter öffnen ließ, fand man Assunta halb verbrannt, aber noch athmend, die Schränke erbrochen, das Geld entwendet. Benedetto hatte Rogliano verlassen, um nie mehr dahin zurückzukehren. Seit jenem Tage habe ich ihn nicht mehr gesehen und auch nicht von ihm sprechen hören.

„Nachdem ich diese traurige Kunde vernommen," fügte Bertuccio bei, „begab ich mich zu Euerer Excellenz. Ich konnte nicht von Benedetto sprechen, weil er verschwunden, und nicht von meiner Schwägerin, weil sie todt war."

„Und was dachten Sie von diesem Ereigniß?" sprach Monte Christo.

„Es wäre die Strafe für das Verbrechen, welches ich begangen hatte. Oh! diese Villefort waren ein verfluchtes Geschlecht."

„Ich glaube es," murmelte der Graf mit einem finsteren Ausdruck.

„Und nun begreift Euere Excellenz wohl, daß dieses Haus, welches ich seitdem nicht mehr gesehen, daß dieser Garten, in welchem ich mich plötzlich wiederfand, daß dieser Platz, wo ich einen Menschen getödet habe, die Erschütterung in mir hervorbringen mußte, deren Veranlassung Sie vernehmen wollten, denn ich weiß nicht gewiß, ob nicht hier vor mir, zu meinen Füßen, Herr von Villefort in dem Grabe liegt, das er für sein Kind gegraben hatte."

„Es ist in der That Alles möglich," sprach Monte

Christo von der Bank aufstehend, auf welcher er gesessen hatte, „sogar," fügte er ganz leise bei, „sogar, daß der Staatsanwalt nicht gestorben ist. Der Abbé Busoni hat wohl daran gethan, Sie mir zuzuschicken. Sie haben ebenfalls wohl daran gethan, mir Ihre Geschichte zu erzählen, denn ich werde keine schlimmen Gedanken mehr in Beziehung auf Ihre Person haben. Doch was den bösen Benedetto betrifft: haben Sie nie seine Spur aufzufinden gesucht, haben Sie nie zu erfahren gesucht, was aus ihm geworden ist?"

„Nie. Hätte ich gewußt, wo er wäre, so würde ich, statt zu ihm zu gehen, vor ihm geflohen sein, wie vor einem Ungeheuer. Nein, glücklicher Weise habe ich nie irgend einen Menschen der Welt von ihm sprechen hören, und ich hoffe, er ist todt."

„Hoffen Sie das nicht, Bertuccio: die Schlechten sterben nicht so, denn Gott scheint sie unter seine Obhut zu nehmen, um Werkzeuge seiner Rache aus ihnen zu machen."

„Es mag sein," versetzte Bertuccio. „Ich bitte den Himmel nur, ihn nie mehr sehen zu müssen. Und nun wissen Sie alles, Herr Graf," fügte der Intendant sein Haupt neigend bei: „Sie sind mein Richter hienieden, wie dies Gott dort oben sein mag .... Werden Sie mir nun nicht einige Worte des Trostes sagen?"

„Sie haben Recht, ich kann Ihnen sagen, was der Abbé Busoni sagen würde: Derjenige, welcher Sie geschlagen hatte, Villefort, verdiente eine Strafe für das, was er Ihnen gethan, und vielleicht noch für etwas Anderes. Benedetto, wenn er lebt, wird, wie ich Ihnen bemerkt habe, zu einer göttlichen Rache dienen. Sie aber haben sich in Wahrheit nur einen Vorwurf zu machen; fragen Sie sich, warum Sie das Kind, nachdem Sie es dem Tode entrissen, nicht seiner Mutter zurückgegeben haben; hierin liegt das Verbrechen, Bertuccio."

„Ja, Herr Graf, das ist das Verbrechen, denn ich

bin hiebei feig gewesen; hatte ich das Kind einmal in das Leben zurückgerufen, so blieb mir nur Eines zu thun; ich mußte es, wie Sie gesagt haben, seiner Mutter zurückschicken. Aber zu diesem Berufe hätte ich auch Nachforschungen anstellen, die Aufmerksamkeit auf mich ziehen, mich vielleicht preisgeben müssen; ich wollte nicht sterben, ich hing am Leben meiner Schwägerin wegen, aus der uns Menschen angeborenen Selbstliebe, und setzte auch meinen Stolz darein, unversehrt und siegreich bei unserer Rache zu bleiben; vielleicht hing ich am Ende am Leben ganz einfach aus Liebe zu eben diesem Leben. Oh! ich bin kein Braver, wie mein armer Bruder:"

Bertuccio verbarg sein Gesicht in seinen beiden Händen, und Monte Christo heftete einen langen, unbeschreiblichen Blick auf ihn.

Dann nach einem kurzen, durch die Stunde und den Ort noch feierlicher werdenden Stillschweigen sprach der Graf mit einem bei ihm ungewöhnlichen Tone der Schwermuth:

„Mein Herr Bertuccio, erinnern Sie sich stets folgender Worte, ich habe sie oft von dem Abbé Busoni aussprechen hören: Für jedes Uebel gibt es zwei Mittel, die Zeit und das Stillschweigen. Lassen Sie mich nur eine Minute im Garten spazieren gehen, Herr Bertuccio. Was für Sie, die handelnde Person, bei dieser furchtbaren Scene eine schmerzhafte Erschütterung hervorbringen muß, wird für mich eine beinahe sanfte Empfindung sein und diesem Gute einen doppelten Werth verleihen. Die Bäume, Herr Bertuccio, gefallen nur, weil sie Schatten geben, und der Schatten gefällt nur, weil er voll von Träumen und Visionen ist. Sehen Sie, ich habe einen Garten gekauft und glaubte nur einen von Mauern eingeschlossenen Raum zu kaufen, aber keines Wegs: es findet sich, daß dieser Raum von Phantomen bevölkert ist, welche gar nicht im Vertrage aufgeführt sind. Ich aber liebe die Phan=

tome, es ist mir nie zu Ohren gekommen, die Todten hätten in sechstausend Jahren so viel Böses gethan, als die Lebenden an einem einzigen Tage. Kehren Sie also zurück und schlafen Sie im Frieden. Ist Ihr Beichtiger im letzten Augenblick minder nachsichtig, als es der Abbé Busoni war, so lassen Sie mich kommen, wenn ich noch von dieser Welt bin, und ich werde Worte finden, welche Ihre Seele sanft in der Minute einwiegen, wo sie bereit ist, sich auf den Weg zu begeben und die große Reise zu machen, die man die Ewigkeit nennt."

Bertuccio verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor dem Grafen und entfernte sich mit einem tiefen Seufzer.

Monte Christo blieb allein; er machte vier Schritte vorwärts und sprach dann leise:

„Hier, bei dieser Platane ist das Grab, in welches das Kind gelegt wurde; dort die kleine Thüre, durch die man in den Garten trat; in jener Ecke die Geheimtreppe, welche nach dem Schlafzimmer führt. Ich glaube nicht, daß ich alles Dies aufzuschreiben brauche, denn hier, vor meinen Augen, um mich her, zu meinen Füßen, findet sich der Plan in Relief, der lebendige Plan."

Nach einem letzten Gange durch den Garten kehrte der Graf zu seinem Wagen zurück. Bertuccio, der ihn träumerisch sah, stieg, ohne ein Wort zu sagen, auf den Bock neben den Kutscher.

Der Wagen schlug wieder den Weg nach Paris ein.

Noch an demselben Abend, unmittelbar nach seiner Ankunft in dem Hause der Champs-Elysées, besichtigte Monte Christo die ganze Wohnung, wie es nur ein seit langen Jahren damit vertrauter Mensch hätte thun können; nicht ein einziges Mal öffnete er, obgleich er allein ging, eine Thüre statt einer andern, wählte er eine Treppe oder eine Flur, die ihn nicht dahin führte, wohin er gehen wollte. Ali begleitete ihn bei dieser nächtlichen Beschauung. Der Graf gab Bertuccio mehre

Befehle rücksichtlich der Verschönerung und Eintheilung der Zimmer; dann zog er seine Uhr und sagte zu dem aufmerksamen Nubier:

„Es ist halb zwölf Uhr, Haydee muß bald kommen. Hat man die französischen Frauen davon in Kenntniß gesetzt?"

Ali streckte die Hand nach der für die schöne Griechin bestimmte Wohnung aus, welche so abgesondert und durch eine Tapenthüre verborgen war, daß man das ganze Haus besichtigen konnte, ohne zu vermuthen, daß es hier noch einen Salon und zwei bewohnte Zimmer gab; Ali streckte also die Hand nach dieser Wohnung aus, deutete die Zahl drei mit den Fingern seiner linken Hand an, legte dann den Kopf auf dieselbe wieder flach gemachte Hand, und schloß die Augen, als schliefe er.

„Oh!" sagte Monte Christo, der an diese Sprache gewöhnt war, „es sind ihrer drei und sie warten im Schlafzimmer, nicht wahr?"

Ali bejahte, indem er den Kopf von oben nach unten bewegte.

„Madame wird diesen Abend müde sein und ohne Zweifel schlafen wollen; veranlasse sie nicht zum Sprechen; die französischen Kammerfrauen sollen ihre neue Gebieterin nur begrüßen und sich dann zurückziehen; Du wachst darüber, daß die griechische Kammerfrau nicht mit den französischen Frauen verkehrt."

Ali verbeugte sich.

Bald hörte man den Hausmeister anrufen; das Gitter öffnete sich, ein Wagen fuhr in die Allee und hielt vor der Freitreppe an. Der Graf ging hinab; der Kutschenschlag war bereits offen; er reichte die Hand einer Frau, welche in einen großen, seidenen ganz mit Gold gestickten, von ihrem Haupte herabfallenden Schleier gehüllt war. Die junge Frau nahm die ihr dargebtoene Hand, küßte sie mit ehrfurchtsvoller Liebe, und es wurden ein paar Worte voll Zärtlichkeit

von Seiten der jungen Frau, mit sanftem Ernste von Seiten des Grafen in jener klangvollen Sprache ausgetauscht, welche der alte Homer seinen Göttern in den Mund gelegt hat.

Dann wurde die junge Frau, welche niemand Anderes war, als die junge Griechin, die gewöhnliche Gefährtin von Monte Christo in Italien, Ali mit rosenfarbigen Wachskerzen voran, in ihre Wohnung geleitet, wonach sich der Graf in den für ihn vorbehaltenen Pavillon zurückzog.

Eine halbe Stunde nach Mitternacht waren alle Lichter im Hotel ausgelöscht, und man konnte glauben, es schliefe Jedermann.

Sechstes Kapitel.

Der unbegränzte Credit.

Am andern Tage, gegen zwei Uhr Nachmittags, hielt eine mit zwei prächtigen englischen Pferden bespannte Caleche vor der Thüre von Monte Christo; ein Mann in einem blauen Frack mit seidenen Knöpfen von derselben Farbe, mit einer weißen Weste, worauf eine ungeheure goldene Kette prangte; und mit haselnußfarbigen Beinkleidern, dabei mit so schwarzen und so tief auf die Augenbrauen herabfallenden Haaren, daß man im Zweifel stehen konnte, ob man sie für natürlich halten sollte, denn sie harmonirten gar zu wenig mit denen der unteren Runzeln, welche sie nicht zu bedecken vermochten; kurz ein Mann von fünfzig bis fünf und

fünfzig Jahren, der sich Mühe gab, wie ein Vierziger auszusehen, streckte seinen Kopf durch den Schlag eines Coupé, auf dessen Füllung eine Baronenkrone gemalt war, und schickte seinen Groom zum Concierge, um zu fragen, ob der Graf von Monte Christo zu Hause wäre.

Mittlerweile betrachtete dieser Mann mit einer Aufmerksamkeit, welche beinahe zur Unverschämtheit wurde, das Aeußere des Hauses, was man vom Garten erschauen konnte, und die Livree von einigen Bedienten, welche hin- und hergingen. Das Auge dieses Mannes war lebhaft, aber mehr verschmitzt, als geistreich; seine Lippen waren so dünn, daß sie, statt gegen Außen vorzuspringen, in den Mund zurücktraten; die Breite und das Hervorragen der Backenknochen, ein untrügliches Zeichen der Schlauheit, das Niedergedrückte der Stirne, die Aushauchung des Hinterhauptes, das um ein Bedeutendes nichts weniger als aristokratische Ohren überschritt, trugen dazu bei, für jeden Physiognomiker einen beinahe zurückstoßenden Charakter dem Gesichte dieser Person zu verleihen, welche dagegen sich in den Augen des gemeinen Volkes durch ihre prachtvollen Haare, durch den ungeheuren Diamant an ihrem Hemde und das rothe Band, das sich an ihrem Frack von einem Knopfloch zum andern ausdehnte, ungemein empfahl.

Der Groom klopfte an das Fenster des Concierge und fragte:

„Wohnt hier nicht der Herr Graf von Monte Christo?"

„Seine Excellenz wohnt hier," antwortete der Concierge; „aber . . . „Er befragte Ali mit einem Blicke.

Ali machte ein verneinendes Zeichen.

„Aber?" sagte der Groom.

„Aber Seine Excellenz ist nicht sichtbar," erwiederte der Concierge.

„Dann nehmen Sie diese Karte von meinem Gebieter, dem Herrn Baron von Danglars. Geben Sie

dieselbe dem Herrn Grafen von Monte Christo, und sagen Sie ihm, in die Kammer fahrend habe mein Herr einen Umweg gemacht, um sich die Ehre zu geben, ihm einen Besuch abzustatten."

„Ich spreche nicht mit seiner Excellenz," versetzte der Concierge: „der Kammerdiener wird die Sache besorgen."

Der Groom kehrte zu dem Wagen zurück.

„Nun?" fragte Danglars.

Etwas beschämt durch die Lection, die es erhalten hatte, überbrachte das Kind seinem Herrn die Antwort des Concierge.

„Oh! oh!" rief Danglars, „dieser Herr ist also ein Prinz, daß man ihn Excellenz nennt und daß nur sein Kammerdiener mit ihm zu sprechen befugt ist; gleichviel, da er einen Credit auf mich hat, muß ich ihn besuchen, wenn er Geld zu erheben wünscht."

Und er warf sich in seinen Wagen zurück und rief dem Kutscher so laut zu, daß man es auf der andern Seite der Straße hören konnte:

„In die Deputirtenkammer!"

Durch eine Jalousie seines Pavillon hatte Monte Christo, zu rechter Zeit benachrichtigt, den Baron gesehen und unterstützt von einer vortrefflichen Lorgnette mit derselben Aufmerksamkeit studirt, mit der Danglars zu Werke ging, als er das Haus, den Garten und die Livreen analysirte.

„Dieser Mensch," sagte er, während er mit einer Geberde des Ekels die Röhren seines Augenglases in ihre elfenbeinerne Scheide zurückschob, „dieser Mensch ist offenbar ein häßliches Geschöpf; erkennt man nicht beim ersten Male, wo man ihn sieht, die Schlange an der platten Stirne, den Geier an dem gewölbten Schädel und den Mäusefalken an dem scharfen Schnabel!"

„Ali!" rief er und schlug zugleich einmal auf das Glöckchen. Ali erschien. „Hole Bertuccio."

Beinahe in demselben Augenblick trat der Intendant ein.

„Euere Excellenz hat mich rufen lassen?" sprach Bertuccio.

„Ja, mein Herr. Haben Sie die Pferde gesehen, welche so eben vor meiner Thüre hielten?"

„Allerdings, Excellenz, sie sind sehr schön."

„Wie kommt es," fragte Monte Christo die Stirne faltend, „wie kommt es, daß es, wenn ich die zwei schönsten Pferde von Paris verlange, in Paris noch zwei andere Pferde gibt, welche so schön sind, als die meinigen, und daß diese Pferde nicht in meinem Stalle stehen?"

Bei dem Runzeln dieser Stirne und dem strengen Tone dieser Stimme beugte Ali das Haupt und erbleichte.

„Es ist nicht Dein Fehler, guter Ali," sprach der Graf arabisch mit einer Sanftheit, welche man weder in seiner Stimme noch auf seinem Gesichte zu finden erwartet hätte, „Du verstehst Dich nicht auf englische Pferde."

Die Heiterkeit kehrte in die Züge von Ali zurück.

„Mein Herr Graf, sagte Bertuccio, „die Pferde, von denen Sie sprechen, waren nicht käuflich."

Monte Christo zuckte die Achseln und erwiederte:

„Erfahren Sie, mein Herr Intendant, daß stets Alles für denjenigen käuflich ist, welcher den Preis zu machen weiß."

„Herr Danglars hat sechzehntausend Franken dafür bezahlt."

„Dann hätte man ihm zwei und dreißigtausend bieten müssen; er ist Banquier, und ein Banquiers versäumt nie eine Gelegenheit, sein Kapital zu verdoppeln."

„Spricht der Herr Graf im Ernste?" fragte Bertuccio.

Monte Christo schaute den Intendanten wie ein

Mensch an, der darüber erstaunt, daß man eine solche Frage an ihn zu machen wagt, und sprach sodann:

„Ich habe diesen Abend einen Besuch zurückzugeben; die zwei Pferde müssen mit neuem Geschirr an meinen Wagen gespannt sein."

Bertuccio verbeugte sich, um wegzugehen; an der Thüre blieb er noch einmal stehen und fragte:

„Um wie viel Uhr gedenkt Seine Excellenz den Besuch zu machen?

„Um fünf Uhr."

„Ich erlaube mir, Euerer Excellenz zu bemerken, daß es zwei Uhr ist," sagte der Intendant.

„Ich weiß es," erwiederte Monte Christo mit trockenem Tone; dann sich an Ali wendend:

„Laß alle Pferde an Madame vorüberführen, damit sie sich das Gespann auswählen kann, welches ihr am meisten gefällt; will sie mit mir zu Mittag speisen, so mag sie es mir sagen lassen, man servirt dann bei ihr; gehe und schicke mir den Kammerdiener."

Ali war kaum verschwunden, als der Kammerdiener ebenfalls eintrat.

„Herr Baptistin," sprach der Graf, „Sie sind seit einem Jahre in meinem Dienst; das ist die Probzeit, welche ich gewöhnlich meinen Leuten auferlege; Sie sagen mir zu."

Baptistin verbeugte sich.

„Nun fragt es sich nur noch, ob ich Ihnen zusage."

„Oh! mein Herr Graf!" rief Baptistin.

„Hören Sie mich bis zum Ende. Sie erhalten im Jahr fünfzehnhundert Franken, das heißt den Gehalt eines guten braven Officiers, der jeden Tag sein Leben einsetzt; Sie haben eine Tafel, wie sie sich viele Bureauxchefs, unglückliche, unendlich mehr beschäftigte Leute, wünschen würden. Ein Diener, haben Sie selbst wieder Diener, welche für Ihr Weißzeug und Ihre andern Bedürfnisse sorgen. Außer den fünfzehnhundert Franken

bin hiebei feig gewesen; hätte ich das Kind einmal in das Leben zurückgerufen, so blieb mir nur Eines zu thun; ich mußte es, wie Sie gesagt haben, seiner Mutter zurückschicken. Aber zu diesem Berufe hätte ich auch Nachforschungen anstellen, die Aufmerksamkeit auf mich ziehen, mich vielleicht preisgeben müssen; ich wollte nicht sterben, ich hing am Leben meiner Schwägerin wegen, aus der uns Menschen angeborenen Selbstliebe, und setzte auch meinen Stolz darein, unversehrt und siegreich bei unserer Rache zu bleiben; vielleicht hing ich am Ende am Leben ganz einfach aus Liebe zu eben diesem Leben. Oh! ich bin kein Braver, wie mein armer Bruder:"

Bertuccio verbarg sein Gesicht in seinen beiden Händen, und Monte Christo heftete einen langen, unbeschreiblichen Blick auf ihn.

Dann nach einem kurzen, durch die Stunde und den Ort noch feierlicher werdenden Stillschweigen sprach der Graf mit einem bei ihm ungewöhnlichen Tone der Schwermuth:

„Mein Herr Bertuccio, erinnern Sie sich stets folgender Worte, ich habe sie oft von dem Abbé Busoni aussprechen hören: Für jedes Uebel gibt es zwei Mittel, die Zeit und das Stillschweigen. Lassen Sie mich nur eine Minute im Garten spazieren gehen, Herr Bertuccio. Was für Sie, die handelnde Person, bei dieser furchtbaren Scene eine schmerzhafte Erschütterung hervorbringen muß, wird für mich eine beinahe sanfte Empfindung sein und diesem Gute einen doppelten Werth verleihen. Die Bäume, Herr Bertuccio, gefallen nur, weil sie Schatten geben, und der Schatten gefällt nur, weil er voll von Träumen und Visionen ist. Sehen Sie, ich habe einen Garten gekauft und glaubte nur einen von Mauern eingeschlossenen Raum zu kaufen, aber keines Wegs: es findet sich, daß dieser Raum von Phantomen bevölkert ist, welche gar nicht im Vertrage aufgeführt sind. Ich aber liebe die Phan-

tome, es ist mir nie zu Ohren gekommen, die Todten hätten in sechstausend Jahren so viel Böses gethan, als die Lebenden an einem einzigen Tage. Kehren Sie also zurück und schlafen Sie im Frieden. Ist Ihr Beichtiger im letzten Augenblick minder nachsichtig, als es der Abbé Busoni war, so lassen Sie mich kommen, wenn ich noch von dieser Welt bin, und ich werde Worte finden, welche Ihre Seele sanft in der Minute einwiegen, wo sie bereit ist, sich auf den Weg zu begeben und die große Reise zu machen, die man die Ewigkeit nennt."

Bertuccio verbeugte sich ehrfurchtsvoll vor dem Grafen und entfernte sich mit einem tiefen Seufzer.

Monte Christo blieb allein; er machte vier Schritte vorwärts und sprach dann leise:

„Hier, bei dieser Platane ist das Grab, in welches das Kind gelegt wurde; dort die kleine Thüre, durch die man in den Garten trat; in jener Ecke die Geheimtreppe, welche nach dem Schlafzimmer führt. Ich glaube nicht, daß ich alles Dies aufzuschreiben brauche, denn hier, vor meinen Augen, um mich her, zu meinen Füßen, findet sich der Plan in Relief, der lebendige Plan."

Nach einem letzten Gange durch den Garten kehrte der Graf zu seinem Wagen zurück. Bertuccio, der ihn träumerisch sah, stieg, ohne ein Wort zu sagen, auf den Bock neben den Kutscher.

Der Wagen schlug wieder den Weg nach Paris ein.

Noch an demselben Abend, unmittelbar nach seiner Ankunft in dem Hause der Champs-Elysées, besichtigte Monte Christo die ganze Wohnung, wie es nur ein seit langen Jahren damit vertrauter Mensch hätte thun können; nicht ein einziges Mal öffnete er, obgleich er allein ging, eine Thüre statt einer andern, wählte er eine Treppe oder eine Flur, die ihn nicht dahin führte, wohin er gehen wollte. Ali begleitete ihn bei dieser nächtlichen Beschauung. Der Graf gab Bertuccio mehre

Befehle rücksichtlich der Verschönerung und Eintheilung der Zimmer; dann zog er seine Uhr und sagte zu dem aufmerksamen Nubier:

„Es ist halb zwölf Uhr, Haydee muß bald kommen. Hat man die französischen Frauen davon in Kenntniß gesetzt?"

Ali streckte die Hand nach der für die schöne Griechin bestimmte Wohnung aus, welche so abgesondert und durch eine Tapenthüre verborgen war, daß man das ganze Haus besichtigen konnte, ohne zu vermuthen, daß es hier noch einen Salon und zwei bewohnte Zimmer gab; Ali streckte also die Hand nach dieser Wohnung aus, deutete die Zahl drei mit den Fingern seiner linken Hand an, legte dann den Kopf auf dieselbe wieder flach gemachte Hand, und schloß die Augen, als schliefe er.

„Oh!" sagte Monte Christo, der an diese Sprache gewöhnt war, „es sind ihrer drei und sie warten im Schlafzimmer, nicht wahr?"

Ali bejahte, indem er den Kopf von oben nach unten bewegte.

„Madame wird diesen Abend müde sein und ohne Zweifel schlafen wollen; veranlasse sie nicht zum Sprechen; die französischen Kammerfrauen sollen ihre neue Gebieterin nur begrüßen und sich dann zurückziehen; Du wachst darüber, daß die griechische Kammerfrau nicht mit den französischen Frauen verkehrt."

Ali verbeugte sich.

Bald hörte man den Hausmeister anrufen; das Gitter öffnete sich, ein Wagen fuhr in die Allee und hielt vor der Freitreppe an. Der Graf ging hinab; der Kutschenschlag war bereits offen; er reichte die Hand einer Frau, welche in einen großen, seidenen ganz mit Gold gestickten, von ihrem Haupte herabfallenden Schleier gehüllt war. Die junge Frau nahm die ihr dargebtoene Hand, küßte sie mit ehrfurchtsvoller Liebe, und es wurden ein paar Worte voll Zärtlichkeit

von Seiten der jungen Frau, mit sanftem Ernste von Seiten des Grafen in jener klangvollen Sprache ausgetauscht, welche der alte Homer seinen Göttern in den Mund gelegt hat.

Dann wurde die junge Frau, welche niemand Anderes war, als die junge Griechin, die gewöhnliche Gefährtin von Monte Christo in Italien, Ali mit rosenfarbigen Wachskerzen voran, in ihre Wohnung geleitet, wonach sich der Graf in den für ihn vorbehaltenen Pavillon zurückzog.

Eine halbe Stunde nach Mitternacht waren alle Lichter im Hotel ausgelöscht, und man konnte glauben, es schliefe Jedermann.

Sechstes Kapitel.

Der unbegränzte Credit.

Am andern Tage, gegen zwei Uhr Nachmittags, hielt eine mit zwei prächtigen englischen Pferden bespannte Caleche vor der Thüre von Monte Christo; ein Mann in einem blauen Frack mit seidenen Knöpfen von derselben Farbe, mit einer weißen Weste, worauf eine ungeheure goldene Kette prangte; und mit haselnußfarbigen Beinkleidern, dabei mit so schwarzen und so tief auf die Augenbrauen herabfallenden Haaren, daß man im Zweifel stehen konnte, ob man sie für natürlich halten sollte, denn sie harmonirten gar zu wenig mit denen der unteren Runzeln, welche sie nicht zu bedecken vermochten; kurz ein Mann von fünfzig bis fünf und

fünfzig Jahren, der sich Mühe gab, wie ein Vierziger auszusehen, streckte seinen Kopf durch den Schlag eines Coupé, auf dessen Füllung eine Baronenkrone gemalt war, und schickte seinen Groom zum Concierge, um zu fragen, ob der Graf von Monte Christo zu Hause wäre.

Mittlerweile betrachtete dieser Mann mit einer Aufmerksamkeit, welche beinahe zur Unverschämtheit wurde, das Aeußere des Hauses, was man vom Garten erschauen konnte, und die Livree von einigen Bedienten, welche hin- und hergingen. Das Auge dieses Mannes war lebhaft, aber mehr verschmitzt, als geistreich; seine Lippen waren so dünn, daß sie, statt gegen Außen vorzuspringen, in den Mund zurücktraten; die Breite und das Hervorragen der Backenknochen, ein untrügliches Zeichen der Schlauheit, das Niedergedrückte der Stirne, die Aushauchung des Hinterhauptes, das um ein Bedeutendes nichts weniger als aristokratische Ohren überschritt, trugen dazu bei, für jeden Physiognomiker einen beinahe zurückstoßenden Charakter dem Gesichte dieser Person zu verleihen, welche dagegen sich in den Augen des gemeinen Volkes durch ihre prachtvollen Haare, durch den ungeheuren Diamant an ihrem Hemde und das rothe Band, das sich an ihrem Frack von einem Knopfloch zum andern ausdehnte, ungemein empfahl.

Der Groom klopfte an das Fenster des Concierge und fragte:

„Wohnt hier nicht der Herr Graf von Monte Christo?"

„Seine Excellenz wohnt hier," antwortete der Concierge; „aber . . . „Er befragte Ali mit einem Blicke.

Ali machte ein verneinendes Zeichen.

„Aber?" sagte der Groom.

„Aber Seine Excellenz ist nicht sichtbar," erwiederte der Concierge.

„Dann nehmen Sie diese Karte von meinem Gebieter, dem Herrn Baron von Danglars. Geben Sie

dieselbe dem Herrn Grafen von Monte Christo, und sagen Sie ihm, in die Kammer fahrend habe mein Herr einen Umweg gemacht, um sich die Ehre zu geben, ihm einen Besuch abzustatten."

„Ich spreche nicht mit seiner Excellenz," versetzte der Concierge: „der Kammerdiener wird die Sache besorgen."

Der Groom kehrte zu dem Wagen zurück.

„Nun?" fragte Danglars.

Etwas beschämt durch die Lection, die es erhalten hatte, überbrachte das Kind seinem Herrn die Antwort des Concierge.

„Oh! oh!" rief Danglars, „dieser Herr ist also ein Prinz, daß man ihn Excellenz nennt und daß nur sein Kammerdiener mit ihm zu sprechen befugt ist; gleichviel, da er einen Credit auf mich hat, muß ich ihn besuchen, wenn er Geld zu erheben wünscht."

Und er warf sich in seinen Wagen zurück und rief dem Kutscher so laut zu, daß man es auf der andern Seite der Straße hören konnte:

„In die Deputirtenkammer!"

Durch eine Jalousie seines Pavillon hatte Monte Christo, zu rechter Zeit benachrichtigt, den Baron gesehen und unterstützt von einer vortrefflichen Lorgnette mit derselben Aufmerksamkeit studirt, mit der Danglars zu Werke ging, als er das Haus, den Garten und die Livreen analysirte.

„Dieser Mensch," sagte er, während er mit einer Geberde des Ekels die Röhren seines Augenglases in ihre elfenbeinerne Scheide zurückschob, „dieser Mensch ist offenbar ein häßliches Geschöpf; erkennt man nicht beim ersten Male, wo man ihn sieht, die Schlange an der platten Stirne, den Geier an dem gewölbten Schädel und den Mäusefalken an dem scharfen Schnabel!"

„Ali!" rief er und schlug zugleich einmal auf das Glöckchen. Ali erschien. „Hole Bertuccio."

Beinahe in demselben Augenblick trat der Intendant ein.

„Euere Excellenz hat mich rufen lassen?“ sprach Bertuccio.

„Ja, mein Herr. Haben Sie die Pferde gesehen, welche so eben vor meiner Thüre hielten?“

„Allerdings, Excellenz, sie sind sehr schön.“

„Wie kommt es,“ fragte Monte Christo die Stirne faltend, „wie kommt es, daß es, wenn ich die zwei schönsten Pferde von Paris verlange, in Paris noch zwei andere Pferde gibt, welche so schön sind, als die meinigen, und daß diese Pferde nicht in meinem Stalle stehen?“

Bei dem Runzeln dieser Stirne und dem strengen Tone dieser Stimme beugte Ali das Haupt und erbleichte.

„Es ist nicht Dein Fehler, guter Ali,“ sprach der Graf arabisch mit einer Sanftheit, welche man weder in seiner Stimme noch auf seinem Gesichte zu finden erwartet hätte, „Du verstehst Dich nicht auf englische Pferde.“

Die Heiterkeit kehrte in die Züge von Ali zurück.

„Mein Herr Graf, sagte Bertuccio, „die Pferde, von denen Sie sprechen, waren nicht käuflich.“

Monte Christo zuckte die Achseln und erwiederte:

„Erfahren Sie, mein Herr Intendant, daß stets Alles für denjenigen käuflich ist, welcher den Preis zu machen weiß.“

„Herr Danglars hat sechzehntausend Franken dafür bezahlt.“

„Dann hätte man ihm zwei und dreißigtausend bieten müssen; er ist Banquier, und ein Banquiers versäumt nie eine Gelegenheit, sein Kapital zu verdoppeln.“

„Spricht der Herr Graf im Ernste?“ fragte Bertuccio.

Monte Christo schaute den Intendanten wie ein

Mensch an, der darüber erstaunt, daß man eine solche Frage an ihn zu machen wagt, und sprach sodann:

„Ich habe diesen Abend einen Besuch zurückzugeben; die zwei Pferde müssen mit neuem Geschirr an meinen Wagen gespannt sein."

Bertuccio verbeugte sich, um wegzugehen; an der Thüre blieb er noch einmal stehen und fragte:

„Um wie viel Uhr gedenkt Seine Excellenz den Besuch zu machen?

„Um fünf Uhr."

„Ich erlaube mir, Euerer Excellenz zu bemerken, daß es zwei Uhr ist," sagte der Intendant.

„Ich weiß es," erwiederte Monte Christo mit trockenem Tone; dann sich an Ali wendend:

„Laß alle Pferde an Madame vorüberführen, damit sie sich das Gespann auswählen kann, welches ihr am meisten gefällt; will sie mit mir zu Mittag speisen, so mag sie es mir sagen lassen, man servirt dann bei ihr; gehe und schicke mir den Kammerdiener."

Ali war kaum verschwunden, als der Kammerdiener ebenfalls eintrat.

„Herr Baptistin," sprach der Graf, „Sie sind seit einem Jahre in meinem Dienst; das ist die Probzeit, welche ich gewöhnlich meinen Leuten auferlege; Sie sagen mir zu."

Baptistin verbeugte sich.

„Nun fragt es sich nur noch, ob ich Ihnen zusage."

„Oh! mein Herr Graf!" rief Baptistin.

„Hören Sie mich bis zum Ende. Sie erhalten im Jahr fünfzehnhundert Franken, das heißt den Gehalt eines guten braven Officiers, der jeden Tag sein Leben einsetzt; Sie haben eine Tafel, wie sie sich viele Bureauxchefs, unglückliche, unendlich mehr beschäftigte Leute, wünschen würden. Ein Diener, haben Sie selbst wieder Diener, welche für Ihr Weißzeug und Ihre andern Bedürfnisse sorgen. Außer den fünfzehnhundert Franken

Gehalt stehlen Sie mir bei den Ankäufen, welche Sie für meine Toilette zu machen haben, noch ungefähr weitere fünfzehnhundert Franken jährlich."

„Oh! Herr Graf."

„Ich beklage mich nicht, Herr Baptistin, denn ich finde dies nicht übermäßig; doch wünsche ich, daß es hiebei bleiben möge. Sie werden also nirgends einen Posten dem ähnlich finden, welche Ihnen Ihr gutes Glück geschenkt hat. Ich schlage meine Leute nie, ich fluche nie, ich gerathe nie in Zorn, ich vergebe stets einen Irrthum, doch nie eine Nachläßigkeit oder Vergeßlichkeit. Meine Befehle sind gewöhnlich kurz, aber klar und genau; ich will sie lieber zwei- und sogar dreimal wiederholen, als falsch ausgelegt sehen. Ich bin reich genug, um Alles zu erfahren, was ich erfahren will, und ich bin sehr neugierig, das sage ich Ihnen zum Voraus. Hörte ich nun, Sie hätten im Guten oder Schlechten von mir gesprochen, meine Handlungen beurtheilt, mein Benehmen überwacht, so würden Sie auf der Stelle mein Haus verlassen. Ich warne meine Diener nur ein einziges Mal, Sie sind gewarnt, gehen Sie!"

Baptistin verbeugte sich und machte ein paar Schritte, um sich zu entfernen.

„Doch halt," sprach der Graf, „ich vergaß, Ihnen zu sagen, daß ich jedes Jahr eine gewisse Summe auf den Kopf meiner Leute anlege. Diejenigen, welche ich wegschicke, verlieren natürlich dieses Geld, das den Bleibenden zu gut kommt, welche nach meinem Tode ein Recht darauf haben. Sie sind ein Jahr bei mir; Ihr Vermögen hat begonnen, sorgen Sie dafür, daß es zunimmt."

Diese Rede in Gegenwart von Ali, der ganz unempfindlich dabei blieb, weil er kein Wort Französisch verstand, brachte auf Baptistin eine Wirkung hervor, welche alle diejenigen begreifen werden, die ein wenig die Physiologie des französischen Bedienten studirt haben.

„Es soll mein Bestreben sein, mich in allen Punkten mit den Wünschen Euerer Excellenz in Einklang zu setzen," sagte er; „überdies werde ich mir Herrn Ali zum Vorbild nehmen."

„Oh! keines Wegs," sprach der Graf mit einer Marmorkälte. „Bei Ali sind viele Fehler mit seinen guten Eigenschaften vermischt; nehmen Sie kein Beispiel an ihm, denn Ali ist eine Ausnahme; er hat keinen Lohn, er ist kein Diener; er ist mein Sklave, mein Hund; verfehlt er sich gegen seine Pflicht, so jage ich ihn nicht fort, sondern ich tödte ihn."

Baptistin riß die Augen weit auf.

„Sie zweifeln?" fragte Monte Christo.

Und er wiederholte in arabischer Sprache die Worte, welche er französisch zu Baptistin gesprochen hatte.

Ali hörte, lächelte, näherte sich seinem Herrn, setzte ein Knie auf die Erde und küßte ihm ehrfurchtsvoll die Hand.

Diese kleine Zugabe zu der Lection seines Gebieters machte das Maß des Erstaunens bei Herrn Baptistin voll.

Der Graf hieß durch ein Zeichen Baptistin weggehen und Ali ihm folgen. Beide begaben sich in sein Cabinet, wo eine lange Unterredung stattfand.

Um fünf Uhr schlug der Graf dreimal auf sein Glöckchen. Ein Schlag rief Ali, zwei riefen Baptistin, drei Bertuccio.

„Meine Pferde!" sprach Monte Christo.

„Sie sind angespannt, Excellenz," erwiederte Bertuccio. „Habe ich den Herrn Grafen zu begleiten?"

„Nein, der Kutscher, Ali und Baptistin, sonst Niemand."

Der Graf ging hinab und erblickte an seinem Wagen die Pferde, welche er wenige Stunden zuvor an dem Wagen von Danglars bewundert hatte.

„Diese Thiere sind in der That schön," sagte er,

„und Sie haben wohl daran gethan, dieselben zu kaufen, nur war es ein wenig spät."

„Excellenz," entgegnete Bertuccio, „es hat mir viel Mühe gemacht, sie zu erhalten, und der Preis derselben ist sehr hoch."

„Kommen Ihnen die Pferde darum minder schön vor?" fragte der Graf die Achseln zuckend.

„Ist Euere Excellenz zufrieden, so ist Alles gut. Wohin fährt Euere Excellenz?"

„Rue de la Chaussée-d'Antin, zum Herrn Baron von Danglars."

Dieses Gespräch fand oben auf der Freitreppe statt. Bertuccio machte einen Schritt, um die erste Stufe hinabzusteigen.

„Sachte, mein Herr," rief Monte Christo ihn zurückhaltend. „Ich bedarf eines Gutes an der Seeküste, in der Normandie zum Beispiel, zwischen dem Havre und Boulogne. Ich gebe Ihnen Raum, wie Sie sehen. Bei diesem Ankauf müssen Sie auf einen kleinen Hafen, ein kleines Krek, eine kleine Bucht bedacht sein, wo meine Corvette einlaufen und sich halten kann; ihr Tiefgang beträgt nur fünfzehn Fuß. Das Schiff muß stets bereit sein, in See zu gehen, zu welcher Stunde des Tages oder der Nacht es mir beliebt, demselben ein Signal zu geben. Sie erkundigen sich bei allen Notaren nach einem Gute, das den von mir angegebenen Bedingungen entspricht; haben Sie ein solches in Erfahrung gebracht, so besichtigen Sie es, und wenn Sie damit zufrieden sind, kaufen Sie dasselbe in meinem Namen. Die Corvette ist auf dem Wege nach Fécamp, nicht wahr?"

„An demselben Abend, an welchem wir Marseille verließen, sah ich sie in See gehen."

„Und die Yacht?"

„Die Yacht hat Befehl, in Martigues zu bleiben."

„Gut! Sie correspondiren von Zeit zu Zeit mit den

zwei Patronen, welche die Schiffe befehligen, damit sie nicht einschlafen."

„Und das Dampfboot?"

„Das in Chalons ist?"

„Ja."

„Dieselben Befehle, wie für die Segelschiffe."

„Sehr wohl."

„So bald das Gut gekauft ist, muß ich Relais von zehn zu zehn Stunden auf der Straße nach dem Norden und auf der nach dem Süden haben."

„Euere Excellenz kann auf mich bauen."

Der Graf machte ein Zeichen der Zufriedenheit, stieg die Stufen hinab und sprang in seinen Wagen, der, von dem herrlichen Gespann im Trabe fortgezogen, erst vor dem Hotel des Banquier anhielt.

Danglars führte eben den Vorsitz bei einer für Eisenbahn-Angelegenheiten ernannten Commission, als man ihm den Besuch des Grafen von Monte Christo meldete. Die Sitzung war übrigens beinahe zu Ende.

Bei dem Namen des Grafen stand er auf und sprach, sich an seine Collegen wendend, von denen mehrere ehrenwerthe Mitglieder der einen oder der andern Kammer waren:

„Meine Herren, verzeihen Sie mir, wenn ich Sie verlasse, aber denken Sie sich, daß das Haus Thomson und French in Rom einen gewissen Grafen von Monte Christo an mich adressirt und ihm zugleich einen unbegränzten Credit bei mir eröffnet. Es ist der possierlichste Scherz, den sich je meine Correspondenten im Ausland gegen mich erlaubt haben. Sie werden begreifen, die Neugierde hat mich gepackt und hält mich noch fest; ich bin auch diesen Morgen bei dem angeblichen Grafen vorgefahren. Wäre er ein wirklicher Graf, so könnte er, wie Sie einsehen werden, nicht so reich sein. Der Herr war nicht sichtbar. Sind die Manieren, welche sich der Meister Monte Christo erlaubt, Ihrer Ansicht nach nicht die einer Hoheit oder einer hüb-

schen Frau? Das Haus auf den Champs-Elysées ist übrigens, wie ich erfahren habe, sein Eigenthum und gar nicht zu verachten. Doch ein unbegränzter Credit," fügte Danglars auf seine gemeine Weise lachend bei, „das muß die Ansprüche des Banquier, bei welchem ihm der Credit eröffnet wird, ungemein steigern. Es drängt mich daher, unsern Mann zu sehen. Ich halte mich für mystificirt. Aber sie wissen dort nicht, mit wem sie zu thun haben; wer zuletzt lacht, lacht am Besten."

Nach Vollendung dieser Worte, die er mit einer seine Nasenlöcher aufschwellenden Emphase sprach, verließ der Herr Baron seine Gäste und ging in einen weiß und goldenen Salon, welcher in der Chaussée-d'Antin großes Aufsehen machte.

Er hatte Befehl gegeben, den Grafen hier einzuführen, um ihn mit dem ersten Schlage zu blenden.

Monte Christo betrachtete ein paar Copien von Albano und Fattore, welche man bei dem Banquier für Originalien ausgegeben hatte; obgleich Copien, stachen sie doch gewaltig gegen die vielfarbigen, von Gold durchzogenen Chicorées*) ab, mit denen die Plafonds verziert waren.

Bei dem Geräusch, das Danglars bei seinem Eintritt machte, wandte sich der Graf um.

Danglars grüßte leicht mit dem Kopfe und bedeutete dem Grafen durch ein Zeichen, er möge sich in ein mit weißem, goldgesticktem Atlaß überzogenes Fauteuil von vergoldetem Holze setzen.

Der Graf setzte sich.

„Ich habe die Ehre mit Herrn von Monte Christo zu sprechen?"

„Und ich," erwiederte der Graf, „mit dem Herrn Baron von Danglars, Ritter der Ehrenlegion, Mitglied der Kammer der Abgeordneten?"

---

*) Eine Zimmerdecoration, zuerst unter Ludwig XV. Mode. D. Uebers.

Monte Christo wiederholte alle Titel, welche er auf der Karte des Barons gefunden hatte.

Danglars fühlte den Stich, biß sich in die Lippen und antwortete:

„Entschuldigen Sie mich, daß ich Ihnen nicht sogleich den Titel gegeben habe, unter welchem Sie sich ankündigten; aber Sie wissen, wir leben unter einer volksthümlichen Regierung, und ich bin ein Vertreter der Rechte des Volkes."

„So daß Sie, während Sie die Gewohnheit, sich Baron nennen zu lassen, beibehielten, die, Andere Graf zu nennen, verloren."

„Ah! ich halte auch für meine Person nichts darauf, mein Herr," entgegnete Danglars mit gleichgültigem Wesen: „sie haben mich wegen einiger Dienste, die ich geleistet, zum Baron ernannt und zum Ritter der Ehrenlegion gemacht; daher..."

„Doch Sie entsagten Ihren Titeln, wie es einst die Herren von Montmorency und von Lafayette thaten? Sie befolgten ein schönes Beispiel, mein Herr."

„Nicht ganz und gar; Sie begreifen, für die Bedienten . . ."

„Ja, ja, für Ihre Leute heißen Sie gnädiger Herr, für die Journalisten Herr und für Ihre Committenten Bürger. Das sind für eine constitutionelle Regierung höchst geeignete Nuancen, welche ich vollkommen begreife."

Danglars kniff sich abermals die Lippen; er sah, daß er auf diesem Gebiete nicht die Stärke von Monte Christo besaß und suchte auf ein anderes überzugehen, mit welchem er mehr vertraut war.

„Mein Herr Graf," sagte er sich verbeugend, „ich habe einen Avisbrief von dem Hause Thomson und French erhalten."

„Ich bin darüber entzückt, mein Herr Baron. Erlauben Sie mir, Sie zu behandeln, wie Sie Ihre Leute behandeln; es ist eine schlechte Gewohnheit, welche

man in den Ländern, wo es noch Baronen gibt, angenommen hat, gerade weil man keine mehr macht. Ich bin darüber entzückt, sage ich; ich werde nicht nöthig haben, mich selbst vorzustellen, was immer ein wenig peinlich ist. Sie hatten also bereits einen Avisbrief empfangen?"

„Ja, aber ich gestehe, daß ich den Sinn desselben nicht vollkommen begriff."

„Bah!"

„Ich wollte mir sogar die Ehre geben, Sie zu besuchen, um mir einige Erläuterungen von Ihnen zu erbitten."

„Thun Sie dies; ich höre und bin bereit, zu antworten."

„Dieser Brief, ich habe ihn, glaube ich, bei mir. (Er suchte in seiner Tasche.) Ja, hier ist er. Dieser Brief eröffnet dem Herrn Grafen einen unbegränzten Credit auf mein Haus."

„Nun, mein Herr Baron, was finden Sie hierin Dunkles?"

„Nichts, mein Herr, außer dem Worte unbegränzt."

„Wie, ist der Ausdruck nicht gut? Sie begreifen, der Brief ist von Engländern geschrieben."

„Ah! ganz gewiß, hinsichtlich der Syntaxe ist nichts dagegen einzuwenden, doch nicht ebenso verhält es sich mit dem Rechnungsgeschäft."

„Dünkt Ihnen das Haus Thomson und French nicht vollkommen sicher, mein Herr Baron?" sagte Monte Christo mit der naivsten Miene der Welt. „Teufel! das wäre mir ärgerlich, denn ich habe einige Fonds bei demselben angelegt."

„Vollkommen sicher," erwiederte Danglars mit einem beinahe spöttischen Lächeln; „aber der Sinn des Wortes unbegränzt ist bei finanziellen Dingen so unbestimmt..."

„Daß er unbegränzt ist, nicht wahr?"

„Das ist es gerade, was ich sagen wollte; das Unbestimmte aber ist der Zweifel, und im Zweifel enthalte Dich, spricht der Weise."

„Und dies bedeutet, daß wenn das Haus Thomson und French geneigt ist, Tollheiten zu machen, das Haus Danglars keine Lust hat, sein Beispiel zu befolgen."

„Wie so, Herr Graf?"

„Ja gewiß, die Herren Thomson und French machen Geschäfte ohne bestimmte Zahlen, aber Herr Danglars hat eine Grenze bei den seinigen; er ist ein weiser Mann, wie er so eben bemerkte."

„Mein Herr," sprach der Banquier stolz, „es hat noch Niemand mit meiner Kasse gerechnet."

„Dann werde ich anfangen, wie es scheint," erwiederte Monte Christo mit kaltem Tone.

„Wer sagt Ihnen das?"

„Die Erläuterungen, welche Sie von mir verlangen, denn sie haben große Aehnlichkeit mit Zögerungen."

Danglars biß sich in die Lippen; es war zum zweiten Male, daß er von diesem Manne geschlagen wurde, und zwar diesmal auf einem Gebiete, welches er das seinige nennen konnte. Seine spöttische Höflichkeit war nur geheuchelt und berührte jenes Extrem, welches der Unverschämtheit so nahe steht.

Monte Christo dagegen lächelte auf das Anmuthigste der Welt und besaß, wenn er wollte, ein gewisses naives Wesen, das ihm sehr zum Vortheile gereichte.

„Mein Herr," sprach Danglars nach kurzem Stillschweigen, „ich will es versuchen, mich dadurch verständlich zu machen, daß ich Sie bitte, selbst die Summe zu bestimmen, die Sie von mir zu erheben gedenken."

„Mein Herr," antwortete Monte Christo, entschlossen, keinen Zoll breit Land bei dieser Verhandlung zu verlieren, „wenn ich einen unbegränzten Credit auf Sie verlangt habe, so geschah dies, weil ich den Be-

trag der Summen, deren ich bedürfen würde, nicht wußte."

Der Banquier glaubte, der Augenblick sei gekommen, die Oberhand zu gewinnen, warf sich in sein Fauteuil zurück und sprach mit einem stolzen, plumpen Lächeln:

„Oh! mein Herr, fürchten Sie sich nicht, Ihren Wunsch auszudrücken, Sie werden sich überzeugen, daß die Kasse des Hauses Danglars, so beschränkt sie auch ist, doch den ausgedehntesten Forderungen zu entsprechen vermag, und sollten Sie auch eine Million verlangen..."

„Wie beliebt?"

„Ich sage eine Million," wiederholte Danglars mit dem Nachdruck der Gemeinheit.

„Und was soll ich mit einer Million thun?" entgegnete der Graf. „Guter Gott! wenn ich nur eine Million gebraucht hätte, . . . einer solchen Erbärmlichkeit wegen würde ich mir nicht haben einen Credit auf Sie eröffnen lassen! Eine Million habe ich stets in meiner Brieftasche oder in meinem Reisenécessaire."

Hiebei zog Monte Christo aus einem kleinen Carnet, worin seine Visitenkarten waren, zwei Bons au porteur auf den Staatsschatz, jedes von fünfmal hunderttausend Franken.

Einen Menschen wie Danglars mußte man todt schlagen und nicht ihm mit leichten Stichen zu Leibe gehen. Der Keulenschlag that seine Wirkung. Der Banquier wankte und hatte den Schwindel; er schaute Monte Christo mit zwei verdutzten Augen an, deren Stern sich furchtbar erweiterte.

„Gestehen Sie mir, daß Sie dem Hause Thomson und French mißtrauen?" sagte Monte Christo. „Mein Gott, das ist ganz einfach, ich habe einen solchen Fall vorhergesehen und, obgleich den Geschäften ziemlich fremd, meine Vorsichtsmaßregeln getroffen. Hier sind noch zwei Briefe, dem ähnlich, welchen Sie erhalten haben; der eine ist von dem Hause Arnstein und Eskeles in Wien

auf den Herrn Baron von Rothschild, der andere von dem Hause Baring in London auf Herrn Laffitte. Sagen Sie ein Wort, und ich überhebe Sie jeder Unruhe, indem ich mich an das eine oder das andere von diesen zwei Häusern wende."

Hiemit war es geschehen; Danglas war besiegt; er öffnete mit sichtbarem Zittern die beiden Briefe von Wien und London, die ihm der Graf mit den Fingerspitzen darreichte, und untersuchte die Aechtheit der Unterschriften mit einer ängstlichen Aufmerksamkeit, welche für Monte Christo beleidigend gewesen wäre, wenn er sie nicht der Verwirrung des Banquier zu gut gehalten hätte.

„Oh! mein Herr, diese drei Unterschriften sind Millionen werth," sprach Danglars, indem er sich erhob, als wollte er in dem Manne, welcher vor ihm stand, die personificirte Macht des Geldes begrüßen. „Drei unbegränzte Credite auf unsere drei Häuser! Verzeihen Sie, Herr Graf, aber wenn man auch mißtrauisch zu sein aufhört, so kann man doch noch erstaunt bleiben."

„Oh! ein Haus wie das Ihrige dürfte wohl nicht staunen," erwiederte Monte Christo mit aller ihm zu Gebot stehenden Höflichkeit. „Sie können mir also einiges Geld schicken?"

„Sprechen Sie, mein Herr Graf, ich bin zu Ihren Befehlen."

„Nun, da wir uns verstehen, . . nicht wahr, wir verstehen uns?"

Danglars machte ein bejahendes Zeichen mit dem Kopfe.

„Und Sie haben kein Mißtrauen mehr?" fuhr Monte Christo fort.

„Oh! mein Herr Graf," rief der Banquier, „ich hatte nie eines."

„Nein, Sie wollten nur einen Beweis haben. Nun also, da wir uns verstehen, nun, da Sie kein Miß-

trauen mehr hegen, wollen wir eine allgemeine Summe für das erste Jahr feststellen, sechs Millionen etwa."

„Sechs Millionen, es sei!" versetzte der Banquier ganz betäubt.

„Brauche ich mehr," fuhr Monte Christo mit gleichgültigem Wesen fort, „so setzen wir mehr. Doch ich gedenke nur ein Jahr in Frankreich zu bleiben, und während dieses Jahrs überschreite ich diese Summe wohl nicht... übrigens werden wir sehen ... Schicken Sie mir morgen zum Anfang fünfmal hundert tausend Franken, ich werde bis zur Mittagsstunde zu Hause sein; und wäre dies auch nicht der Fall, so fände sich ein Empfangsschein bei meinem Intendanten."

„Das Geld wird morgen Vormittag um zehn Uhr bei Ihnen sein, mein Herr Graf," erwiederte Danglars. „Wollen Sie Gold, Bankbillets oder Silber?"

„Ich bitte, zur Hälfte Gold, zur Hälfte Bankbillets."

Der Graf stand auf.

„Ich muß Ihnen gestehen, Herr Graf," sagte Danglars, „ich glaubte genaue Kenntnisse von allen schönen Vermögen in Europa zu haben, und dennoch war mir das Ihrige, welches beträchtlich zu sein scheint, völlig unbekannt; es ist neu?"

„Nein, mein Herr, es ist im Gegentheil von sehr altem Datum; dieses Vermögen war eine Art von Familienschatz, den man nicht berühren durfte; die Anhäufung der Interessen desselben hat das Kapital verdreifacht; die von dem Erblasser festgestellte Epoche ist erst vor ein paar Jahren abgelaufen, und erst seit diesen paar Jahren; bin ich im Genuß; somit ist ihre Unwissenheit in diesem Punkte ganz natürlich; übrigens werden Sie den Stand der Dinge in einiger Zeit genauer kennen lernen."

Der Graf begleitete diese Worte mit jenem bleichen Lächeln, das Franz d'Epinay so bange machte.

„Mit Ihrem Geschmack und Ihrer Gesinnung, mein

Herr Graf,“ fuhr Danglars fort, „werden Sie in der Hauptstadt einen Luxus entwickeln, der uns arme kleine Millionäre insgesammt in den Staub treten muß; da Sie jedoch ein Liebhaber der Kunst zu sein scheinen, denn bei meinem Eintritte betrachteten Sie meine Gemälde, so bitte ich Sie um Erlaubniß, Ihnen meine Gallerie zeigen zu dürfen; lauter alte Gemälde, lauter Bilder von Meistern, wofür man mir garantirt hat; ich liebe die Neueren nicht.“

„Sie haben Recht, mein Herr, denn sie leiden gewöhnlich an einem Fehler, an dem, daß sie noch nicht Zeit gehabt haben, alt zu werden.“

„Kann ich Ihnen einige Statuen von Thorwaldsen, von Bartolini, von Canova, lauter fremden Meistern, zeigen? Sie sehen, ich lege keinen Werth auf die französischen Künstler.

„Sie haben das Recht, ungerecht gegen sie zu sein, mein Herr, denn es sind Ihre Landsleute.“

„Doch alles Dies später, wenn wir nähere Bekanntschaft gemacht haben; für heute beschränke ich mich darauf, Sie, wenn Sie mir erlauben wollen, der Frau Baronin von Danglars vorzustellen; entschuldigen Sie meinen Eifer, Herr Graf, doch ein Kunde, wie Sie, gehört beinahe zur Familie.“

Monte Christo verbeugte sich und zeigte dadurch, er nähme die Ehre an, die ihm der Finanzmann zu erweisen die Güte haben wollte.

Danglars läutete; es erschien ein Lackei in auffallender Livrée.

„Ist die Frau Baronin zu Hause?“ fragte Danglars.

„Ja, Herr Baron,“ antwortete der Lackei.

„Allein?“

„Nein, die Frau Baronin hat Gesellschaft.“

„Nicht wahr, es ist nicht unbescheiden, wenn ich Sie in Gegenwart von Andern vorstelle? Sie beobachten kein Incognito, Herr Graf?“

„Nein, mein Herr Baron," erwiederte Monte Christo lächelnd, „ich maße mir dieses Recht nicht an."

„Und wer ist bei der Frau Baronin? Herr Debray?" fragte Danglars mit einer Gutmüthigkeit, welche Monte Christo, der bereits über die durchsichtigen Geheimnisse im Hause des Financier belehrt war, innerlich lächeln machte.

„Ja, Herr Baron, Herr Debray," antwortete der Lackei.

Danglars machte ein Zeichen mit dem Kopfe. Dann sich gegen Monte Christo wendend, sagte er:

„Herr Lucien Debray, ein alter Freund von uns, ist geheimer Secretaire beim Minister des Innern. In Betreff meiner Frau muß ich Ihnen bemerken, daß sie sich durch die Heirath mit mir unter ihren Stand erniedigt hat, denn sie gehört einer alten Familie an; sie ist ein Fräulein von Servières, Witwe in erster Ehe von dem Herrn Obersten Marquis von Nargonne."

„Ich habe nicht die Ehre, die Frau Baronin von Danglars zu kennen; aber Herrn Lucien Debray traf ich unmittelbar nach meiner Ankunft."

„Bah! wo denn?"

„Bei Herrn von Morcerf."

„Ah! Sie kennen den kleinen Vicomte."

„Wir waren miteinander zur Zeit des Carnevals in Rom."

„Ah! ja; habe ich nicht von etwas wie von einem sonderbaren Abenteuer mit Banditen, mit Räubern in Ruinen sprechen hören, deren Händen er auf eine wunderbare Weise entrissen wurde? Ich glaube, er hat meiner Frau und meiner Tochter bei seiner Rückkehr aus Italien dergleichen erzählt."

„Die Frau Baronin erwartet die Herren," meldete der Lackei zurückkehrend.

„Ich gehe voraus, um Ihnen den Weg zu zeigen," sprach Danglars mit einer Verbeugung.

„Und ich folge Ihnen," versetzte Monte Christo.

Siebentes Kapitel.

Das Apfelschimmel-Gespann.

Gefolgt von dem Grafen, durchschritt der Baron eine Reihe durch ihre schwerfällige Pracht und den darin herrschenden übermäßig schlechten Geschmack merkwürdiger Zimmer und gelangte in das Boudoir von Madame Danglars, ein kleines achteckiges Zimmer, mit rosa Atlas austapezirt, den man mit indischer Mousseline überzogen hatte; die Fauteuils waren von altem vergoldetem Holz mit alten Stoffen; über den Thüren waren Gemälde; Schäferscenen in der Weise von Boucher darstellend, angebracht; zwei mit der übrigen Ausstattung im Einklang stehende hübsche Pastellen in Medaillon machten endlich aus diesem Zimmer das einzige des ganzen Hotel, das einigen Charakter hatte; dasselbe war allerdings dem zwischen Herrn Danglars und seinem Baumeister, einer der erhabensten Berühmtheiten des Kaiserreichs, besprochenen und festgestellten allgemeinen Plan entgangen, und die Baronin hatte sich mit Lucien Debray allein die Ausschmückung vorbehalten. Herr Danglars, ein großer Bewunderer des Antiken, nach den Begriffen und Ansichten zur Zeit des Directorium, verachtete auch diesen zierlichen kleinen Winkel, wo er in der Regel nur eingelassen wurde, wenn er seine Gegenwart durch die Einführung eines Dritten zu entschuldigen wußte; in der Wirklichkeit war es also nicht Danglars, welcher vorstellte, sondern er wurde im Gegentheil vorgestellt und gut oder schlecht empfangen, je nachdem das Gesicht des Besuches der Baronin angenehm oder unangenehm war.

Madame Danglars, deren Schönheit trotz ihrer sechs und dreißig Jahre genannt werden konnte, saß an

ihrem Klavier, einem Meisterwerke von eingelegter Arbeit, während Lucien, an einem Tische sitzend, ein Album durchblätterte.

Lucien hatte schon vor der Erscheinung des Grafen Zeit gehabt, der Baronin allerlei Dinge in Beziehung auf seine Person zu erzählen. Man weiß, welchen Eindruck Monte Christo während des Frühstücks bei Albert auf dessen Gäste hervorbrachte; dieser Eindruck, so wenig empfänglich im Ganzen Debray war, hatte sich bei ihm noch nicht verwischt und die Mittheilungen, die er der Baronin über den Grafen machte, waren ganz davon erfüllt. Durch die früheren Erzählungen von Morcerf und durch neue von Debray beigefügte Einzelnheiten erregt, hatte die Neugierde von Madame Danglars den höchsten Grad erreicht. Die Anordnung mit dem Piano und dem Album war auch nur eine List, wie man sie häufig in der Welt anwendet, um die größte Unruhe zu verbergen. Die Baronin empfing Herrn Danglars mit einem Lächeln, wie es ihm gewöhnlich nicht zu Theil wurde. Der Graf erhielt im Austausch für seinen Gruß eine ceremoniöse, aber zugleich freundliche Verneigung.

Lucien wechselte mit dem Grafen einen Gruß der Halbbekanntschaft und mit Danglars eine Geberde der Vertraulichkeit.

„Frau Baronin," sprach Danglars, „erlauben Sie mir, Ihnen den Herrn Grafen von Monte Christo vorzustellen, der von meinen Correspondenten in Rom mit den dringendsten Empfehlungen an mich adressirt ist; ich habe nur ein Wort zu sagen, das ihn im Augenblick zum Liebling von allen unseren schönen Damen machen wird: er kommt nach Paris, um ein Jahr hier zu bleiben und während dieses Jahrs sechs Millionen auszugeben; dies verspricht eine Reihe von Bällen, Mittagsmahlen und Mitternachtsschmäusen, wobei der Herr Graf, wie ich hoffe, uns eben so wenig vergessen wird, als wir ihn bei unseren kleinen Festen vergessen werden."

Obgleich die Vorstellung ziemlich plump lobrednerisch war, so ist doch ein Mensch, der nach Paris kommt, um in einem Jahre das Vermögen eines Fürsten zu verbrauchen, etwas so Seltenes, daß Madame Danglars auf Monte Christo einen Blick warf, dem es nicht an einer gewissen Theilnahme gebrach.

„Wann sind Sie angelangt, mein Herr?“ fragte die Baronin.

„Gestern früh.“

„Und Sie kommen Ihrer Gewohnheit gemäß, wie man mir gesagt hat, vom Ende der Welt?“

„Diesmal nur ganz einfach von Cadix.“

„Oh! Sie erscheinen in einer abscheulichen Jahreszeit; Paris ist im Sommer fürchterlich; es gibt keine Bälle, keine Gesellschaften, keine Feste. Die italienische Oper ist in London, die französische Oper überall, mit Ausnahme von Paris; und was das Théâtre-Français betrifft, so wissen Sie, daß es nirgends mehr ist. Somit bleiben uns als einzige Zerstreuung nur noch ein paar unglückliche Wettrennen auf dem Cham-de-Mars und in Satory. Werden Sie rennen lassen, Herr Graf?“

„Ich, Madame,“ erwiederte Monte Christo; „ich werde Alles thun, was man in Paris thut, wenn ich das Glück habe, Jemand zu finden, der mich auf eine entsprechende Weise über die französischen Gebräuche und Gewohnheiten belehrt.“

„Sie sind Liebhaber von Pferden, Herr Graf?“

„Ich habe einen Theil meines Lebens im Orient zugebracht, Madame, und die Orientalen schätzen, wie Sie wissen, nur zwei Dinge in der Welt, den Adel der Pferde und die Schönheit der Frauen.“

„Ah! Herr Graf,“ entgegnete die Baronin, „Sie hätten die Artigkeit haben sollen, die Frauen voranzusetzen.“

„Sie sehen, Madame, daß ich Recht hatte, wenn ich mir so eben einen Führer wünschte, der mir in den französischen Sitten Anleitung zu geben vermöchte.“

In diesem Augenblick trat die Lieblingskammerfrau der Baronin Danglars ein, näherte sich ihrer Gebieterin und flüsterte ihr ein paar Worte in das Ohr.

Madame Danglars entgegnete erbleichend:

„Es ist unmöglich!"

„Nein, es ist die strengste Wahrheit," sprach die Kammerfrau.

Madame Danglars fragte, sich an ihren Gatten wendend:

„Ist es wahr, mein Herr?"

„Was, Madame?" erwiederte er sichtbar beunruhigt.

„Was mir diese sagt!"

„Und was sagt sie Ihnen?"

„Sie sagt mir, mein Kutscher habe, als er anspannen wollte, meine Pferde nicht mehr im Stalle gefunden; ich frage Sie, was soll das bedeuten?"

„Madame, hören Sie mich."

„Oh! ich höre Sie, denn ich bin neugierig, zu erfahren, was Sie mir sagen werden; ich mache diese Herren zu Richtern zwischen uns und will damit beginnen, daß ich ihnen mittheile, wie sich die Sache verhält. Meine Herren," fuhr die Baronin fort, „der Herr Baron von Danglars hat zehn Pferde im Stall; unter diesen zehn Pferden gehören zwei mir, reizende Thiere, die schönsten Pferde von Paris; Sie kennen Sie, Herr Debray, meine Apfelschimmel. Nun, in dem Augenblick, wo Frau von Villefort meinen Wagen von mir entlehnt, wo ich ihr denselben für morgen zu einer Spazierfahrt zusage, finden sich meine zwei Pferde nicht mehr. Herr Danglars wird ein paar tausend Franken darauf zu gewinnen gewußt und sie verkauft haben. Oh! mein Gott, es ist eine gemeine Race, die Race der Speculanten!"

„Madame," erwiederte Danglars, „die Pferde waren zu lebhaft und kaum vier Jahre alt, sie machten mir grausam bange für Sie."

„Ei! mein Herr, Sie wissen wohl, daß seit einem

Monat der beste Kutscher von Paris in meinem Dienste ist, wenn Sie ihn nicht etwa mit den Pferden verkauft haben."

„Liebe Freundin, ich werde ähnliche, sogar schönere für Sie finden, wenn es gibt, aber sanfte, ruhige Pferde, die mir keine solche Angst einflößen."

Die Baronin zuckte die Achseln mit der Miene tiefer Verachtung.

Danglars schien diese mehr als eheliche Geberde nicht zu bemerken, und sprach, sich an Monte Christo wendend:

„In der That, ich bedaure, Sie nicht früher gekannt zu haben, mein Herr Graf; Sie richten Ihr Haus ein?"

„Ja wohl."

„Ich hätte Ihnen diese Thiere angetragen; denken Sie sich, daß ich sie um ein Nichts weggegeben habe: aber wie gesagt, ich wollte mich derselben entäußern, denn es sind Pferde für einen jungen Menschen."

„Mein Herr," sprach der Graf, „ich danke Ihnen, ich habe diesen Morgen ziemlich gute und nicht zu theuer gekauft. Doch sehen Sie, Herr Debray, Sie sind, glaube ich, Liebhaber?"

Während sich Debray dem Fenster näherte, näherte sich Danglars seiner Frau und sagte ganz leise zu ihr:

„Stellen Sie sich vor, daß man zu mir gekommen ist und mir einen ungeheuren Preis für diese Pferde geboten hat. Ich weiß nicht, welcher Narr, der sich mit Gewalt zu Grunde richten will, diesen Morgen seinen Intendanten zu mir schickte; nur so viel ist gewiß, daß ich sechzehntausend Franken bei dem Handel gewinne. Schmollen Sie nicht, und ich gebe Ihnen viertausend davon und Eugenie ebenfalls viertausend."

Madame Danglars ließ einen niederschmetternden Blick auf ihren Gatten fallen.

„O mein Gott!" rief Debray.

„Was denn?" fragte die Baronin.

„Wenn ich mich nicht täusche, sind Ihre Pferde, Ihre eigenen Pferde an den Wagen des Grafen gespannt."

„Meine Apfelschimmel!" rief Madame Danglars und eilte an das Fenster.

„In der That, sie sind es," sprach die Baronin.

Danglars war ganz verblüfft.

„Ist es möglich?" rief Monte Christo, den Erstaunten spielend.

„Es ist unglaublich," murmelte der Banquier.

Die Baronin sagte Debray ein paar Worte in das Ohr, und dieser näherte sich Monte Christo.

„Die Baronin läßt Sie fragen, um welchen Preis ihr Gatte sein Gespann an Sie verkauft hat?"

„Ich weiß es nicht genau, es ist eine Ueberraschung, die mir mein Intendant, ich glaube, um dreißig tausend Franken bereitete."

Debray überbrachte die Antwort der Baronin.

Danglars war so bleich und so aus der Fassung gebracht, daß sich Monte Christo das Ansehen gab, als bekäme er Mitleid mit ihm.

„Sehen Sie, wie undankbar die Frauen sind," sprach er zu ihm; „diese Zuvorkommenheit von Ihrer Seite hat die Baronin nicht einen Augenblick gerührt; undankbar ist nicht das richtige Wort, ich wollte sagen, kalt. Doch, was wollen Sie, man liebt beständig das, was schadet; glauben Sie mir, Baron, es ist stets das Kürzeste, sie nach ihrem Kopfe handeln zu lassen; wenn sie sich denselben brechen, so haben sie wenigstens nur sich selbst die Schuld beizumessen."

Danglars erwiederte nichts, er sah in einer nahen Zukunft eine unheilvolle Scene voraus; bereits war die Stirne der Frau Baronin gefaltet und weissagte einen Sturm, wie den des olympischen Jupiters; Debray fühlte diesen Sturm herannahen, schützte ein Geschäft vor und entfernte sich. Monte Christo, der die Lage der Dinge nicht durch ein längeres Verweilen wieder

verderben wollte, verbeugte sich vor Madame Danglars, ging ebenfalls weg und überließ den Baron dem Grimme seiner Gemahlin.

„Gut!" dachte Monte Christo, während er sich zurückzog; „ich bin dahin gelangt, wohin ich kommen wollte; ich halte den Frieden dieser Ehe in meinen Händen und kann mit einem Schlage das Herz des Herrn und das der Frau gewinnen; welches Glück! Aber," fügte er bei, „nun bin ich Fräulein Eugenie Danglars nicht vorgestellt worden, während ich sie doch so gern hätte kennen lernen. Doch wir sind in Paris," fügte er mit dem ihm eigenthümlichen Lächeln bei, „und wir haben Zeit vor uns. Es wird später geschehen!"

Nach dieser Betrachtung stieg der Graf in seinen Wagen und kehrte nach Hause zurück.

Zwei Stunden später erhielt Madame Danglars einen bezaubernden Brief vom Grafen von Monte Christo, worin er ihr schrieb, da er seine Debuts in der Pariser Welt nicht damit anfangen wolle, daß er eine hübsche Frau in Verzweiflung bringe, so bitte er sie, ihre Pferde zurückzunehmen. Sie hatten dieselben Geschirre, welche sie am Morgen an ihnen gesehen, nur hatte der Graf in den Mittelpunkt jeder Rosette, die sie über dem Ohre trugen, einen Diamant nähen lassen.

Danglars empfing auch einen Brief. Der Graf bat ihn um Erlaubniß, bei der Baronin dieser Millionärlaunen entsprechen zu dürfen, und schrieb ihm zugleich, er möge die orientalische Manier entschuldigen, mit der die Zurücksendung der Pferde stattfinde. Im Verlauf des Abends begab sich Monte Christo von Ali begleitet nach Auteuil.

Durch einen Schlag auf das Glöckchen gerufen, trat Ali am andern Morgen in das Cabinet des Grafen.

„Ali," sprach Monte Christo, „Du hast oft Deiner Geschicklichkeit im Werfen des Lasso erwähnt?"

Ali machte ein bejahendes Zeichen und richtete sich stolz hoch auf.

„Gut! . . Du könntest also mit dem Lasso einen Ochsen aufhalten?"

Ali machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen.

„Einen Tiger?"

Dasselbe Zeichen.

„Einen Löwen?"

Ali machte die Geberde eines Menschen, der den Lasso schleudert und ahmte ein zusammengepreßtes Gebrülle nach.

„Ich begreife," sagte der Graf, „Du hast den Löwen gejagt?"

Ali machte ein hochmüthiges Zeichen mit dem Kopfe.

„Würdest Du zwei tollgewordene Pferde in ihrem Laufe aufhalten?"

Ali lächelte.

„Wohl, so höre," sprach Monte Christo; „sogleich wird ein Wagen, fortgerissen von zwei Apfelschimmeln, denselben, welchen ich gestern hatte, hier vorüberkommen. Du mußt diesen Wagen vor meiner Thüre anhalten, und sollten die Rosse dabei zu Grunde gehen."

Ali ging auf die Straße hinab und zog vor der Thüre eine Linie auf dem Pflaster; dann kehrte er zurück und zeigte die Linie dem Grafen, welcher ihm mit den Augen gefolgt war.

Der Graf schlug ihm sanft auf die Schulter, . . dies war seine Weise, Ali zu danken; dann ging der Nubier abermals hinab und rauchte seinen Schibuk auf einem Weichsteine, der die Ecke des Hauses und der Straße bildete, während Monte Christo sich mit anderen Dingen beschäftigte.

Gegen fünf Uhr jedoch, zur Stunde, wo der Graf den Wagen erwartete, hätte man beinahe unmerkliche Zeichen einer leichten Ungeduld an ihm wahrnehmen können; er ging in einem Zimmer umher, das die Aussicht nach der Straße hatte, horchte in Zwischenräumen,

und näherte sich von Zeit zu Zeit dem Fenster, aus dem er Ali Rauchwolken mit einer Regelmäßigkeit ausstoßen sah, welche andeutete, daß sich der Nubier ganz und gar dieser wichtigen Beschäftigung hingab.

Plötzlich hörte man ein entferntes Rollen, das sich jedoch mit der Geschwindigkeit des Blitzes näherte, dann erschien eine Caleche, deren Kutscher vergebens die Pferde zurückzuhalten suchte, welche wüthend, mit gesträubten Mähnen, in wahnsinnigen Sprüngen fortstürzten.

Eine junge Frau und ein Kind von sieben bis acht Jahren, welche sich im Wagen eng umschlossen hielten, hatten durch das Uebermaß des Schreckens sogar die Kraft, einen Schrei auszustoßen, verloren; ein Stein unter ein Rad oder ein Anstreifen an einem Baume hätten genügt, um den krachenden Wagen zu zerschmettern. Der Wagen hielt die Mitte des Pflasters, und man hörte auf der Straße die Schreckensrufe derjenigen, welche ihn kommen sahen.

Plötzlich legt Ali seinen Schibuk weg, zieht den Lasso aus der Tasche, schleudert ihn, umwickelt dreimal die Vorderbeine des linken Pferdes, und läßt sich ein paar Schritte durch die Heftigkeit der Bewegung fortreißen, aber nach diesen paar Schritten stürzt das gefesselte Pferd auf die Deichsel nieder, die es zerbricht, und lähmt die Anstrengungen des aufrecht gebliebenen Pferdes, das mit aller Gewalt seinen Lauf fortzusetzen trachtet; der Kutscher benützt diese Frist, um von seinem Sitze herabzuspringen; doch bereits hat Ali das zweite Pferd mit seiner eisernen Faust an den Nüstern gefaßt, und vor Schmerz wiehernd, streckt sich das Thier neben seinem Gefährten aus.

Zu allem Dem bedurfte es nicht mehr Zeit, als die Kugel braucht, um ihr Ziel zu erreichen.

Es genügte jedoch, daß ein Mann aus dem Hause, vor welchem der Unfall sich ereignet hatte, gefolgt von mehren Dienern, herbeieilen konnte: in dem Augenblick,

wo der Kutscher den Schlag öffnet, hebt er aus dem Wagen die Dame, welche sich mit einer Hand an ein Kissen anklammert, während sie mit der andern ihren ohnmächtigen Sohn an ihre Brust drückt. Monte Christo trug Beide in den Salon und sprach, während er sie auf ein Canapé niederlegte:

„Haben Sie nicht bange, Madame, Sie sind gerettet."

Die Frau kam zu sich und bezeichnete ihren Sohn mit einem Blicke, beredter als alle Bitten.

Das Kind war in der That immer noch ohnmächtig.

„Ja, Madame, ich begreife," sagte der Graf, das Kind aufmerksam betrachtend; „doch seien Sie unbesorgt, es ist ihm kein Unglück widerfahren, nur die Angst allein hat diesen Kleinen in diesen Zustand versetzt."

„Oh, mein Herr," rief die Mutter, „sagen Sie mir das nicht, nur um mich zu beruhigen? Sehen Sie, wie bleich er ist! Mein Sohn! mein Kind! mein Eduard! antworte doch Deiner Mutter! Ah! mein Herr, lassen Sie einen Arzt rufen; mein Vermögen demjenigen, welcher mir meinen Sohn zurückgibt!"

Monte Christo machte mit der Hand eine Geberde, um die in Thränen zerfließende Mutter zu beruhigen, öffnete ein Kästchen, nahm daraus einen mit Gold incrustirten Flacon von böhmischem Kristall, welcher einen blutrothen Saft enthielt, und ließ einen einzigen Tropfen auf die Lippen des Kindes fallen.

Obgleich immer noch bleich, schlug das Kind doch sogleich die Augen auf.

Bei diesem Anblick ward die Mutter beinahe wahnsinnig vor Freude.

„Wo bin ich?" rief sie, „und wem verdanke ich so viel Glück nach einer so grausamen Prüfung?"

„Madame," antwortete Monte Christo, „Sie sind bei einem Manne, der sich äußerst glücklich fühlt, daß er Ihnen einen Kummer zu ersparen im Stande gewesen ist."

„Oh! fluchwürdige Neugierde," versetzte die Dame; „ganz Paris sprach von den schönen Pferden von Madame Danglars, und ich hatte den tollen Gedanken, sie versuchen zu wollen."

„Wie!" rief der Graf mit vortrefflich gespielter Verwunderung, „es sind die Pferde der Baronin?"

„Ja, mein Herr, Sie kennen sie?"

„Madame Danglars? . . . ich habe die Ehre, und es gewährt mir doppelte Freude, daß ich Sie der Gefahr entrissen habe, der Sie durch diese Pferde preisgegeben waren; denn Sie hätten diese Gefahr mir zuschreiben können; ich hatte die Pferde gestern dem Baron abgekauft, die Baronin schien dies jedoch so sehr zu bedauern, daß ich dieselben mit der Bitte, sie von meiner Hand anzunehmen, zurückschickte."

„Sie sind also der Graf von Monte Christo, von welchem Herminie gestern so viel mit mir sprach?"

„Ja, Madame."

„Und ich, mein Herr, bin Madame Heloise von Villefort."

Der Graf verbeugte sich wie ein Mensch, vor dem man einen Namen zum ersten Male ausspricht.

„Oh! wie dankbar wird Herr von Villefort sein!" fuhr Heloise fort, „denn Sie haben ihm seine Frau und sein Kind zurückgegeben; ohne Ihren edelmüthigen Diener wäre ich sicherlich mit diesem Kinde getödtet worden."

„Ach! Madame, ich zittere noch, wenn ich an die Gefahr denke, die Sie gelaufen sind."

„Oh! ich hoffe, Sie werden mir erlauben, den aufopfernden Dienst dieses Menschen würdig zu belohnen."

„Madame," erwiederte Monte Christo, „ich bitte Sie, verderben Sie mir Ali weder durch Lobeserhebungen, noch durch Belohnungen; er soll keine solche Gewohnheiten annehmen. Ali ist mein Sklave: dadurch,

daß er Ihnen das Leben gerettet hat, dient er mir, und mir zu dienen, ist seine Pflicht."

„Aber er hat sein Leben gewagt," sprach Frau von Villefort, auf welche dieser Gebietenton einen seltsamen Eindruck machte.

„Ich habe ihm dieses Leben gerettet," entgegnete Monte Christo, „folglich gehört es mir."

Frau von Villefort schwieg: vielleicht dachte sie über diesen Mann nach, der vom ersten Anfang an eine so tiefe Wirkung auf die Geister hervorbrachte.

Während dieses kurzen Stillschweigens konnte der Graf nach Gefallen das Kind betrachten, das seine Mutter mit ihren Küssen bedeckte. Es war klein, schwächlich, hatte eine weiße Haut, wie die rothen Kinder, und dennoch bedeckte ein Wald von schwarzen, gegen jede Anstrengung des Kammes widerspänstigen Haaren seine gewölbte Stirne und verdoppelte, an beiden Seiten des Gesichtes auf die Schultern herabfallend, die Lebhaftigkeit seiner Augen, in denen ein hoher Grad von Duckmäuserei und jugendlicher Bosheit nicht zu verkennen war; sein nun wieder roth gewordener Mund war fein den Lippen nach, aber weit hinsichtlich der Oeffnung; die Züge des kaum acht Jahre alten Kindes deuteten bereits mehr als zwölf an. Es war sein Erstes, daß es sich mittelst einer ungestümen Bewegung aus den Armen seiner Mutter losmachte und das Kästchen öffnete, woraus der Graf das Elixirfläschchen genommen hatte; dann begann der Knabe, ohne Jemand um Erlaubniß zu fragen, und wie ein Kind, das allen seinen Launen zu fröhnen gewöhnt ist, die Stöpsel aus den Phiolen zu ziehen.

„Berühren Sie das nicht, mein Freund," sprach der Graf, „einige von diesen Flüssigkeiten sind gefährlich, nicht nur wenn man sie trinkt, sondern schon wenn man den Geruch derselben einathmet."

Frau von Villefort erbleichte, hielt den Arm ihres Sohnes zurück und zog ihn an sich; sobald jedoch ihre

Furcht beschwichtigt war, warf sie auf das Kästchen einen kurzen, aber ausdrucksvollen Blick, den der Graf erhaschte.

In dieser Sekunde trat Ali ein.

Frau von Villefort machte eine Bewegung der Freude und sprach, ihren Sohn noch näher an sich ziehend:

„Eduard, siehst Du diesen guten Diener? Er hat sich sehr muthig benommen, denn er setzte sein Leben ein, um die Pferde, die uns fortrissen, und den Wagen anzuhalten, welcher der Zertrümmerung nahe war. Danke ihm, denn ohne ihn wären wir zu dieser Stunde wohl Beide todt."

Das Kind streckte seine Lippen vor, wandte verächtlich den Kopf ab und rief:

„Er ist zu häßlich!"

Der Graf lächelte, als hätte das Kind eine von seinen Hoffnungen erfüllt; Frau von Villefort aber schalt ihren Sohn mit einer Mäßigung, welche gewiß nicht nach dem Geschmacke von Jean-Jacques Rousseau gewesen wäre, wenn der kleine Eduard Emile geheißen hätte.

„Siehst Du," sprach der Graf arabisch zu Ali, „diese Dame bittet ihren Sohn, Dir dafür zu danken, daß Du ihnen Beiden das Leben gerettet hast, und das Kind erwiedert, Du seist zu häßlich."

Ali wandte einen Augenblick seinen gescheiten Kopf nach dem Kinde und betrachtete es ohne einen scheinbaren Ausdruck, aber aus einem einfachen Beben seiner Nasenlöcher ersah Monte Christo, daß der Araber im Herzen verwundet war.

„Mein Herr," fragte Frau von Villefort, während sie aufstand, um sich zu entfernen, „wohnen Sie gewöhnlich in diesem Hause?"

„Nein, Madame, es ist eine Art vor Absteigequartier, das ich mir gekauft habe: ich wohne in der Avenue des Champs-Elysées Nro. 30. Doch ich sehe, Sie

haben sich wieder völlig erholt und wollen zurückkehren. Es ist Befehl gegeben, Ihre Pferde an meinen Wagen zu spannen, und Ali, der häßliche Bursche," sagte er, dem Kinde zulächelnd, „wird die Ehre haben, Sie nach Hause zu führen, während Ihr Kutscher hier bleibt, um die Caleche wieder in Stand setzen zu lassen. Sobald diese unerläßliche Arbeit vollendet ist, bringt eines von meinen Gespannen den Wagen unmittelbar zu Madame Danglars zurück."

„Aber mit denselben Pferden zu fahren, werde ich nie wagen," entgegnete Frau von Villefort.

„Oh! Sie sollen sehen, Madame," sprach Monte Christo, „unter der Hand von Ali werden sie sanft wie die Lämmer."

Ali näherte sich in der That den Pferden, die man nur mit Mühe auf die Beine gebracht hatte. Er hielt in der Hand einen kleinen mit aromatischem Essig getränkten Schwamm, rieb damit die mit Schaum und Schweiß bedeckten Nüstern und Schläfe, und beinahe in demselben Augenblick fingen sie an heftig zu schnauben, und ihr ganzer Leib zitterte ein paar Sekunden lang.

Dann ließ Ali mitten unter einem Volkshaufen, den die Trümmer des Wagens und der Lärmen von dem Vorfall vor das Haus gezogen hatte, die Pferde an das Coupé des Grafen spannen, faßte die Zügel, stieg auf den Bock, und war, zum großen Erstaunen der Anwesenden, welche diese wie vom Sturmwind fortgerissenen Pferde gesehen hatten, genöthigt, sich kräftig der Peitsche zu bedienen, um sie von der Stelle zu bringen, und dabei konnte er von diesen berühmten, nun aber verdumpften, todten Apfelschimmeln nicht mehr erlangen, als einen so unsichern, so matten Trab, daß Frau von Villefort beinahe zwei Stunden brauchte, um den Faubourg Saint-Honoré zu erreichen, wo sie wohnte.

Kaum war sie zu Hause und die ersten Familien-

aufregung vorüber, so schrieb sie folgendes Billet an Madame Danglars:

„Liebe Herminie,"

„Ich bin auf eine wunderbare Weise mit meinem Sohne durch denselben Grafen von Monte Christo gerettet worden, von dem wir uns gestern Abend unterhielten und den ich heute zu sehen entfernt nicht vermuthete. Sie sprachen gestern von ihm mit einer Begeisterung, welche mit aller Gewalt meines armen kleinen Witzes zu verspotten ich mich nicht enthalten konnte. Heute aber finde ich, daß diese Begeisterung unter dem Manne steht, der sie eingeflößt hat. Beim Ranelagh wurden Ihre Pferde wie wüthend und rissen den Wagen mit so unwiderstehlicher Gewalt fort, daß mein armer Eduard und ich ohne Zweifel an dem ersten Baume der Landstraße oder an dem ersten Weichsteine des Dorfes die Hirnschale zerschmettert hätten, als ein Araber, ein Neger, ein Nubier, kurz ein schwarzer Mensch im Dienste des Grafen, ich glaube auf ein Zeichen des letztern, die Pferde im Laufe aufhielt, auf die Gefahr, selbst in Stücke zerrissen zu werden, — und es ist ein Wunder, daß dies nicht wirklich der Fall war. Da eilte der Graf herbei, trug Eduard und mich in seine Wohnung, und rief hier meinen Sohn wieder in's Leben. Ich wurde in seinem Wagen nach Hause geführt; den Ihrigen wird man Ihnen morgen zuschicken. Sie werden Ihre Pferde seit diesem Vorfalle sehr geschwächt finden; sie sind wie verblüfft, es ist als könnten sie sich selbst nicht vergeben, daß sie sich von einem Menschen haben bändigen lassen. Der Graf beauftragt mich, Ihnen zu sagen, zwei Tage Ruhe auf der Streu und als einziges Futter Gerste werden sie wieder in einen ebenso blühenden Zustand versetzen, das heißt, wieder so furchtbar machen, als sie gestern gewesen sind.

„Adieu! ich danke Ihnen nicht für meine Spazierfahrt, und wenn ich es mir überlege, ist es dennoch unbillig, daß ich Ihnen wegen der Launen Ihres

Gespannes grolle, denn einer von diesen Launen verdanke ich es, daß ich den Grafen von Monte Christo gesehen habe, und der erhabene Fremde erscheint mir, abgesehen von den Millionen, über welche er verfügt, ein so seltsames, ein so interessantes Problem, das ich um jeden Preis zu studiren gedenke, und müßte ich zu diesem Behuf eine neue Spazierfahrt nach dem Gehölze mit Ihren Pferden unternehmen.

„Eduard hat den Unfall mit einem wunderbaren Muthe ausgehalten. Er ist ohnmächtig geworden, hat jedoch zuvor keinen Schrei ausgestoßen und nachher keine Thräne vergossen. Sie werden mir abermals sagen, meine Mutterliebe verblende mich; aber in diesem kleinen, so schwächlichen, so zarten Körper, wohnt eine eiserne Seele.

„Unsere kleine Valentine läßt Ihrer Eugenie viel Schönes sagen; und ich umarme Sie von ganzem Herzen.

Heloise von Villefort.

N. S. „Machen Sie doch, daß ich auf irgend eine Art mit dem Grafen von Monte Christo bei Ihnen zusammentreffe; ich will ihn durchaus wiedersehen. Uebrigens hat mir Herr von Villefort versprochen, dem Grafen einen Besuch zu machen, und ich hoffe, er wird ihn wieder besuchen.“

Noch an demselben Abend bildete das Ereigniß von Auteuil den Gegenstand von allen Gesprächen: Albert erzählte es seiner Mutter, Chateau-Renaud im Jockey-Club, Debray im Salon des Ministers, Beauchamp selbst sagte dem Grafen in seinem Journal Artigkeiten durch einen Artikel von zwanzig Zeilen, welcher den edeln Fremden zum Helden bei allen Frauen der Aristokratie erhob.

Viele Leute ließen sich bei Frau von Villefort einschreiben, um das Recht zu haben, ihren Besuch zu geeigneter Zeit zu wiederholen und dann aus ihrem Munde alle Einzelnheiten dieses pittoresken Abenteuers zu vernehmen.

Herr von Villefort aber zog, wie Heloise gesagt hatte, einen schwarzen Frack und gelbe Handschuhe an, wählte seine beste Livrée und stieg in seinen Wagen, der noch an demselben Abend vor der Thüre des Hauses Nro. 30 in den Champs-Elysées anhielt.

Achtes Kapitel.

Ideologie.

Hätte der Graf von Monte Christo seit langer Zeit in der Pariser Welt gelebt, so würde er den Schritt von Herrn von Villefort seinem ganzen Werthe nach zu schätzen gewußt haben.

Wohlgelitten bei Hofe, ob der regierende König der älteren oder der jüngeren Linie angehörte, ob der erste Minister doctrinär, liberal oder conservativ war, überall wegen seiner Gewandtheit gerühmt, wie man überhaupt diejenigen Leute gewandt nennt, welche nie eine politische Niederlage erlitten haben; von Vielen gehaßt, aber von Einigen warm beschützt, ohne jedoch von irgend Jemand wirklich geliebt zu sein, nahm Herr von Villefort eine von den hohen Stellungen des Beamtenstandes ein und erhielt sich auf dieser Höhe wie ein Harlay oder Molè. Durch eine junge Frau und durch eine kaum achtzehn Jahre alte Tochter aus erster Ehe wiederverjüngt, war sein Salon nichtsdestoweniger einer von jenen strengen Salons in Paris, in denen man den Cultus der Ueberlieferungen und die Religion der Etiquette bewahrt. Kalte Höflichkeit und unum-

wo der Kutscher den Schlag öffnet, hebt er aus dem Wagen die Dame, welche sich mit einer Hand an ein Kissen anklammert, während sie mit der andern ihren ohnmächtigen Sohn an ihre Brust drückt. Monte Christo trug Beide in den Salon und sprach, während er sie auf ein Canapé niederlegte:

„Haben Sie nicht bange, Madame, Sie sind gerettet.“

Die Frau kam zu sich und bezeichnete ihren Sohn mit einem Blicke, beredter als alle Bitten.

Das Kind war in der That immer noch ohnmächtig.

„Ja, Madame, ich begreife,“ sagte der Graf, das Kind aufmerksam betrachtend; „doch seien Sie unbesorgt, es ist ihm kein Unglück widerfahren, nur die Angst allein hat diesen Kleinen in diesen Zustand versetzt.“

„Oh, mein Herr,“ rief die Mutter, „sagen Sie mir das nicht, nur um mich zu beruhigen? Sehen Sie, wie bleich er ist! Mein Sohn! mein Kind! mein Eduard! antworte doch Deiner Mutter! Ah! mein Herr, lassen Sie einen Arzt rufen; mein Vermögen demjenigen, welcher mir meinen Sohn zurückgibt!“

Monte Christo machte mit der Hand eine Geberde, um die in Thränen zerfließende Mutter zu beruhigen, öffnete ein Kästchen, nahm daraus einen mit Gold incrustirten Flacon von böhmischem Kristall, welcher einen blutrothen Saft enthielt, und ließ einen einzigen Tropfen auf die Lippen des Kindes fallen.

Obgleich immer noch bleich, schlug das Kind doch sogleich die Augen auf.

Bei diesem Anblick ward die Mutter beinahe wahnsinnig vor Freude.

„Wo bin ich?“ rief sie, „und wem verdanke ich so viel Glück nach einer so grausamen Prüfung?“

„Madame,“ antwortete Monte Christo, „Sie sind bei einem Manne, der sich äußerst glücklich fühlt, daß er Ihnen einen Kummer zu ersparen im Stande gewesen ist.“

„Oh! fluchwürdige Neugierde," versetzte die Dame; „ganz Paris sprach von den schönen Pferden von Madame Danglars, und ich hatte den tollen Gedanken, sie versuchen zu wollen."

„Wie!" rief der Graf mit vortrefflich gespielter Verwunderung, „es sind die Pferde der Baronin?"

„Ja, mein Herr, Sie kennen sie?"

„Madame Danglars? . . . ich habe die Ehre, und es gewährt mir doppelte Freude, daß ich Sie der Gefahr entrissen habe, der Sie durch diese Pferde preisgegeben waren; denn Sie hätten diese Gefahr mir zuschreiben können; ich hatte die Pferde gestern dem Baron abgekauft, die Baronin schien dies jedoch so sehr zu bedauern, daß ich dieselben mit der Bitte, sie von meiner Hand anzunehmen, zurückschickte."

„Sie sind also der Graf von Monte Christo, von welchem Herminie gestern so viel mit mir sprach?"

„Ja, Madame."

„Und ich, mein Herr, bin Madame Heloise von Villefort."

Der Graf verbeugte sich wie ein Mensch, vor dem man einen Namen zum ersten Male ausspricht.

„Oh! wie dankbar wird Herr von Villefort sein!" fuhr Heloise fort, „denn Sie haben ihm seine Frau und sein Kind zurückgegeben; ohne Ihren edelmüthigen Diener wäre ich sicherlich mit diesem Kinde getödtet worden."

„Ach! Madame, ich zittere noch, wenn ich an die Gefahr denke, die Sie gelaufen sind."

„Oh! ich hoffe, Sie werden mir erlauben, den aufopfernden Dienst dieses Menschen würdig zu belohnen."

„Madame," erwiederte Monte Christo, „ich bitte Sie, verderben Sie mir Ali weder durch Lobeserhebungen, noch durch Belohnungen; er soll keine solche Gewohnheiten annehmen. Ali ist mein Sklave: dadurch,

daß er Ihnen das Leben gerettet hat, dient er mir, und mir zu dienen, ist seine Pflicht."

„Aber er hat sein Leben gewagt," sprach Frau von Villefort, auf welche dieser Gebietenton einen seltsamen Eindruck machte.

„Ich habe ihm dieses Leben gerettet," entgegnete Monte Christo, „folglich gehört es mir."

Frau von Villefort schwieg: vielleicht dachte sie über diesen Mann nach, der vom ersten Anfang an eine so tiefe Wirkung auf die Geister hervorbrachte.

Während dieses kurzen Stillschweigens konnte der Graf nach Gefallen das Kind betrachten, das seine Mutter mit ihren Küssen bedeckte. Es war klein, schwächlich, hatte eine weiße Haut, wie die rothen Kinder, und dennoch bedeckte ein Wald von schwarzen, gegen jede Anstrengung des Kammes widerspänstigen Haaren seine gewölbte Stirne und verdoppelte, an beiden Seiten des Gesichtes auf die Schultern herabfallend, die Lebhaftigkeit seiner Augen, in denen ein hoher Grad von Duckmäuserei und jugendlicher Bosheit nicht zu verkennen war; sein nun wieder roth gewordener Mund war fein den Lippen nach, aber weit hinsichtlich der Oeffnung; die Züge des kaum acht Jahre alten Kindes deuteten bereits mehr als zwölf an. Es war sein Erstes, daß es sich mittelst einer ungestümen Bewegung aus den Armen seiner Mutter losmachte und das Kästchen öffnete, woraus der Graf das Elixirfläschchen genommen hatte; dann begann der Knabe, ohne Jemand um Erlaubniß zu fragen, und wie ein Kind, das allen seinen Launen zu fröhnen gewöhnt ist, die Stöpsel aus den Phiolen zu ziehen.

„Berühren Sie das nicht, mein Freund," sprach der Graf, „einige von diesen Flüssigkeiten sind gefährlich, nicht nur wenn man sie trinkt, sondern schon wenn man den Geruch derselben einathmet."

Frau von Villefort erbleichte, hielt den Arm ihres Sohnes zurück und zog ihn an sich; sobald jedoch ihre

Furcht beschwichtigt war, warf sie auf das Kästchen einen kurzen, aber ausdrucksvollen Blick, den der Graf erhaschte.

In dieser Sekunde trat Ali ein.

Frau von Villeford machte eine Bewegung der Freude und sprach, ihren Sohn noch näher an sich ziehend:

„Eduard, siehst Du diesen guten Diener? Er hat sich sehr muthig benommen, denn er setzte sein Leben ein, um die Pferde, die uns fortrissen, und den Wagen anzuhalten, welcher der Zertrümmerung nahe war. Danke ihm, denn ohne ihn wären wir zu dieser Stunde wohl Beide todt."

Das Kind streckte seine Lippen vor, wandte verächtlich den Kopf ab und rief:

„Er ist zu häßlich!"

Der Graf lächelte, als hätte das Kind eine von seinen Hoffnungen erfüllt; Frau von Villefort aber schalt ihren Sohn mit einer Mäßigung, welche gewiß nicht nach dem Geschmacke von Jean-Jacques Rousseau gewesen wäre, wenn der kleine Eduard Emile geheißen hätte.

„Siehst Du," sprach der Graf arabisch zu Ali, „diese Dame bittet ihren Sohn, Dir dafür zu danken, daß Du ihnen Beiden das Leben gerettet hast, und das Kind erwiedert, Du seist zu häßlich."

Ali wandte einen Augenblick seinen gescheiten Kopf nach dem Kinde und betrachtete es ohne einen scheinbaren Ausdruck, aber aus einem einfachen Beben seiner Nasenlöcher ersah Monte Christo, daß der Araber im Herzen verwundet war.

„Mein Herr," fragte Frau von Villefort, während sie aufstand, um sich zu entfernen, „wohnen Sie gewöhnlich in diesem Hause?"

„Nein, Madame, es ist eine Art vor Absteigequartier, das ich mir gekauft habe: ich wohne in der Avenue des Champs-Elysées Nro. 30. Doch ich sehe, Sie

haben sich wieder völlig erholt und wollen zurückkehren. Es ist Befehl gegeben, Ihre Pferde an meinen Wagen zu spannen, und Ali, der häßliche Bursche," sagte er, dem Kinde zulächelnd, „wird die Ehre haben, Sie nach Hause zu führen, während Ihr Kutscher hier bleibt, um die Caleche wieder in Stand setzen zu lassen. Sobald diese unerläßliche Arbeit vollendet ist, bringt eines von meinen Gespannen den Wagen unmittelbar zu Madame Danglars zurück."

„Aber mit denselben Pferden zu fahren, werde ich nie wagen," entgegnete Frau von Villefort.

„Oh! Sie sollen sehen, Madame," sprach Monte Christo, „unter der Hand von Ali werden sie sanft wie die Lämmer."

Ali näherte sich in der That den Pferden, die man nur mit Mühe auf die Beine gebracht hatte. Er hielt in der Hand einen kleinen mit aromatischem Essig getränkten Schwamm, rieb damit die mit Schaum und Schweiß bedeckten Nüstern und Schläfe, und beinahe in demselben Augenblick fingen sie an heftig zu schnauben, und ihr ganzer Leib zitterte ein paar Sekunden lang.

Dann ließ Ali mitten unter einem Volkshaufen, den die Trümmer des Wagens und der Lärmen von dem Vorfall vor das Haus gezogen hatte, die Pferde an das Coupé des Grafen spannen, faßte die Zügel, stieg auf den Bock, und war, zum großen Erstaunen der Anwesenden, welche diese wie vom Sturmwind fortgerissenen Pferde gesehen hatten, genöthigt, sich kräftig der Peitsche zu bedienen, um sie von der Stelle zu bringen, und dabei konnte er von diesen berühmten, nun aber verdumpften, todten Apfelschimmeln nicht mehr erlangen, als einen so unsichern, so matten Trab, daß Frau von Villefort beinahe zwei Stunden brauchte, um den Faubourg Saint-Honoré zu erreichen, wo sie wohnte.

Kaum war sie zu Hause und die ersten Familien-

aufregung vorüber, so schrieb sie folgendes Billet an Madame Danglars:

„Liebe Herminie,"

„Ich bin auf eine wunderbare Weise mit meinem Sohne durch denselben Grafen von Monte Christo gerettet worden, von dem wir uns gestern Abend unterhielten und den ich heute zu sehen entfernt nicht vermuthete. Sie sprachen gestern von ihm mit einer Begeisterung, welche mit aller Gewalt meines armen kleinen Witzes zu verspotten ich mich nicht enthalten konnte. Heute aber finde ich, daß diese Begeisterung unter dem Manne steht, der sie eingeflößt hat. Beim Ranelagh wurden Ihre Pferde wie wüthend und rissen den Wagen mit so unwiderstehlicher Gewalt fort, daß mein armer Eduard und ich ohne Zweifel an dem ersten Baume der Landstraße oder an dem ersten Weichsteine des Dorfes die Hirnschale zerschmettert hätten, als ein Araber, ein Neger, ein Nubier, kurz ein schwarzer Mensch im Dienste des Grafen, ich glaube auf ein Zeichen des letztern, die Pferde im Laufe aufhielt, auf die Gefahr, selbst in Stücke zerrissen zu werden, — und es ist ein Wunder, daß dies nicht wirklich der Fall war. Da eilte der Graf herbei, trug Eduard und mich in seine Wohnung, und rief hier meinen Sohn wieder in's Leben. Ich wurde in seinem Wagen nach Hause geführt; den Ihrigen wird man Ihnen morgen zuschicken. Sie werden Ihre Pferde seit diesem Vorfalle sehr geschwächt finden; sie sind wie verblüfft, es ist als könnten sie sich selbst nicht vergeben, daß sie sich von einem Menschen haben bändigen lassen. Der Graf beauftragt mich, Ihnen zu sagen, zwei Tage Ruhe auf der Streu und als einziges Futter Gerste werden sie wieder in einen ebenso blühenden Zustand versetzen, das heißt, wieder so furchtbar machen, als sie gestern gewesen sind.

„Adieu! ich danke Ihnen nicht für meine Spazierfahrt, und wenn ich es mir überlege, ist es dennoch unbillig, daß ich Ihnen wegen der Launen Ihres

Gespannes grolle, denn einer von diesen Launen verdanke ich es, daß ich den Grafen von Monte Christo gesehen habe, und der erhabene Fremde erscheint mir, abgesehen von den Millionen, über welche er verfügt, ein so seltsames, ein so interessantes Problem, das ich um jeden Preis zu studiren gedenke, und müßte ich zu diesem Behuf eine neue Spazierfahrt nach dem Gehölze mit Ihren Pferden unternehmen.

„Eduard hat den Unfall mit einem wunderbaren Muthe ausgehalten. Er ist ohnmächtig geworden, hat jedoch zuvor keinen Schrei ausgestoßen und nachher keine Thräne vergossen. Sie werden mir abermals sagen, meine Mutterliebe verblende mich; aber in diesem kleinen, so schwächlichen, so zarten Körper, wohnt eine eiserne Seele.

„Unsere kleine Valentine läßt Ihrer Eugenie viel Schönes sagen; und ich umarme Sie von ganzem Herzen.

Heloise von Villefort.

N. S. „Machen Sie doch, daß ich auf irgend eine Art mit dem Grafen von Monte Christo bei Ihnen zusammentreffe; ich will ihn durchaus wiedersehen. Uebrigens hat mir Herr von Villefort versprochen, dem Grafen einen Besuch zu machen, und ich hoffe, er wird ihn wieder besuchen."

Noch an demselben Abend bildete das Ereigniß von Auteuil den Gegenstand von allen Gesprächen: Albert erzählte es seiner Mutter, Chateau-Renaud im Jockey-Club, Debray im Salon des Ministers, Beauchamp selbst sagte dem Grafen in seinem Journal Artigkeiten durch einen Artikel von zwanzig Zeilen, welcher den edeln Fremden zum Helden bei allen Frauen der Aristokratie erhob.

Viele Leute ließen sich bei Frau von Villefort einschreiben, um das Recht zu haben, ihren Besuch zu geeigneter Zeit zu wiederholen und dann aus ihrem Munde alle Einzelnheiten dieses pittoresken Abenteuers zu vernehmen.

Herr von Villefort aber zog, wie Heloise gesagt hatte, einen schwarzen Frack und gelbe Handschuhe an, wählte seine beste Livrée und stieg in seinen Wagen, der noch an demselben Abend vor der Thüre des Hauses Nro. 30 in den Champs-Elysées anhielt.

Achtes Kapitel.

Ideologie.

Hätte der Graf von Monte Christo seit langer Zeit in der Pariser Welt gelebt, so würde er den Schritt von Herrn von Villefort seinem ganzen Werthe nach zu schätzen gewußt haben.

Wohlgelitten bei Hofe, ob der regierende König der älteren oder der jüngeren Linie angehörte, ob der erste Minister doctrinär, liberal oder conservativ war, überall wegen seiner Gewandtheit gerühmt, wie man überhaupt diejenigen Leute gewandt nennt, welche nie eine politische Niederlage erlitten haben; von Vielen gehaßt, aber von Einigen warm beschützt, ohne jedoch von irgend Jemand wirklich geliebt zu sein, nahm Herr von Villefort eine von den hohen Stellungen des Beamtenstandes ein und erhielt sich auf dieser Höhe wie ein Harlay oder Molè. Durch eine junge Frau und durch eine kaum achtzehn Jahre alte Tochter aus erster Ehe wiederverjüngt, war sein Salon nichtsdestoweniger einer von jenen strengen Salons in Paris, in denen man den Cultus der Ueberlieferungen und die Religion der Etiquette bewahrt. Kalte Höflichkeit und unum-

schränkte Anhänglichkeit an die Grundsätze der Regierung, tiefer Haß gegen die Ideologen, dies waren die von Herrn von Villefort zur Schau gestellten Elemente seines inneren und öffentlichen Lebens.

Herr von Villefort war nicht allein ein Staatsbeamter, sondern beinahe auch ein Diplomat. Seine Beziehungen zu dem alten Hofe, von dem er stets mit Würde und Ehrfurcht sprach, machten ihn bei dem neuen geachtet, und er wußte so viele Dinge, daß man ihn nicht nur beständig schonte, sondern auch bisweilen zu Rathe zog. Vielleicht wäre dem nicht so gewesen, wenn man sich seiner hätte entledigen können, aber Herr von Villefort bewohnte, wie jene gegen ihren Oberherrn rebellischen Lehensträger, eine unüberwindliche Feste. Diese Feste war sein Amt als Staatsanwalt, dessen Vortheile er insgesammt vortrefflich auszubeuten wußte, und das er nur aufgegeben hätte, um sich zum Deputirten wählen zu lassen und die Neutralität durch die Opposition zu ersetzen.

Herr von Villefort machte in der Regel wenig Besuche und gab auch wenige zurück. Seine Frau besuchte für ihn; es war dies einmal in der Welt so angenommen, wo man ernsten und zahlreichen Geschäften des öffentlichen Beamten das zuschrieb, was in Wirklichkeit nur eine Berechnung des Stolzes, eine Quintessenz von Aristokratie, die Anwendung des Axioms endlich war: Gib dir den Anschein, als schätztest du dich, und man wird dich schätzen, ein Axiom, welches in unserer Gesellschaft tausendmal nützlicher ist, als das der Griechen: Lerne dich selbst kennen, denn das letztere ersetzt sich in unseren Tagen durch die minder schwierige und viel vortheilhaftere Kunst, Andere kennen zu lernen.

Für seine Freunde war Herr von Villefort ein mächtiger Beschützer; für seine Feinde ein stummer und dumpfer, aber erbitterter Gegner; für die Gleichgültigen war er die Statue des als ein Mensch erscheinen=

den Gesetzes: das Wesen seines Empfangs hochmüthig, Physiognomie unempfindlich, Blick matt und glanzlos oder unverschämt durchdringend und forschend, so war der Mensch, dessen Piedestal vier geschickt auf einander gehäufte Revolutionen von Anfang aufgebaut und dann fest und dauerhaft gemacht hatten.

Herr von Villefort stand im Rufe des am mindesten neugierigen Mannes von Frankreich; seine Ungezwungenheit wurde vor allen Seiten gerühmt; er gab jedes Jahr einen Ball und erschien dabei nur eine Viertelstunde, das heißt fünf und vierzig Minuten weniger, als dies der König bei den seinigen thut; niemals sah man ihn in den Theatern oder in den Concerten, noch an irgend einem andern öffentlichen Orte; zuweilen, jedoch selten, machte er eine Partie Whist, und man war dann besorgt, seiner würdige Spieler für ihn zu wählen: irgend einen Botschafter, einen Erzbischof, einen Fürsten, einen ersten Präsidenten, oder eine verwitwete Herzogin.

So war der Mann beschaffen, dessen Wagen vor der Thüre des Grafen von Monte Christo hielt.

Der Kammerdiener meldete Herrn von Villefort in dem Augenblick, wo der Graf, über einen großen Tisch gebeugt, auf einer Landkarte den Weg von St. Petersburg nach China verfolgte.

Der Staatsanwalt trat mit demselben ernsten, abgemessenen Schritte ein, mit welchem er im Tribunal erschien; es war derselbe Mensch oder vielmehr die Fortsetzung desselben Menschen, den wir einst als Substitut in Marseille gesehen haben. In ihren Grundsätzen folgerecht, hatte die Natur bei ihm nichts an dem Laufe verändert, den sie sich vorgezeichnet. Von schlank war er mager, von bleich gelb geworden; seine tiefliegenden Augen waren hohl und seine Brille mit der goldenen Fassung schien, auf der Augenhöhle liegend, nunmehr einen Theil seines Gesichtes zu bilden; mit Ausnahme seiner weißen Halsbinde war sein ganzer Anzug schwarz, und diese Trauerfarbe wurde nur durch den leichten

Streifen eines rothen Bandes unterbrochen, der unmerklich durch sein Knopfloch ging und eine mit dem Pinsel gezogene Blutlinie zu sein schien.

So sehr Monte Christo seiner Herr war, so prüfte er doch mit sichtbarer Neugierde, seine Begrüßung erwiedernd, den Beamten, welcher, aus Gewohnheit mißtrauisch und besonders in sehr geringem Grade gläubig in Beziehung auf gesellschaftliche Wunder, mehr geneigt war, in dem edeln Fremden, so nannte man bereits Monte Christo, einen zur Ausbeutung eines neuen Theaters nach Paris gekommenen Industrieritter oder einen bannbrüchigen Missethäter, als einen Fürsten des heiligen Stuhles oder einen Sultan aus Tausend und eine Nacht zu erblicken.

„Mein Herr," sprach Villefort mit dem kreischenden Tone, welchen öffentliche Beamte bei ihren rednerischen Perioden anzunehmen pflegen, und von dem sie sich auch im Gespräch nicht losmachen können oder wollen, „mein Herr, der ausgezeichnete Dienst, den Sie gestern meiner Frau und meinem Sohne geleistet haben, macht es mir zur Pflicht, Ihnen zu danken. Ich komme daher, um mich dieser Pflicht zu entledigen und Ihnen meine ganze Erkenntlichkeit auszudrücken."

Während der Staatsbeamte sprach, verlor sein strenges Auge nichts von seiner gewöhnlichen Anmaßung. Er artikulirte seine Worte mit seiner Staatsanwalts-Stimme, mit jener unbiegsamen Steifheit von Hals und Schultern, welche, wir müssen es wiederholen, seine Schmeichler zu dem Ausspruche veranlaßte, er wäre die lebendige Bildsäule des Gesetzes.

„Mein Herr," erwiederte der Graf ebenfalls mit einer eisigen Kälte, „ich fühle mich sehr glücklich, daß ich im Stande gewesen bin, einen Sohn seiner Mutter zu erhalten, denn man sagt, das Gefühl der Mütterlichkeit sei das mächtigste von allen, wie es auch das heiligste von allen ist, und das Glück, welches mir begegnet, mein Herr, überhob Sie der Verbindlichkeit,

einer Pflicht nachzukommen, deren Erfüllung mich allerdings ehrt, denn ich weiß, daß Herr von Villefort nicht verschwenderisch mit der Gunst ist, die er mir erzeigt, welche jedoch, so kostbar sie auch sein mag, für mich nicht den Werth der inneren Befriedigung hat."

Erstaunt über diesen Ausfall, auf den er durchaus nicht gefaßt war, bebte Villefort wie ein Soldat, der den Schlag fühlt, welchen man ihm versetzt, obgleich ihn eine eherne Rüstung bedeckt, und ein verächtliches Zucken seiner Lippe deutete an, daß er den Grafen von Monte Christo nicht für einen sehr artigen Edelmann hielt.

Er schaute umher, um an irgend einen Gegenstand das Gespräch anzuknüpfen, das gefallen war und bei seinem Falle sich zerbrochen zu haben schien.

Er sah die Karte, welche Monte Christo im Augenblick seines Eintrittes betrachtet hatte und sprach:

„Sie beschäftigen sich mit Geographie, mein Herr. Das ist ein reiches Studium für Sie besonders, der Sie, wie man mich versichert, so viele Länder gesehen haben, als in diesem Atlas sich gezeichnet finden."

„Ja, mein Herr," antwortete der Graf, „ich wollte an dem Menschengeschlechte in Masse genommen das machen, was Sie täglich an Ausnahmen treiben, nämlich ein physiologisches Studium. Ich dachte, es wäre mir dann leichter, vom Ganzen auf den Theil herab, als vom Theile zu dem Ganzen hinaufzusteigen. Ein algebraisches Axium verlangt, daß man vom Bekannten zum Unbekannten, und nicht vom Unbekannten zum Bekannten fortschreite... Aber setzen Sie sich doch, mein Herr, ich bitte Sie."

Monte Christo bezeichnete dem Staatsanwalt ein Fauteuil, das dieser selbst vorzurücken sich die Mühe nehmen mußte, während sich der Graf nur in demjenigen niederlassen durfte, worauf er bei dem Eintritte des Staatsanwaltes gekniet hatte. Auf diese Art fand sich der Graf halb seinem Besuche zugewendet; mit dem

Rücken war er an das Fenster und mit dem Ellbogen auf die geographische Karte gelehnt, welche für den Augenblick den Gegenstand des Gespräches bildete.

„Ah! Sie philosophiren," versetzte Villefort nach einem kurzen Stillschweigen, während dessen er, wie ein Athlet, der einen mächtigen Gegner trifft, Vorrath an Kräften gesammelt hatte. „Nun, mein Herr, bei meinem Ehrenworte, wenn ich, wie Sie, nichts zu thun hätte, so würde ich mir wenigstens eine minder traurige Beschäftigung suchen."

„Es ist wahr," erwiederte Monte Christo, „der Mensch ist eine häßliche Raupe für denjenigen, welcher ihn unter dem Sonnenmikroskope betrachtet. Doch Sie sagten, glaube ich, ich hätte nichts zu thun; .. denken Sie zufällig, Sie hätten etwas zu thun, mein Herr? oder um deutlicher zu sprechen, wähnen Sie, das was Sie thun, sei der Mühe werth, sich etwas zu nennen?"

Das Erstaunen von Herrn von Villefort verdoppelte sich bei diesem zweiten, von seinem seltsamen Gegner auf eine so harte Weise geführten Schlage; seit langer Zeit hatte der Staatsbeamte nicht gehört, daß ihm irgend Jemand eine so starke Paradoxe gesagt, oder vielmehr, um uns schärfer auszudrücken, es war das erste Mal, daß er es hörte.

Der Staatsanwalt schritt auch sogleich zum Werke und erwiederte:

„Mein Herr, Sie sind ein Fremder und haben, wie ich glaube, nach Ihrer eigenen Aeußerung, einen Theil Ihres Lebens im Orient zugebracht, Sie wissen also nicht, welch einen klugen, abgemessenen Gang bei uns die in barbarischen Ländern so blutige Justiz hat."

„Doch, mein Herr, doch, es ist das alte pede claudo. Ich weiß alles Dies, denn ich habe mich hauptsächlich mit der Justiz aller Länder beschäftigt, ich habe das criminelle Verfahren aller Nationen mit der natürlichen Justiz verglichen und hiebei gefunden, mein Herr, daß das Gesetz der Urvölker, nämlich das

Gesetz der Wiedervergeltung immerhin dasjenige ist, welches am meisten dem Herzen Gottes entspricht."

„Würde dieses Gesetz eingeführt, mein Herr," entgegnete der Staatsanwalt, „so müßte es unsere Codices ungemein vereinfachen, und die Beamten hätten sodann wie Sie so eben sagten, allerdings nicht mehr viel zu thun."

„Das kommt vielleicht," sprach Monte Christo; „Sie wissen, daß die menschlichen Erfindungen vom Zusammengesetzten zum Einfachen fortschreiten, und daß das Einfache stets die Vollkommenheit ist."

„Mittlerweile, mein Herr," sagte der Staatsbeamte, „bestehen unsere Gesetzbücher mit ihren den gallischen Sitten, den römischen Gesetzen, den fränkischen Gebräuchen entnommenen contradictorischen Artikeln; aber die Kenntniß aller dieser Gesetze erwirbt sich, wie Sie zugestehen werden, nicht ohne lange Arbeiten, und es bedarf zur Erringung dieser Kenntniß ausgedehnter Studien, und ist sie einmal errungen, großer Kraft des Kopfes, um sie nicht zu vergessen."

„Ich bin auch dieser Meinung; doch Alles, was Sie in Beziehung auf das französische Gesetzbuch wissen, weiß ich nicht nur hinsichtlich des letzteren, sondern auch hinsichtlich der Gesetzbücher aller Nationen; die englischen, die türkischen, die japanesischen, die hinduischen Gesetze sind mir ebenso genau bekannt, als die französischen; und ich hatte also Recht, wenn ich behauptete, bezüglich (Sie wissen, mein Herr, daß Alles bezüglich ist) daß bezüglich auf das, was ich gethan, Sie nur sehr wenig zu thun haben, und daß, bezüglich auf das, was ich gelernt, Sie noch sehr viel zu lernen haben."

„In welcher Absicht haben Sie dies Alles gelernt?" fragte Villefort erstaunt.

Monte Christo lächelte und sprach:

„Mein Herr, ich sehe, daß Sie, obgleich Sie im Rufe eines erhabenen Mannes stehen, alle Dinge aus dem materiellen, gewöhnlichen Gesichtspunkte der Ge-

sellschaft betrachten, das heißt, aus dem beschränktesten, engsten Gesichtspunkte, welchen zu umfassen dem menschlichen Geiste gestattet ist."

„Wollen Sie sich näher erklären, mein Herr," sagte Villefort immer mehr erstaunt; „ich verstehe Sie nicht ganz."

„Ich sage, mein Herr, daß Sie, die Augen auf die gesellschaftliche Organisation der Nationen geheftet, nur die Federn der Maschine sehen und nicht den erhabenen Arbeiter, welcher dieselbe in Thätigkeit setzt; ich sage, daß Sie vor Ihnen und um Sie her nur die Titelträger der Plätze erkennen, deren Patente von den Ministern oder von einem König unterzeichnet worden sind, und daß die Menschen, welche Gott über die Titelträger, die Minister und die Könige stellte, indem er ihnen eine Sendung zu verfolgen, statt eine Stelle auszufüllen gab, ich sage, daß diese Ihrem kurzen Gesichte entgehen. Es ist dies die Eigenschaft der menschlichen Schwäche bei gebrechlichen und unvollständigen Organen. Tobias hielt den Engel, der ihm das Gesicht zurückgegeben hatte, für einen gewöhnlichen jungen Menschen. Die Nationen hielten Attila, der sie vernichten sollte, für einen Eroberer wie alle Eroberer, und Beide mußten ihre göttlichen Sendungen offenbaren, damit man sie erkannte; der Eine mußte sagen: „„Ich bin der Engel des Herrn,"" und der Andere: „„Ich bin der Hammer Gottes,"" damit das göttliche Wesen von Beiden erkannt wurde."

„Also," sagte Villefort der immer mehr erstaunt, mit einem Erleuchteten oder mit einem Narren zu sprechen glaubte, „also betrachten Sie sich als eines von den außerordentlichen Wesen, deren Sie so eben erwähnt haben?"

„Warum nicht?" entgegnete kalt Monte Christo.

„Entschuldigen Sie, mein Herr," versetzte Villefort beinahe bestürzt, „entschuldigen Sie mich, wenn ich bei Ihnen erscheinend nicht wußte, daß ich zu einem

Manne kam, dessen Kenntnisse und geistige Fähigkeiten so weit die gewöhnlichen Kenntnisse und geistigen Fähigkeiten der Menschen überragen. Bei uns, den unglücklichen Verdorbenen der Civilisation, ist es nicht gebräuchlich, daß Edelleute, wie Sie, im Besitze eines unermeßlichen Vermögens, wenigstens wie man mich versichert, bemerken Sie wohl, ich frage nicht, sondern wiederhole nur, ist es nicht gebräuchlich, sage ich, daß diese Bevorzugten des Reichthums ihre Zeit mit gesellschaftlichen Speculationen, mit philosophischen Träumen verlieren, welche höchstens dazu geeignet sind, die Menschen zu trösten, die das Schicksal der Güter der Erde enterbt hat."

„Ei! ei! mein Herr," versetzte der Graf, „sind Sie denn zu der hohen Stellung, welche Sie einnehmen, gelangt, ohne Ausnahmen zuzulassen oder sogar getroffen zu haben; üben Sie nie Ihren Blick, der doch der Schärfe und Sicherheit so sehr bedürfte, um mit einem Schlage zu errathen, auf wen eben dieser Blick gefallen ist? Müßte nicht ein öffentlicher Beamter, nicht der beste Anwender des Gesetzes, nicht der schlaueste Ausleger der Dunkelheiten der Chicane, sondern eine stählerne Sonde sein, um die Herzen zu prüfen, ein Probirstein, um das Gold zu untersuchen, von welchem jede Seele stets mit mehr oder weniger Legirung gemacht ist?"

„Mein Herr, Sie setzen mich ganz in Verwirrung; bei meinem Worte, ich habe nie Jemand sprechen hören, wie Sie es thun."

„Dies ist der Fall, weil Sie stets in den Kreis allgemeiner Bedingungen eingeschlossen geblieben sind und es nie wagten, sich mit einem Flügelschlage in die höheren Sphären zu erheben, welche Gott mit unsichtbaren und ausnahmsweisen Wesen bevölkert hat."

„Und Sie geben zu, mein Herr, daß diese Sphären bestehen, daß die ausnahmsweisen und unsichtbaren Wesen sich mit uns vermischen?"

schränkte Anhänglichkeit an die Grundsätze der Regierung, tiefer Haß gegen die Ideologen, dies waren die von Herrn von Villefort zur Schau gestellten Elemente seines inneren und öffentlichen Lebens.

Herr von Villefort war nicht allein ein Staatsbeamter, sondern beinahe auch ein Diplomat. Seine Beziehungen zu dem alten Hofe, von dem er stets mit Würde und Ehrfurcht sprach, machten ihn bei dem neuen geachtet, und er wußte so viele Dinge, daß man ihn nicht nur beständig schonte, sondern auch bisweilen zu Rathe zog. Vielleicht wäre dem nicht so gewesen, wenn man sich seiner hätte entledigen können, aber Herr von Villefort bewohnte, wie jene gegen ihren Oberherrn rebellischen Lehensträger, eine unüberwindliche Feste. Diese Feste war sein Amt als Staatsanwalt, dessen Vortheile er insgesammt vortrefflich auszubeuten wußte, und das er nur aufgegeben hätte, um sich zum Deputirten wählen zu lassen und die Neutralität durch die Opposition zu ersetzen.

Herr von Villefort machte in der Regel wenig Besuche und gab auch wenige zurück. Seine Frau besuchte für ihn; es war dies einmal in der Welt so angenommen, wo man ernsten und zahlreichen Geschäften des öffentlichen Beamten das zuschrieb, was in Wirklichkeit nur eine Berechnung des Stolzes, eine Quintessenz von Aristokratie, die Anwendung des Axioms endlich war: Gib dir den Anschein, als schätztest du dich, und man wird dich schätzen, ein Axiom, welches in unserer Gesellschaft tausendmal nützlicher ist, als das der Griechen: Lerne dich selbst kennen, denn das letztere ersetzt sich in unseren Tagen durch die minder schwierige und viel vortheilhaftere Kunst, Andere kennen zu lernen.

Für seine Freunde war Herr von Villefort ein mächtiger Beschützer; für seine Feinde ein stummer und dumpfer, aber erbitterter Gegner; für die Gleichgültigen war er die Statue des als ein Mensch erscheinen-

den Gesetzes: das Wesen seines Empfangs hochmüthig, Physiognomie unempfindlich, Blick matt und glanzlos oder unverschämt durchdringend und forschend, so war der Mensch, dessen Piedestal vier geschickt auf einander gehäufte Revolutionen von Anfang aufgebaut und dann fest und dauerhaft gemacht hatten.

Herr von Villefort stand im Rufe des am mindesten neugierigen Mannes von Frankreich; seine Ungezwungenheit wurde vor allen Seiten gerühmt; er gab jedes Jahr einen Ball und erschien dabei nur eine Viertelstunde, das heißt fünf und vierzig Minuten weniger, als dies der König bei den seinigen thut; niemals sah man ihn in den Theatern oder in den Concerten, noch an irgend einem andern öffentlichen Orte; zuweilen, jedoch selten, machte er eine Partie Whist, und man war dann besorgt, seiner würdige Spieler für ihn zu wählen: irgend einen Botschafter, einen Erzbischof, einen Fürsten, einen ersten Präsidenten, oder eine verwitwete Herzogin.

So war der Mann beschaffen, dessen Wagen vor der Thüre des Grafen von Monte Christo hielt.

Der Kammerdiener meldete Herrn von Villefort in dem Augenblick, wo der Graf, über einen großen Tisch gebeugt, auf einer Landkarte den Weg von St. Petersburg nach China verfolgte.

Der Staatsanwalt trat mit demselben ernsten, abgemessenen Schritte ein, mit welchem er im Tribunal erschien; es war derselbe Mensch oder vielmehr die Fortsetzung desselben Menschen, den wir einst als Substitut in Marseille gesehen haben. In ihren Grundsätzen folgerecht, hatte die Natur bei ihm nichts an dem Laufe verändert, den sie sich vorgezeichnet. Von schlank war er mager, von bleich gelb geworden; seine tiefliegenden Augen waren hohl und seine Brille mit der goldenen Fassung schien, auf der Augenhöhle liegend, nunmehr einen Theil seines Gesichtes zu bilden; mit Ausnahme seiner weißen Halsbinde war sein ganzer Anzug schwarz, und diese Trauerfarbe wurde nur durch den leichten

Streifen eines rothen Bandes unterbrochen, der unmerklich durch sein Knopfloch ging und eine mit dem Pinsel gezogene Blutlinie zu sein schien.

So sehr Monte Christo seiner Herr war, so prüfte er doch mit sichtbarer Neugierde, seine Begrüßung erwiedernd, den Beamten, welcher, aus Gewohnheit mißtrauisch und besonders in sehr geringem Grade gläubig in Beziehung auf gesellschaftliche Wunder, mehr geneigt war, in dem edeln Fremden, so nannte man bereits Monte Christo, einen zur Ausbeutung eines neuen Theaters nach Paris gekommenen Industrieritter oder einen bannbrüchigen Missethäter, als einen Fürsten des heiligen Stuhles oder einen Sultan aus Tausend und eine Nacht zu erblicken.

„Mein Herr," sprach Villefort mit dem kreischenden Tone, welchen öffentliche Beamte bei ihren rednerischen Perioden anzunehmen pflegen, und von dem sie sich auch im Gespräch nicht losmachen können oder wollen, „mein Herr, der ausgezeichnete Dienst, den Sie gestern meiner Frau und meinem Sohne geleistet haben, macht es mir zur Pflicht, Ihnen zu danken. Ich komme daher, um mich dieser Pflicht zu entledigen und Ihnen meine ganze Erkenntlichkeit auszudrücken."

Während der Staatsbeamte sprach, verlor sein strenges Auge nichts von seiner gewöhnlichen Anmaßung. Er artikulirte seine Worte mit seiner Staatsanwalts-Stimme, mit jener unbiegsamen Steifheit von Hals und Schultern, welche, wir müssen es wiederholen, seine Schmeichler zu dem Ausspruche veranlaßte, er wäre die lebendige Bildsäule des Gesetzes.

„Mein Herr," erwiederte der Graf ebenfalls mit einer eisigen Kälte, „ich fühle mich sehr glücklich, daß ich im Stande gewesen bin, einen Sohn seiner Mutter zu erhalten, denn man sagt, das Gefühl der Mütterlichkeit sei das mächtigste von allen, wie es auch das heiligste von allen ist, und das Glück, welches mir begegnet, mein Herr, überhob Sie der Verbindlichkeit,

einer Pflicht nachzukommen, deren Erfüllung mich allerdings ehrt, denn ich weiß, daß Herr von Villefort nicht verschwenderisch mit der Gunst ist, die er mir erzeigt, welche jedoch, so kostbar sie auch sein mag, für mich nicht den Werth der inneren Befriedigung hat."

Erstaunt über diesen Ausfall, auf den er durchaus nicht gefaßt war, bebte Villefort wie ein Soldat, der den Schlag fühlt, welchen man ihm versetzt, obgleich ihn eine eherne Rüstung bedeckt, und ein verächtliches Zucken seiner Lippe deutete an, daß er den Grafen von Monte Christo nicht für einen sehr artigen Edelmann hielt.

Er schaute umher, um an irgend einen Gegenstand das Gespräch anzuknüpfen, das gefallen war und bei seinem Falle sich zerbrochen zu haben schien.

Er sah die Karte, welche Monte Christo im Augenblick seines Eintrittes betrachtet hatte und sprach:

„Sie beschäftigen sich mit Geographie, mein Herr. Das ist ein reiches Studium für Sie besonders, der Sie, wie man mich versichert, so viele Länder gesehen haben, als in diesem Atlas sich gezeichnet finden."

„Ja, mein Herr," antwortete der Graf, „ich wollte an dem Menschengeschlechte in Masse genommen das machen, was Sie täglich an Ausnahmen treiben, nämlich ein physiologisches Studium. Ich dachte, es wäre mir dann leichter, vom Ganzen auf den Theil herab, als vom Theile zu dem Ganzen hinaufzusteigen. Ein algebraisches Axium verlangt, daß man vom Bekannten zum Unbekannten, und nicht vom Unbekannten zum Bekannten fortschreite... Aber setzen Sie sich doch, mein Herr, ich bitte Sie."

Monte Christo bezeichnete dem Staatsanwalt ein Fauteuil, das dieser selbst vorzurücken sich die Mühe nehmen mußte, während sich der Graf nur in demjenigen niederlassen durfte, worauf er bei dem Eintritte des Staatsanwaltes gekniet hatte. Auf diese Art fand sich der Graf halb seinem Besuche zugewendet; mit dem

Rücken war er an das Fenster und mit dem Ellbogen auf die geographische Karte gelehnt, welche für den Augenblick den Gegenstand des Gespräches bildete.

„Ah! Sie philosophiren," versetzte Villefort nach einem kurzen Stillschweigen, während dessen er, wie ein Athlet, der einen mächtigen Gegner trifft, Vorrath an Kräften gesammelt hatte. „Nun, mein Herr, bei meinem Ehrenworte, wenn ich, wie Sie, nichts zu thun hätte, so würde ich mir wenigstens eine minder traurige Beschäftigung suchen."

„Es ist wahr," erwiederte Monte Christo, „der Mensch ist eine häßliche Raupe für denjenigen, welcher ihn unter dem Sonnenmikroskope betrachtet. Doch Sie sagten, glaube ich, ich hätte nichts zu thun; . . denken Sie zufällig, Sie hätten etwas zu thun, mein Herr? oder um deutlicher zu sprechen, wähnen Sie, das was Sie thun, sei der Mühe werth, sich etwas zu nennen?"

Das Erstaunen von Herrn von Villefort verdoppelte sich bei diesem zweiten, von seinem seltsamen Gegner auf eine so harte Weise geführten Schlage; seit langer Zeit hatte der Staatsbeamte nicht gehört, daß ihm irgend Jemand eine so starke Paradoxe gesagt, oder vielmehr, um uns schärfer auszudrücken, es war das erste Mal, daß er es hörte.

Der Staatsanwalt schritt auch sogleich zum Werke und erwiederte:

„Mein Herr, Sie sind ein Fremder und haben, wie ich glaube, nach Ihrer eigenen Aeußerung, einen Theil Ihres Lebens im Orient zugebracht, Sie wissen also nicht, welch einen klugen, abgemessenen Gang bei uns die in barbarischen Ländern so blutige Justiz hat."

„Doch, mein Herr, doch, es ist das alte pede claudo. Ich weiß alles Dies, denn ich habe mich hauptsächlich mit der Justiz aller Länder beschäftigt, ich habe das criminelle Verfahren aller Nationen mit der natürlichen Justiz verglichen und hiebei gefunden, mein Herr, daß das Gesetz der Urvölker, nämlich das

Gesetz der Wiedervergeltung immerhin dasjenige ist, welches am meisten dem Herzen Gottes entspricht."

„Würde dieses Gesetz eingeführt, mein Herr," entgegnete der Staatsanwalt, „so müßte es unsere Codices ungemein vereinfachen, und die Beamten hätten sodann wie Sie so eben sagten, allerdings nicht mehr viel zu thun."

„Das kommt vielleicht," sprach Monte Christo; „Sie wissen, daß die menschlichen Erfindungen vom Zusammengesetzten zum Einfachen fortschreiten, und daß das Einfache stets die Vollkommenheit ist."

„Mittlerweile, mein Herr," sagte der Staatsbeamte, „bestehen unsere Gesetzbücher mit ihren den gallischen Sitten, den römischen Gesetzen, den fränkischen Gebräuchen entnommenen contradictorischen Artikeln; aber die Kenntniß aller dieser Gesetze erwirbt sich, wie Sie zugestehen werden, nicht ohne lange Arbeiten, und es bedarf zur Erringung dieser Kenntniß ausgedehnter Studien, und ist sie einmal errungen, großer Kraft des Kopfes, um sie nicht zu vergessen."

„Ich bin auch dieser Meinung; doch Alles, was Sie in Beziehung auf das französische Gesetzbuch wissen, weiß ich nicht nur hinsichtlich des letzteren, sondern auch hinsichtlich der Gesetzbücher aller Nationen; die englischen, die türkischen, die japanesischen, die hinduischen Gesetze sind mir ebenso genau bekannt, als die französischen; und ich hatte also Recht, wenn ich behauptete, bezüglich (Sie wissen, mein Herr, daß Alles bezüglich ist) daß bezüglich auf das, was ich gethan, Sie nur sehr wenig zu thun haben, und daß, bezüglich auf das, was ich gelernt, Sie noch sehr viel zu lernen haben."

„In welcher Absicht haben Sie dies Alles gelernt?" fragte Villefort erstaunt.

Monte Christo lächelte und sprach:

„Mein Herr, ich sehe, daß Sie, obgleich Sie im Rufe eines erhabenen Mannes stehen, alle Dinge aus dem materiellen, gewöhnlichen Gesichtspunkte der Ge-

sellschaft betrachten, das heißt, aus dem beschränktesten, engsten Gesichtspunkte, welchen zu umfassen dem menschlichen Geiste gestattet ist."

„Wollen Sie sich näher erklären, mein Herr," sagte Villefort immer mehr erstaunt; „ich verstehe Sie nicht ganz."

„Ich sage, mein Herr, daß Sie, die Augen auf die gesellschaftliche Organisation der Nationen geheftet, nur die Federn der Maschine sehen und nicht den erhabenen Arbeiter, welcher dieselbe in Thätigkeit setzt; ich sage, daß Sie vor Ihnen und um Sie her nur die Titelträger der Plätze erkennen, deren Patente von den Ministern oder von einem König unterzeichnet worden sind, und daß die Menschen, welche Gott über die Titelträger, die Minister und die Könige stellte, indem er ihnen eine Sendung zu verfolgen, statt eine Stelle auszufüllen gab, ich sage, daß diese Ihrem kurzen Gesichte entgehen. Es ist dies die Eigenschaft der menschlichen Schwäche bei gebrechlichen und unvollständigen Organen. Tobias hielt den Engel, der ihm das Gesicht zurückgegeben hatte, für einen gewöhnlichen jungen Menschen. Die Nationen hielten Attila, der sie vernichten sollte, für einen Eroberer wie alle Eroberer, und Beide mußten ihre göttlichen Sendungen offenbaren, damit man sie erkannte; der Eine mußte sagen: „„Ich bin der Engel des Herrn,"" und der Andere: „„Ich bin der Hammer Gottes,"" damit das göttliche Wesen von Beiden erkannt wurde."

„Also," sagte Villefort der immer mehr erstaunt, mit einem Erleuchteten oder mit einem Narren zu sprechen glaubte, „also betrachten Sie sich als eines von den außerordentlichen Wesen, deren Sie so eben erwähnt haben?"

„Warum nicht?" entgegnete kalt Monte Christo.

„Entschuldigen Sie, mein Herr," versetzte Villefort beinahe bestürzt, „entschuldigen Sie mich, wenn ich bei Ihnen erscheinend nicht wußte, daß ich zu einem

Manne kam, dessen Kenntnisse und geistige Fähigkeiten so weit die gewöhnlichen Kenntnisse und geistigen Fähigkeiten der Menschen überragen. Bei uns, den unglücklichen Verdorbenen der Civilisation, ist es nicht gebräuchlich, daß Edelleute, wie Sie, im Besitze eines unermeßlichen Vermögens, wenigstens wie man mich versichert, bemerken Sie wohl, ich frage nicht, sondern wiederhole nur, ist es nicht gebräuchlich, sage ich, daß diese Bevorzugten des Reichthums ihre Zeit mit gesellschaftlichen Speculationen, mit philosophischen Träumen verlieren, welche höchstens dazu geeignet sind, die Menschen zu trösten, die das Schicksal der Güter der Erde enterbt hat."

„Ei! ei! mein Herr," versetzte der Graf, „sind Sie denn zu der hohen Stellung, welche Sie einnehmen, gelangt, ohne Ausnahmen zuzulassen oder sogar getroffen zu haben; üben Sie nie Ihren Blick, der doch der Schärfe und Sicherheit so sehr bedürfte, um mit einem Schlage zu errathen, auf wen eben dieser Blick gefallen ist? Müßte nicht ein öffentlicher Beamter, nicht der beste Anwender des Gesetzes, nicht der schlaueste Ausleger der Dunkelheiten der Chicane, sondern eine stählerne Sonde sein, um die Herzen zu prüfen, ein Probirstein, um das Gold zu untersuchen, von welchem jede Seele stets mit mehr oder weniger Legirung gemacht ist?"

„Mein Herr, Sie setzen mich ganz in Verwirrung; bei meinem Worte, ich habe nie Jemand sprechen hören, wie Sie es thun."

„Dies ist der Fall, weil Sie stets in den Kreis allgemeiner Bedingungen eingeschlossen geblieben sind und es nie wagten, sich mit einem Flügelschlage in die höheren Sphären zu erheben, welche Gott mit unsichtbaren und ausnahmsweisen Wesen bevölkert hat."

„Und Sie geben zu, mein Herr, daß diese Sphären bestehen, daß die ausnahmsweisen und unsichtbaren Wesen sich mit uns vermischen?"

„Warum nicht! Erblicken Sie die Luft, welche Sie einathmen und ohne die Sie nicht leben könnten?"

„Wir sehen also die Wesen nicht, von denen Sie sprechen?"

„Doch wohl, Sie sehen dieselben, wenn es Gott gestattet, daß sie sich verkörpern; Sie berühren sie, Sie stoßen auf sie, Sie sprechen mit denselben, sie antworten ihnen."

„Ah!" rief Villefort lächelnd, „ich gestehe, ich möchte wohl davon in Kenntniß gesetzt sein, wenn ein solches Wesen mit mir in Berührung kommt."

„Sie sind nach Ihrem Wunsch bedient worden, mein Herr, denn man hat Sie so eben davon in Kenntniß gesetzt, und ich wiederhole dies."

„Also Sie selbst? . . ."

„Ich bin eines von diesen exceptionellen Wesen, . . . ja, mein Herr, und ich glaube, daß sich bis auf den heutigen Tag noch kein Mensch in einer Stellung befunden hat, welche der meinigen ähnlich gewesen wäre. Die Reiche der Könige sind begrenzt, entweder durch Gebirge, oder durch Flüsse, oder durch den Wechsel der Sitten, oder durch eine Veränderung der Sprache. Mein Reich ist groß wie die Welt, denn ich bin weder Italiener, noch Franzose, noch Hindu, noch Amerikaner, noch Spanier: ich bin Kosmopolit. Kein Land kann sagen, ich gehöre ihm durch die Geburt an. Gott allein weiß, in welchem Lande ich sterben werde. Ich befolge alle Gebräuche, spreche alle Sprachen. Nicht wahr, Sie halten mich für einen Franzosen? denn ich spreche Französisch mit derselben Leichtigkeit und derselben Reinheit, wie Sie. Wohl! Ali, mein Nubier, hält mich für einen Araber; Bertuccio, mein Intendant, glaubt, ich sei ein Römer, und Hayde, meine Sklavin, meint, ich sei ein Grieche. Sie begreifen also: da ich von keinem Lande bin, von keiner Regierung Schutz verlange, keinen Menschen als meinen Bruder anerkenne, so vermag auch keine von den Bedenklichkeiten, welche die Mäch-

tigen zurückhalten, oder keines von den Hindernissen, welche die Schwachen lähmen, mich zu lähmen oder zurückzuhalten. Ich habe nur zwei Gegner; ich sage nicht zwei Besieger, denn durch Beharrlichkeit unterwerfe ich sie: diese Gegner sind die Entfernung und die Zeit. Der dritte und furchtbarste ist mein Zustand als sterblicher Mensch. Dieser allein kann mich auf dem Wege, auf welchem ich fortschreite, und ehe ich das Ziel erreicht habe, nach welchem ich strebe, aufhalten: alles Uebrige habe ich berechnet. Alles, was die Menschen die Wechselfälle des Schicksals nennen, habe ich vorhergesehen, und vermag mich auch einer derselben zu treffen, so kann er mich doch nicht niederwerfen. Sterbe ich nicht, so werde ich immer das sein, was ich bin; deshalb sage ich Ihnen Dinge, die Sie nie gehört haben, selbst nicht einmal aus dem Munde der Könige, denn die Könige bedürfen Ihrer, und die andern Menschen haben Furcht vor Ihnen. Wer sagt sich nicht in einer Gesellschaft, welche so lächerlich organisirt ist, wie die unsere:

„„Vielleicht werde ich eines Tages mit dem Staatsanwalt zu thun haben.““

„Aber, mein Herr, können Sie dies nicht selbst sagen? denn sobald Sie in Frankreich wohnen, sind Sie natürlich den französischen Gesetzen unterworfen.“

„Ich weiß es, mein Herr,“ erwiederte Monte Christo, „doch wenn ich in ein Land gehen muß, fange ich damit an, daß ich durch Mittel, die nur mir eigenthümlich sind, alle Menschen studire, von denen ich etwas zu fürchten oder zu hoffen haben kann, und es gelingt mir, sie eben so gut oder vielleicht noch besser kennen zu lernen, als sie sich selbst kennen. Das Resultat hievon ist, daß der Staatsanwalt, welcher es auch sein mag, wenn ich mit ihm zu thun habe, mehr in Verlegenheit sein wird, als ich.“

„Damit wollen Sie sagen,“ versetzte Villefort zögernd, „daß bei der Schwäche der menschlichen Natur

jeder Mensch, Ihrer Ansicht nach, ... Fehler begangen hat?"

„Fehler oder Verbrechen," sprach Monte Christo mit gleichgültigem Tone.

„Und daß Sie allein unter den Menschen, welche Sie, wie Sie selbst sagten, nicht als Ihre Brüder anerkennen," versetzte Villefort mit leicht bebender Stimme, ... „und daß Sie allein vollkommen sind?"

„Nein, nicht vollkommen, sondern nur undurchdringlich. Doch genug hievon, mein Herr; wenn Ihnen das Gespräch mißfällt, so bin ich eben so wenig durch Ihre Justiz bedroht, als Sie durch mein doppeltes Gesicht."

„Nein! nein! mein Herr," entgegnete rasch Herr von Villefort, der ohne Zweifel befürchtete, es könnte scheinen, als wollte er das Terrain aufgeben. „Durch Ihr glänzendes und beinahe erhabenes Gespräch haben Sie mich über die gewöhnlichen Niveaux erhoben; wir plaudern nicht mehr, wir sind in Abhandlungen begriffen. Sie wissen aber, welche grausame Wahrheiten die Theologen auf ihrem Lehrstuhle in der Sorbonne oder die Philosophen bei ihren Disputationen sich oft sagen: nehmen wir an, wir treiben sociale Theologie oder theologische Philosophie, so werde ich Ihnen ganz einfach bemerken: „„Mein Bruder, Sie fröhnen dem Stolze, Sie stehen über Andern, aber Gott steht über Ihnen.""

„Ueber Allen," erwiederte Monte Christo mit so tiefer Bewegung, daß Villefort unwillkührlich schauerte. „Ich habe meinen Stolz für die Menschen, für diese Schlangen, welche stets bereit sind, sich gegen denjenigen zu erheben, der sie mit der Stirne überragt, ohne sie mit dem Fuße zu zertreten. Doch vor Gott, der mich aus dem Nichts hervorgezogen hat, um mich zu dem zu machen, was ich bin, lege ich diesen Stolz ab."

„Dann bewundere ich Sie, mein Herr Graf," sprach Villefort, welcher zum ersten Male bei der selt-

samen Unterredung sich dieser aristokratischen Form dem Fremden gegenüber bediente, den er bis dahin nur „mein Herr" genannt hatte. „Ja, ich sage Ihnen, wenn Sie wirklich stark, wirklich erhaben, wirklich heilig oder undurchdringlich sind, was, Sie haben Recht, am Ende auf dasselbe herauskommt, so seien Sie stolz, es ist das Gesetz der Herrschaften . . . Aber Sie haben doch irgend einen Ehrgeiz?"

„Ich hatte einen, mein Herr."

„Welchen?"

„Auch ich bin, wie dies allen Menschen einmal im Leben begegnet, von Satan auf den höchsten Berg der Erde erhoben worden; hier angelangt, zeigte er mir die ganze Welt und sagte zu mir, wie er einst zu Christus gesagt hatte: „„Sprich, Menschenkind, was willst du, wenn du mich anbeten sollst?"" Ich sann lange nach, denn seit geraumer Zeit zehrte wirklich ein furchtbarer Ehrgeiz an meinem Herzen; dann antwortete ich ihm: „„Ich habe stets von der Vorsehung sprechen hören, und dennoch habe ich sie nie erschaut, noch irgend etwas, was ihr gleicht, und das bringt mich auf den Glauben, sie bestehe gar nicht; ich will die Vorsehung sein, denn das Schönste, das Größte, das Erhabenste, was ich kenne, ist belohnen und strafen."" Aber Satan neigte das Haupt, stieß einen Seufzer aus und erwiederte: „„Du irrst dich, die Vorsehung besteht; nur siehst du sie nicht, weil sie, eine Tochter Gottes, unsichtbar ist, wie ihr Vater. Du hast nichts gesehen, was ihr gleicht, weil sie mit verborgenen Federn zu Werke geht und auf dunkeln, unbekannten Wegen wandelt. Alles, was ich für dich thun kann, besteht darin, daß ich dich zu einem der Werkzeuge der Vorsehung mache."" Der Handel wurde abgeschlossen, ich verliere dabei vielleicht meine Seele; doch gleichviel, wäre der Handel noch einmal zu machen, ich machte ihn auch noch einmal."

jeder Mensch, Ihrer Ansicht nach, ... Fehler begangen hat?"

„Fehler oder Verbrechen," sprach Monte Christo mit gleichgültigem Tone.

„Und daß Sie allein unter den Menschen, welche Sie, wie Sie selbst sagten, nicht als Ihre Brüder anerkennen," versetzte Villefort mit leicht bebender Stimme, ... „und daß Sie allein vollkommen sind?"

„Nein, nicht vollkommen, sondern nur undurchdringlich. Doch genug hievon, mein Herr; wenn Ihnen das Gespräch mißfällt, so bin ich eben so wenig durch Ihre Justiz bedroht, als Sie durch mein doppeltes Gesicht."

„Nein! nein! mein Herr," entgegnete rasch Herr von Villefort, der ohne Zweifel befürchtete, es könnte scheinen, als wollte er das Terrain aufgeben. „Durch Ihr glänzendes und beinahe erhabenes Gespräch haben Sie mich über die gewöhnlichen Niveaux erhoben; wir plaudern nicht mehr, wir sind in Abhandlungen begriffen. Sie wissen aber, welche grausame Wahrheiten die Theologen auf ihrem Lehrstuhle in der Sorbonne oder die Philosophen bei ihren Disputationen sich oft sagen: nehmen wir an, wir treiben sociale Theologie oder theologische Philosophie, so werde ich Ihnen ganz einfach bemerken: „„Mein Bruder, Sie fröhnen dem Stolze, Sie stehen über Andern, aber Gott steht über Ihnen.""

„Ueber Allen," erwiederte Monte Christo mit so tiefer Bewegung, daß Villefort unwillkührlich schauerte. „Ich habe meinen Stolz für die Menschen, für diese Schlangen, welche stets bereit sind, sich gegen denjenigen zu erheben, der sie mit der Stirne überragt, ohne sie mit dem Fuße zu zertreten. Doch vor Gott, der mich aus dem Nichts hervorgezogen hat, um mich zu dem zu machen, was ich bin, lege ich diesen Stolz ab."

„Dann bewundere ich Sie, mein Herr Graf," sprach Villefort, welcher zum ersten Male bei der selt-

samen Unterredung sich dieser aristokratischen Form dem Fremden gegenüber bediente, den er bis dahin nur „mein Herr" genannt hatte. „Ja, ich sage Ihnen, wenn Sie wirklich stark, wirklich erhaben, wirklich heilig oder undurchdringlich sind, was, Sie haben Recht, am Ende auf dasselbe herauskommt, so seien Sie stolz, es ist das Gesetz der Herrschaften . . . Aber Sie haben doch irgend einen Ehrgeiz?"

„Ich hatte einen, mein Herr."

„Welchen?"

„Auch ich bin, wie dies allen Menschen einmal im Leben begegnet, von Satan auf den höchsten Berg der Erde erhoben worden; hier angelangt, zeigte er mir die ganze Welt und sagte zu mir, wie er einst zu Christus gesagt hatte: „„Sprich, Menschenkind, was willst du, wenn du mich anbeten sollst?"" Ich sann lange nach, denn seit geraumer Zeit zehrte wirklich ein furchtbarer Ehrgeiz an meinem Herzen; dann antwortete ich ihm: „„Ich habe stets von der Vorsehung sprechen hören, und dennoch habe ich sie nie erschaut, noch irgend etwas, was ihr gleicht, und das bringt mich auf den Glauben, sie bestehe gar nicht; ich will die Vorsehung sein, denn das Schönste, das Größte, das Erhabenste, was ich kenne, ist belohnen und strafen."" Aber Satan neigte das Haupt, stieß einen Seufzer aus und erwiederte: „„Du irrst dich, die Vorsehung besteht; nur siehst du sie nicht, weil sie, eine Tochter Gottes, unsichtbar ist, wie ihr Vater. Du hast nichts gesehen, was ihr gleicht, weil sie mit verborgenen Federn zu Werke geht und auf dunkeln, unbekannten Wegen wandelt. Alles, was ich für dich thun kann, besteht darin, daß ich dich zu einem der Werkzeuge der Vorsehung mache."" Der Handel wurde abgeschlossen, ich verliere dabei vielleicht meine Seele; doch gleichviel, wäre der Handel noch einmal zu machen, ich machte ihn auch noch einmal."

„Warum nicht! Erblicken Sie die Luft, welche Sie einathmen und ohne die Sie nicht leben könnten?"

„Wir sehen also die Wesen nicht, von denen Sie sprechen?"

„Doch wohl, Sie sehen dieselben, wenn es Gott gestattet, daß sie sich verkörpern; Sie berühren sie, Sie stoßen auf sie, Sie sprechen mit denselben, sie antworten ihnen."

„Ah!" rief Villefort lächelnd, „ich gestehe, ich möchte wohl davon in Kenntniß gesetzt sein, wenn ein solches Wesen mit mir in Berührung kommt."

„Sie sind nach Ihrem Wunsch bedient worden, mein Herr, denn man hat Sie so eben davon in Kenntniß gesetzt, und ich wiederhole dies."

„Also Sie selbst? . . ."

„Ich bin eines von diesen exceptionellen Wesen, . . . ja, mein Herr, und ich glaube, daß sich bis auf den heutigen Tag noch kein Mensch in einer Stellung befunden hat, welche der meinigen ähnlich gewesen wäre. Die Reiche der Könige sind begrenzt, entweder durch Gebirge, oder durch Flüsse, oder durch den Wechsel der Sitten, oder durch eine Veränderung der Sprache. Mein Reich ist groß wie die Welt, denn ich bin weder Italiener, noch Franzose, noch Hindu, noch Amerikaner, noch Spanier: ich bin Kosmopolit. Kein Land kann sagen, ich gehöre ihm durch die Geburt an. Gott allein weiß, in welchem Lande ich sterben werde. Ich befolge alle Gebräuche, spreche alle Sprachen. Nicht wahr, Sie halten mich für einen Franzosen? denn ich spreche Französisch mit derselben Leichtigkeit und derselben Reinheit, wie Sie. Wohl! Ali, mein Nubier, hält mich für einen Araber; Bertuccio, mein Intendant, glaubt, ich sei ein Römer, und Hayde, meine Sklavin, meint, ich sei ein Grieche. Sie begreifen also: da ich von keinem Lande bin, von keiner Regierung Schutz verlange, keinen Menschen als meinen Bruder anerkenne, so vermag auch keine von den Bedenklichkeiten, welche die Mäch-

tigen zurückhalten, oder keines von den Hindernissen, welche die Schwachen lähmen, mich zu lähmen oder zurückzuhalten. Ich habe nur zwei Gegner; ich sage nicht zwei Besieger, denn durch Beharrlichkeit unterwerfe ich sie: diese Gegner sind die Entfernung und die Zeit. Der dritte und furchtbarste ist mein Zustand als sterblicher Mensch. Dieser allein kann mich auf dem Wege, auf welchem ich fortschreite, und ehe ich das Ziel erreicht habe, nach welchem ich strebe, aufhalten: alles Uebrige habe ich berechnet. Alles, was die Menschen die Wechselfälle des Schicksals nennen, habe ich vorhergesehen, und vermag mich auch einer derselben zu treffen, so kann er mich doch nicht niederwerfen. Sterbe ich nicht, so werde ich immer das sein, was ich bin; deshalb sage ich Ihnen Dinge, die Sie nie gehört haben, selbst nicht einmal aus dem Munde der Könige, denn die Könige bedürfen Ihrer, und die andern Menschen haben Furcht vor Ihnen. Wer sagt sich nicht in einer Gesellschaft, welche so lächerlich organisirt ist, wie die unsere:

„„Vielleicht werde ich eines Tages mit dem Staatsanwalt zu thun haben.““

„Aber, mein Herr, können Sie dies nicht selbst sagen? denn sobald Sie in Frankreich wohnen, sind Sie natürlich den französischen Gesetzen unterworfen.“

„Ich weiß es, mein Herr,“ erwiederte Monte Christo, „doch wenn ich in ein Land gehen muß, fange ich damit an, daß ich durch Mittel, die nur mir eigenthümlich sind, alle Menschen studire, von denen ich etwas zu fürchten oder zu hoffen haben kann, und es gelingt mir, sie eben so gut oder vielleicht noch besser kennen zu lernen, als sie sich selbst kennen. Das Resultat hievon ist, daß der Staatsanwalt, welcher es auch sein mag, wenn ich mit ihm zu thun habe, mehr in Verlegenheit sein wird, als ich.“

„Damit wollen Sie sagen,“ versetzte Villefort zögernd, „daß bei der Schwäche der menschlichen Natur

jeder Mensch, Ihrer Ansicht nach, ... Fehler begangen hat?"

„Fehler oder Verbrechen," sprach Monte Christo mit gleichgültigem Tone.

„Und daß Sie allein unter den Menschen, welche Sie, wie Sie selbst sagten, nicht als Ihre Brüder anerkennen," versetzte Villefort mit leicht bebender Stimme, ... „und daß Sie allein vollkommen sind?"

„Nein, nicht vollkommen, sondern nur undurchdringlich. Doch genug hievon, mein Herr; wenn Ihnen das Gespräch mißfällt, so bin ich eben so wenig durch Ihre Justiz bedroht, als Sie durch mein doppeltes Gesicht."

„Nein! nein! mein Herr," entgegnete rasch Herr von Villefort, der ohne Zweifel befürchtete, es könnte scheinen, als wollte er das Terrain aufgeben. „Durch Ihr glänzendes und beinahe erhabenes Gespräch haben Sie mich über die gewöhnlichen Niveaux erhoben; wir plaudern nicht mehr, wir sind in Abhandlungen begriffen. Sie wissen aber, welche grausame Wahrheiten die Theologen auf ihrem Lehrstuhle in der Sorbonne oder die Philosophen bei ihren Disputationen sich oft sagen: nehmen wir an, wir treiben sociale Theologie oder theologische Philosophie, so werde ich Ihnen ganz einfach bemerken: „„Mein Bruder, Sie fröhnen dem Stolze, Sie stehen über Andern, aber Gott steht über Ihnen.""

„Ueber Allen," erwiederte Monte Christo mit so tiefer Bewegung, daß Villefort unwillkührlich schauerte. „Ich habe meinen Stolz für die Menschen, für diese Schlangen, welche stets bereit sind, sich gegen denjenigen zu erheben, der sie mit der Stirne überragt, ohne sie mit dem Fuße zu zertreten. Doch vor Gott, der mich aus dem Nichts hervorgezogen hat, um mich zu dem zu machen, was ich bin, lege ich diesen Stolz ab."

„Dann bewundere ich Sie, mein Herr Graf," sprach Villefort, welcher zum ersten Male bei der selt-

samen Unterredung sich dieser aristokratischen Form dem Fremden gegenüber bediente, den er bis dahin nur „mein Herr“ genannt hatte. „Ja, ich sage Ihnen, wenn Sie wirklich stark, wirklich erhaben, wirklich heilig oder undurchdringlich sind, was, Sie haben Recht, am Ende auf dasselbe herauskommt, so seien Sie stolz, es ist das Gesetz der Herrschaften . . . Aber Sie haben doch irgend einen Ehrgeiz?“

„Ich hatte einen, mein Herr.“

„Welchen?“

„Auch ich bin, wie dies allen Menschen einmal im Leben begegnet, von Satan auf den höchsten Berg der Erde erhoben worden; hier angelangt, zeigte er mir die ganze Welt und sagte zu mir, wie er einst zu Christus gesagt hatte: „„Sprich, Menschenkind, was willst du, wenn du mich anbeten sollst?““ Ich sann lange nach, denn seit geraumer Zeit zehrte wirklich ein furchtbarer Ehrgeiz an meinem Herzen; dann antwortete ich ihm: „„Ich habe stets von der Vorsehung sprechen hören, und dennoch habe ich sie nie erschaut, noch irgend etwas, was ihr gleicht, und das bringt mich auf den Glauben, sie bestehe gar nicht; ich will die Vorsehung sein, denn das Schönste, das Größte, das Erhabenste, was ich kenne, ist belohnen und strafen.““ Aber Satan neigte das Haupt, stieß einen Seufzer aus und erwiederte: „„Du irrst dich, die Vorsehung besteht; nur siehst du sie nicht, weil sie, eine Tochter Gottes, unsichtbar ist, wie ihr Vater. Du hast nichts gesehen, was ihr gleicht, weil sie mit verborgenen Federn zu Werke geht und auf dunkeln, unbekannten Wegen wandelt. Alles, was ich für dich thun kann, besteht darin, daß ich dich zu einem der Werkzeuge der Vorsehung mache.““ Der Handel wurde abgeschlossen, ich verliere dabei vielleicht meine Seele; doch gleichviel, wäre der Handel noch einmal zu machen, ich machte ihn auch noch einmal.“

Villefort schaute Monte Christo mit dem höchsten Erstaunen an und fragte:

„Haben Sie Verwandte, Herr Graf?"

„Nein, mein Herr, ich bin allein auf der Welt."

„Desto schlimmer."

„Warum?"

„Weil Sie ein Schauspiel hätten sehen können, das geeignet gewesen wäre, Ihren Stolz zu brechen. Sie sagen, Sie fürchten nur den Tod?"

„Ich sage nicht, daß ich ihn fürchte, ich sage nur, er könne mich aufhalten."

„Und das Alter?"

„Meine Sendung wird vollendet sein, ehe ich alt bin."

„Und den Wahnsinn?"

„Ich bin beinahe wahnsinnig geworden, und Sie kennen das Axiom non bis idem; es ist ein strafrechtliches Axiom und gehört folglich zu Ihrem Ressort."

„Mein Herr," versetzte Villefort, „es gibt noch etwas Anderes zu fürchten, als den Tod, das Alter oder den Wahnsinn: zum Beispiel den Schlagfluß, diesen Wetterstrahl, der Sie trifft, ohne Sie zu zerstören, und wonach dennoch Alles vorbei ist. Sie sind es immer noch, und dennoch sind Sie nicht mehr Sie. Sie, der Sie, wie Ariel, zunächst dem Engel standen, sind nur noch eine träge Masse, welche, wie Caliban, an das Thier grenzt; das nennt man ganz einfach in der menschlichen Sprache, wie ich Ihnen sagte, Schlagfluß. Beliebt es Ihnen, dieses Gespräch in meinem Hause fortzusetzen, Herr Graf, so kommen Sie, wenn Sie einmal Lust haben, einen Gegner zu treffen, der fähig ist, Sie zu begreifen, und begierig, Sie zu widerlegen, und ich zeige Ihnen meinen Vater, Herrn Noirtier von Villefort, einen der heftigsten Jacobiner der französischen Revolution, das heißt, die glänzendste Kühnheit im Dienste der kräftigsten Organisation, einen Mann, der vielleicht nicht, wie Sie, alle Reiche der Erde gesehen, aber zum Umsturz von einem der mächtigsten beigetragen

hat, einen Mann, der sich für einen der Abgesandten, nicht Gottes, sondern des höchsten Wesens, nicht der Vorsehung, sondern des Verhängnisses hielt; nun mein Herr, das Zerspringen eines Blutgefässes in einem Gehirnlappen hat dies Alles zerstört, und zwar nicht an einem Tage, nicht in einer Stunde, sondern in einer Sekunde. Herr Noirtier, gestern noch ein ehemaliger Jacobiner, ein ehemaliger Senator, ein ehemaliger Carbonaro, lachend über die Guillotine, lachend über die Kanone, lachend über den Dolch, Herr Noirtier, der mit Revolutionen spielte, Herr Noirtier, der Frankreich nur noch als ein großes Schachbrett betrachtete, von dem Bauern, Thürme, Ritter und Königin verschwinden mußten, weil der König matt war, Herr von Noirtier, der so furchtbare und so gefürchtete, war am andern Tage nur der arme Herr Noirtier, ein unbeweglicher Greis, dem Willen des schwächsten Wesens vom ganzen Hause, seiner Enkelin Valentine, anheimgegeben; ein stummer, erkalteter Körper, der nur noch ohne Freuden und, ich hoffe, auch ohne Leiden lebt, um der Materie Zeit zu lassen, ohne einen äußern Anstoß zur völligen Auflösung zu gelangen."

„Ah! dieses Schauspiel ist weder meinen Augen, noch meinem Geiste fremd," entgegnete Monte Christo, „ich bin ein wenig Arzt und habe, wie meine Collegen, wiederholt die Seele in der lebendigen oder in der todten Materie gesucht, und sie ist, wie die Vorsehung, obgleich meinem Herzen gegenwärtig, doch für meine Augen unsichtbar geblieben. Hundert Schriftsteller haben seit Sokrates, seit Seneca, seit dem heiligen Augustin, seit Gall die Vergleichung gemacht, welche Sie machten, aber dennoch begreife ich, daß die Leiden eines Vaters große Veränderungen in dem Geiste eines Sohnes hervorbringen können. Da Sie mich dazu auffordern, mein Herr, so werde ich zum Nutzen meiner Demuth dieses furchtbare Schauspiel betrachten, das Ihr Haus sehr betrüben muß."

„Es wäre dies ohne Zweifel der Fall, hätte mir Gott nicht eine reiche Entschädigung gegeben. Dem sich nach dem Grabe schleppenden Greise gegenüber stehen zwei Kinder, welche in das Leben eintraten: Valentine, eine Tochter aus meiner ersten Ehe mit Fräulein Renée von Saint-Meran, und Eduard, der Sohn, dem Sie das Leben gerettet haben."

„Und was schließen Sie aus dieser Entschädigung, mein Herr?" fragte Monte Christo.

„Ich schließe daraus, daß mein Vater, durch die Leidenschaften irre geführt, eines von jenen Versehen begangen hat, welche der menschlichen Gerechtigkeit entgehen, aber von der Gerechtigkeit Gottes wahrgenommen werden! . . . und daß Gott, der nur eine Person treffen wollte, auch nur eine geschlagen hat."

Ein Lächeln auf den Lippen, stieß Monte Christo in der Tiefe seines Herzens ein Gebrülle aus, das Villefort in die Flucht getrieben haben würde, wenn Villefort es hätte hören können!

„Leben Sie wohl, mein Herr," sagte Villefort, welcher schon seit einiger Zeit aufgestanden war und stehend sprach; „indem ich Sie verlasse, trage ich ein Andenken der Hochachtung mit mir fort, das Ihnen hoffentlich angenehm sein wird, wenn Sie mich näher kennen, denn ich bin nichts weniger, als ein Mensch vom Alltagsschlage. Ueberdies haben Sie sich Frau von Villefort für ewige Zeit zur Freundin gemacht."

Der Graf verbeugte sich und begleitete Herrn von Villefort nur bis an die Thüre seines Cabinets; der Staatsanwalt kehrte zu seinem Wagen zurück, wobei zwei Lackeien voraus eilten, welche ihm auf den Wink ihres Herrn den Schlag öffneten.

Als Villefort verschwunden war, sprach Monte Christo, mit aller Anstrengung einen Seufzer aus seiner gepreßten Brust ausstoßend:

„Auf, auf, genug des Giftes, und nun, da mein Herz voll davon ist, wollen wir das Gegengift suchen."

Und er schlug ein Mal auf das Glöckchen und sagte zu dem eintretenden Ali:

„Ich gehe zu Madame hinauf; in einer halben Stunde muß der Wagen bereit sein.

Neuntes Kapitel.

Hayde.

Man erinnert sich, wer die neuen oder vielmehr alten Bekannten des Grafen Monte Christo waren, welche in der Rue Meslai wohnten: Maximilian, Julie und Emmanuel.

Die Hoffnung auf den angenehmen Besuch, den er zu machen gedachte, auf die paar glücklichen Augenblicke, die er zubringen würde, auf den Schimmer des Paradieses, welcher in die Hölle gleiten sollte, in die er sich freiwillig versetzt hatte, verbreitete von der Minute, wo er Villefort aus dem Gesichte verlor, die reizendste Heiterkeit über das Antlitz des Grafen, und als Ali, der bei dem Klange des Glöckchens herbeigelaufen war, dieses von einer so seltenen Freude strahlende Gesicht erblickte, zog er sich auf der Fußspitze und mit gehemmtem Athem zurück; als wollte er die guten Gedanken nicht scheu machen, die er seinen Gebieter umschweben zu sehen glaubte.

Es war Mittag: der Graf hatte sich eine Stunde vorbehalten, um zu Hayde hinaufzugehen; man hätte glauben sollen, die Freude könnte nicht mit einem Schlage

in diese so lange gebrochene Seele zurückkehren, und sie müßte sich auf die sanften Bewegungen vorbereiten, wie sich andere Seelen auf heftige Erschütterungen vorbereiten müssen.

Die schöne Griechin befand sich erwähnter Maßen in einer Wohnung, welche von der des Grafen völlig getrennt war. Ihre Gemächer hatte man ganz auf orientalische Weise ausgeschmückt, das heißt die Böden waren mit dicken türkischen Teppichen bedeckt, Brocatstoffe fielen an den Wänden herab, und in jedem Zimmer breitete sich ein großer Divan rings umher mit Haufen von Kissen aus, die sich nach der Willkühr derjenigen, welche davon Gebrauch machten, von einer Stelle zur andern versetzen ließen.

Hayde hatte drei französische Kammerfrauen und eine griechische. Die drei französischen Kammerfrauen verweilten im ersten Zimmer, bereit auf den Ton eines goldenen Glöckchens herbeizulaufen und den Befehlen der romaischen Sklavin zu gehorchen, welche hinreichend Französisch sprach, um den Willen ihrer Gebieterin diesen drei Frauen zu verdolmetschen, die nach der Vorschrift von Monte Christo Hayde mit der Rücksicht zu behandeln hatten, die man nur gegen eine Königin beobachtet.

Die Griechin befand sich in dem hintersten Zimmer ihrer Wohnung, in einer Art von rundem, nur von oben beleuchtetem Boudoir, in welches das Licht durch Scheiben von rosenfarbigem Glase drang. Sie lag auf dem Boden auf Kissen von blauem, mit Silber durchwirktem Atlas, halb zurückgelehnt auf den Divan, den Kopf mit ihrem weich gerundeten rechten Arme umrahmend, während sie mit der Linken an ihre Lippen die Korallenspitze hielt, in welche das biegsame Rohr einer persischen Pfeife eingefügt war, die den Dampf in ihren Mund nur durch das Benzoewasser parfumirt gelangen ließ, durch das ihn ihr sanfter Athem zu ziehen zwang.

Ihre Lage, obgleich ganz natürlich für eine Frau aus dem Orient, wäre vielleicht für eine Französin von einer zu sehr gesuchten Coquetterie gewesen.

Ihr Anzug war der der epirotischen Frauen; sie trug nämlich Beinkleider von weißem, mit rosenfarbigen Blumen brochirtem Atlaß, welche zwei Kinderfüße entblößt ließen, von denen man hätte glauben sollen, sie wären von parischem Marmor, hätte man sie nicht mit zwei kleinen, mit Gold und Perlen gestickten Sandalen mit aufwärts gebogenen Spitzen spielen sehen; eine blau und weiß gestreifte Jacke mit weiten, unten geschlitzten Aermeln, mit silbernen Knopflöchern und Knöpfen von Perlen; endlich eine Art von Leibchen, das durch seinen herzförmigen Schnitt den Hals und den ganzen obern Theil der Brust sehen ließ und unterhalb des Busens mit drei Diamantknöpfen geschlossen wurde. Der untere Theil des Leibchens und der obere des Beinkleides verschwanden unter einem von jenen Gürteln mit den lebhaften Farben und den langen seidenen Fransen, auf deren Besitz unsere eleganten Pariserinnen so stolz sind.

Auf dem Kopfe hatte sie ein mit Gold und Perlen gesticktes, auf die Seite geneigtes Mützchen, und unter dem Mützchen auf der Seite, auf welche sich dasselbe herabneigte, trat eine schöne, natürliche, purpurrothe Rose, vermischt mit Haaren, so schwarz, daß sie blau zu sein schienen, hervor.

Die Schönheit dieses Gesichtes war die griechische Schönheit in der ganzen Vollendung ihres Typus, mit ihren großen, schwarzen, sammetartigen Augen, mit ihrer marmornen Stirne, mit ihrer geraden Nase, ihren Korallenlippen und ihren Perlzähnen.

Dann war über dieses reizende Ganze die Jugend mit all ihrem Schimmer, mit all ihrem Wohlgeruch ausgebreitet; Haydee mochte kaum neunzehn bis zwanzig Jahre alt sein.

Monte Christo rief der griechischen Kammerfrau und

ließ Haydé um Erlaubniß bitten, bei ihr eintreten zu dürfen.

Statt jeder Antwort hieß Haydé ihre Zofe den Vorhang zurückschlagen, welcher an der Thüre angebracht war, deren Simswerk das junge Mädchen wie ein reizendes Gemälde umrahmte.

Monte Christo trat ein.

Haydé erhob sich auf den Ellenbogen, reichte dem Grafen ihre Hand, lächelte ihm freundlich entgegen und sagte in der wohlklingenden Sprache der Töchter von Spárta und Athen:

„Warum läßt Du mich um Erlaubniß bitten, bei mir eintreten zu dürfen? Bist Du nicht mehr mein Gebieter, bin ich nicht mehr Deine Sklavin?"

Monte Christo lächelte ebenfalls und erwiederte:

„Haydé, Sie wissen . . ."

„Warum sagst Du nicht mehr Du zu mir, wie gewöhnlich?" unterbrach ihn die junge Griechin; „habe ich denn irgend ein Versehen begangen? Dann mußt Du mich bestrafen und nicht mehr Sie nennen."

„Haydé," entgegnete der Graf, „Du weißt, daß wir in Frankreich sind, und daß Du folglich frei bist."

„Frei, was zu thun?" fragte das Mädchen.

„Es steht Dir frei, mich zu verlassen."

„Dich verlassen! . . . Und warum sollte ich Dich verlassen?"

„Was weiß ich? Wir werden die Welt sehen."

„Ich will Niemand sehen."

„Und wenn Du unter den jungen Leuten, denen Du begegnen wirst, einen träfest, der Dir gefiele, so wäre ich nicht so ungerecht . . ."

„Ich habe keinen schöneren Mann, als Du bist, gesehen, und nie einen andern geliebt, als meinen Vater und Dich."

„Armes Kind," sagte Monte Christo, „Du hast beinahe Niemand gesprochen, außer mir und Deinem Vater."

„Wohl! was brauche ich mit Anderen zu sprechen? Mein Vater nannte mich seine Freude, Du nennst mich Deine Liebe, und Ihr Beide nennt mich Euer Kind."

„Du erinnerst Dich Deines Vaters, Haydee?"

Das junge Mädchen lächelte.

„Er ist da und da," sprach die Griechin, ihre Hand auf ihre Augen und auf ihr Herz legend.

„Und ich, wo bin ich?" fragte lächelnd Monte Christo.

„Du," erwiederte sie, „Du bist überall."

Monte Christo nahm die Hand von Haydee, um sie zu küssen, aber das naive Kind entzog ihm seine Hand und bot ihm die Stirne dar.

„Nun weißt Du, Haydee," sprach der Graf, „daß Du frei, daß Du Gebieterin, daß Du Königin bist; Du kannst Deine Tracht beibehalten oder nach Deiner Laune aufgeben. Du bleibst hier, wenn Du bleiben willst, Du fährst aus, wenn Du ausfahren willst; es wird stets ein Wagen für Dich angespannt sein, Ali und Myrtho begleiten Dich überallhin und sind zu Deinem Befehl; nur bitte ich Dich um eines."

„Sprich."

„Bewahre das Geheimniß Deiner Geburt, sage kein Wort über Deine Vergangenheit, nenne bei keiner Veranlassung den Namen Deines erhabenen Vaters oder den Deiner armen Mutter."

„Herr, ich habe Dir bereits gesagt, daß ich Niemand sehen werde."

„Höre mich, Haydee: diese orientalische Abgeschlossenheit wird Dir in Paris vielleicht unmöglich werden, fahre fort, das Leben in unsern nördlichen Ländern kennen zu lernen, wie Du dies in Rom, in Florenz, in Mailand und in Madrid gethan hast; dies wird Dir immerhin nützlich sein, magst Du nun beständig hier leben oder nach dem Orient zurückkehren."

Villefort schaute Monte Christo mit dem höchsten Erstaunen an und fragte:

„Haben Sie Verwandte, Herr Graf?"

„Nein, mein Herr, ich bin allein auf der Welt."

„Desto schlimmer."

„Warum?"

„Weil Sie ein Schauspiel hätten sehen können, das geeignet gewesen wäre, Ihren Stolz zu brechen. Sie sagen, Sie fürchten nur den Tod?"

„Ich sage nicht, daß ich ihn fürchte, ich sage nur, er könne mich aufhalten."

„Und das Alter?"

„Meine Sendung wird vollendet sein, ehe ich alt bin."

„Und den Wahnsinn?"

„Ich bin beinahe wahnsinnig geworden, und Sie kennen das Axiom non bis idem; es ist ein strafrechtliches Axiom und gehört folglich zu Ihrem Ressort."

„Mein Herr," versetzte Villefort, „es gibt noch etwas Anderes zu fürchten, als den Tod, das Alter oder den Wahnsinn: zum Beispiel den Schlagfluß, diesen Wetterstrahl, der Sie trifft, ohne Sie zu zerstören, und wonach dennoch Alles vorbei ist. Sie sind es immer noch, und dennoch sind Sie nicht mehr Sie. Sie, der Sie, wie Ariel, zunächst dem Engel standen, sind nur noch eine träge Masse, welche, wie Caliban, an das Thier grenzt; das nennt man ganz einfach in der menschlichen Sprache, wie ich Ihnen sagte, Schlagfluß. Beliebt es Ihnen, dieses Gespräch in meinem Hause fortzusetzen, Herr Graf, so kommen Sie, wenn Sie einmal Lust haben, einen Gegner zu treffen, der fähig ist, Sie zu begreifen, und begierig, Sie zu widerlegen, und ich zeige Ihnen meinen Vater, Herrn Noirtier von Villefort, einen der heftigsten Jacobiner der französischen Revolution, das heißt, die glänzendste Kühnheit im Dienste der kräftigsten Organisation, einen Mann, der vielleicht nicht, wie Sie, alle Reiche der Erde gesehen, aber zum Umsturz von einem der mächtigsten beigetragen

hat, einen Mann, der sich für einen der Abgesandten, nicht Gottes, sondern des höchsten Wesens, nicht der Vorsehung, sondern des Verhängnisses hielt; nun mein Herr, das Zerspringen eines Blutgefässes in einem Gehirnlappen hat dies Alles zerstört, und zwar nicht an einem Tage, nicht in einer Stunde, sondern in einer Sekunde. Herr Noirtier, gestern noch ein ehemaliger Jacobiner, ein ehemaliger Senator, ein ehemaliger Carbonaro, lachend über die Guillotine, lachend über die Kanone, lachend über den Dolch, Herr Noirtier, der mit Revolutionen spielte, Herr Noirtier, der Frankreich nur noch als ein großes Schachbrett betrachtete, von dem Bauern, Thürme, Ritter und Königin verschwinden mußten, weil der König matt war, Herr von Noirtier, der so furchtbare und so gefürchtete, war am andern Tage nur der arme Herr Noirtier, ein unbeweglicher Greis, dem Willen des schwächsten Wesens vom ganzen Hause, seiner Enkelin Valentine, anheimgegeben; ein stummer, erkalteter Körper, der nur noch ohne Freuden und, ich hoffe, auch ohne Leiden lebt, um der Materie Zeit zu lassen, ohne einen äußern Anstoß zur völligen Auflösung zu gelangen."

„Ah! dieses Schauspiel ist weder meinen Augen, noch meinem Geiste fremd," entgegnete Monte Christo, „ich bin ein wenig Arzt und habe, wie meine Collegen, wiederholt die Seele in der lebendigen oder in der todten Materie gesucht, und sie ist, wie die Vorsehung, obgleich meinem Herzen gegenwärtig, doch für meine Augen unsichtbar geblieben. Hundert Schriftsteller haben seit Sokrates, seit Seneca, seit dem heiligen Augustin, seit Gall die Vergleichung gemacht, welche Sie machten, aber dennoch begreife ich, daß die Leiden eines Vaters große Veränderungen in dem Geiste eines Sohnes hervorbringen können. Da Sie mich dazu auffordern, mein Herr, so werde ich zum Nutzen meiner Demuth dieses furchtbare Schauspiel betrachten, das Ihr Haus sehr betrüben muß."

„Es wäre dies ohne Zweifel der Fall, hätte mir Gott nicht eine reiche Entschädigung gegeben. Dem sich nach dem Grabe schleppenden Greise gegenüber stehen zwei Kinder, welche in das Leben eintraten: Valentine, eine Tochter aus meiner ersten Ehe mit Fräulein Renée von Saint-Meran, und Eduard, der Sohn, dem Sie das Leben gerettet haben."

„Und was schließen Sie aus dieser Entschädigung, mein Herr?" fragte Monte Christo.

„Ich schließe daraus, daß mein Vater, durch die Leidenschaften irre geführt, eines von jenen Versehen begangen hat, welche der menschlichen Gerechtigkeit entgehen, aber von der Gerechtigkeit Gottes wahrgenommen werden! . . . und daß Gott, der nur eine Person treffen wollte, auch nur eine geschlagen hat."

Ein Lächeln auf den Lippen, stieß Monte Christo in der Tiefe seines Herzens ein Gebrülle aus, das Villefort in die Flucht getrieben haben würde, wenn Villefort es hätte hören können!

„Leben Sie wohl, mein Herr," sagte Villefort, welcher schon seit einiger Zeit aufgestanden war und stehend sprach; „indem ich Sie verlasse, trage ich ein Andenken der Hochachtung mit mir fort, das Ihnen hoffentlich angenehm sein wird, wenn Sie mich näher kennen, denn ich bin nichts weniger, als ein Mensch vom Alltagsschlage. Ueberdies haben Sie sich Frau von Villefort für ewige Zeit zur Freundin gemacht."

Der Graf verbeugte sich und begleitete Herrn von Villefort nur bis an die Thüre seines Cabinets; der Staatsanwalt kehrte zu seinem Wagen zurück, wobei zwei Lackeien voraus eilten, welche ihm auf den Wink ihres Herrn den Schlag öffneten.

Als Villefort verschwunden war, sprach Monte Christo, mit aller Anstrengung einen Seufzer aus seiner gepreßten Brust ausstoßend:

„Auf, auf, genug des Giftes, und nun, da mein Herz voll davon ist, wollen wir das Gegengift suchen."

Und er schlug ein Mal auf das Glöckchen und sagte zu dem eintretenden Ali:

„Ich gehe zu Madame hinauf; in einer halben Stunde muß der Wagen bereit sein.

Neuntes Kapitel.

Hayde.

Man erinnert sich, wer die neuen oder vielmehr alten Bekannten des Grafen Monte Christo waren, welche in der Rue Meslai wohnten: Maximilian, Julie und Emmanuel.

Die Hoffnung auf den angenehmen Besuch, den er zu machen gedachte, auf die paar glücklichen Augenblicke, die er zubringen würde, auf den Schimmer des Paradieses, welcher in die Hölle gleiten sollte, in die er sich freiwillig versetzt hatte, verbreitete von der Minute, wo er Villefort aus dem Gesichte verlor, die reizendste Heiterkeit über das Antlitz des Grafen, und als Ali, der bei dem Klange des Glöckchens herbeigelaufen war, dieses von einer so seltenen Freude strahlende Gesicht erblickte, zog er sich auf der Fußspitze und mit gehemmtem Athem zurück; als wollte er die guten Gedanken nicht scheu machen, die er seinen Gebieter umschweben zu sehen glaubte.

Es war Mittag: der Graf hatte sich eine Stunde vorbehalten, um zu Hayde hinaufzugehen; man hätte glauben sollen, die Freude könnte nicht mit einem Schlage

in diese so lange gebrochene Seele zurückkehren, und sie müßte sich auf die sanften Bewegungen vorbereiten, wie sich andere Seelen auf heftige Erschütterungen vorbereiten müssen.

Die schöne Griechin befand sich erwähnter Maßen in einer Wohnung, welche von der des Grafen völlig getrennt war. Ihre Gemächer hatte man ganz auf orientalische Weise ausgeschmückt, das heißt die Böden waren mit dicken türkischen Teppichen bedeckt, Brocatstoffe fielen an den Wänden herab, und in jedem Zimmer breitete sich ein großer Divan rings umher mit Haufen von Kissen aus, die sich nach der Willkühr derjenigen, welche davon Gebrauch machten, von einer Stelle zur andern versetzen ließen.

Hayde hatte drei französische Kammerfrauen und eine griechische. Die drei französischen Kammerfrauen verweilten im ersten Zimmer, bereit auf den Ton eines goldenen Glöckchens herbeizulaufen und den Befehlen der romaischen Sklavin zu gehorchen, welche hinreichend Französisch sprach, um den Willen ihrer Gebieterin diesen drei Frauen zu verdolmetschen, die nach der Vorschrift von Monte Christo Hayde mit der Rücksicht zu behandeln hatten, die man nur gegen eine Königin beobachtet.

Die Griechin befand sich in dem hintersten Zimmer ihrer Wohnung, in einer Art von rundem, nur von oben beleuchtetem Boudoir, in welches das Licht durch Scheiben von rosenfarbigem Glase drang. Sie lag auf dem Boden auf Kissen von blauem, mit Silber durchwirktem Atlas, halb zurückgelehnt auf den Divan, den Kopf mit ihrem weich gerundeten rechten Arme umrahmend, während sie mit der Linken an ihre Lippen die Korallenspitze hielt, in welche das biegsame Rohr einer persischen Pfeife eingefügt war, die den Dampf in ihren Mund nur durch das Benzoewasser parfumirt gelangen ließ, durch das ihn ihr sanfter Athem zu ziehen zwang.

Ihre Lage, obgleich ganz natürlich für eine Frau aus dem Orient, wäre vielleicht für eine Französin von einer zu sehr gesuchten Coquetterie gewesen.

Ihr Anzug war der der epirotischen Frauen; sie trug nämlich Beinkleider von weißem, mit rosenfarbigen Blumen brochirtem Atlaß, welche zwei Kinderfüße entblößt ließen, von denen man hätte glauben sollen, sie wären von parischem Marmor, hätte man sie nicht mit zwei kleinen, mit Gold und Perlen gestickten Sandalen mit aufwärts gebogenen Spitzen spielen sehen; eine blau und weiß gestreifte Jacke mit weiten, unten geschlitzten Aermeln, mit silbernen Knopflöchern und Knöpfen von Perlen; endlich eine Art von Leibchen, das durch seinen herzförmigen Schnitt den Hals und den ganzen obern Theil der Brust sehen ließ und unterhalb des Busens mit drei Diamantknöpfen geschlossen wurde. Der untere Theil des Leibchens und der obere des Beinkleides verschwanden unter einem von jenen Gürteln mit den lebhaften Farben und den langen seidenen Fransen, auf deren Besitz unsere eleganten Pariserinnen so stolz sind.

Auf dem Kopfe hatte sie ein mit Gold und Perlen gesticktes, auf die Seite geneigtes Mützchen, und unter dem Mützchen auf der Seite, auf welche sich dasselbe herabneigte, trat eine schöne, natürliche, purpurrothe Rose, vermischt mit Haaren, so schwarz, daß sie blau zu sein schienen, hervor.

Die Schönheit dieses Gesichtes war die griechische Schönheit in der ganzen Vollendung ihres Typus, mit ihren großen, schwarzen, sammetartigen Augen, mit ihrer marmornen Stirne, mit ihrer geraden Nase, ihren Korallenlippen und ihren Perlzähnen.

Dann war über dieses reizende Ganze die Jugend mit all ihrem Schimmer, mit all ihrem Wohlgeruch ausgebreitet; Haydee mochte kaum neunzehn bis zwanzig Jahre alt sein.

Monte Christo rief der griechischen Kammerfrau und

ließ Haydee um Erlaubniß bitten, bei ihr eintreten zu dürfen.

Statt jeder Antwort hieß Haydee ihre Zofe den Vorhang zurückschlagen, welcher an der Thüre angebracht war, deren Simswerk das junge Mädchen wie ein reizendes Gemälde umrahmte.

Monte Christo trat ein.

Haydee erhob sich auf den Ellenbogen, reichte dem Grafen ihre Hand, lächelte ihm freundlich entgegen und sagte in der wohlklingenden Sprache der Töchter von Spàrta und Athen:

„Warum läßt Du mich um Erlaubniß bitten, bei mir eintreten zu dürfen? Bist Du nicht mehr mein Gebieter, bin ich nicht mehr Deine Sklavin?"

Monte Christo lächelte ebenfalls und erwiederte:

„Haydee, Sie wissen . . ."

„Warum sagst Du nicht mehr Du zu mir, wie gewöhnlich?" unterbrach ihn die junge Griechin; „habe ich denn irgend ein Versehen begangen? Dann mußt Du mich bestrafen und nicht mehr Sie nennen."

„Haydee," entgegnete der Graf, „Du weißt, daß wir in Frankreich sind, und daß Du folglich frei bist."

„Frei, was zu thun?" fragte das Mädchen.

„Es steht Dir frei, mich zu verlassen."

„Dich verlassen! . . . Und warum sollte ich Dich verlassen?"

„Was weiß ich? Wir werden die Welt sehen."

„Ich will Niemand sehen."

„Und wenn Du unter den jungen Leuten, denen Du begegnen wirst, einen träfest, der Dir gefiele, so wäre ich nicht so ungerecht . . ."

„Ich habe keinen schöneren Mann, als Du bist, gesehen, und nie einen andern geliebt, als meinen Vater und Dich."

„Armes Kind," sagte Monte Christo, „Du hast beinahe Niemand gesprochen, außer mir und Deinem Vater."

„Wohl! was brauche ich mit Anderen zu sprechen? Mein Vater nannte mich seine Freude, Du nennst mich Deine Liebe, und Ihr Beide nennt mich Euer Kind."

„Du erinnerst Dich Deines Vaters, Haydee?"

Das junge Mädchen lächelte.

„Er ist da und da," sprach die Griechin, ihre Hand auf ihre Augen und auf ihr Herz legend.

„Und ich, wo bin ich?" fragte lächelnd Monte Christo.

„Du," erwiederte sie, „Du bist überall."

Monte Christo nahm die Hand von Haydee, um sie zu küssen, aber das naive Kind entzog ihm seine Hand und bot ihm die Stirne dar.

„Nun weißt Du, Haydee," sprach der Graf, „daß Du frei, daß Du Gebieterin, daß Du Königin bist; Du kannst Deine Tracht beibehalten oder nach Deiner Laune aufgeben. Du bleibst hier, wenn Du bleiben willst, Du fährst aus, wenn Du ausfahren willst; es wird stets ein Wagen für Dich angespannt sein, Ali und Myrtho begleiten Dich überallhin und sind zu Deinem Befehl; nur bitte ich Dich um eines."

„Sprich."

„Bewahre das Geheimniß Deiner Geburt, sage kein Wort über Deine Vergangenheit, nenne bei keiner Veranlassung den Namen Deines erhabenen Vaters oder den Deiner armen Mutter."

„Herr, ich habe Dir bereits gesagt, daß ich Niemand sehen werde."

„Höre mich, Haydee: diese orientalische Abgeschlossenheit wird Dir in Paris vielleicht unmöglich werden, fahre fort, das Leben in unsern nördlichen Ländern kennen zu lernen, wie Du dies in Rom, in Florenz, in Mailand und in Madrid gethan hast; dies wird Dir immerhin nützlich sein, magst Du nun beständig hier leben oder nach dem Orient zurückkehren."

Das Mädchen schlug seine großen, feuchten Augen zu dem Grafen auf und erwiederte:

„Oder ob wir nach dem Orient zurückkehren, willst Du sagen, nicht wahr, Herr?"

„Ja, meine Tochter, Du weißt wohl, daß ich Dich nie verlassen werde. Es ist nicht der Baum, der die Blüthe verläßt, sondern die Blüthe, die sich vom Baume trennt."

„Ich werde Dich auch nicht verlassen, Herr, denn ich weiß, daß ich ohne Dich nicht leben könnte."

„Armes Kind! in zehn Jahren bin ich alt, und in zehn Jahren bist Du noch ganz jung."

„Mein Vater hatte einen langen, weißen Bart; das hinderte mich nicht, ihn zu lieben; mein Vater zählte sechzig Jahre und er kam mir schöner vor, als alle junge Leute, welche ich sah."

„Doch sage mir, glaubst Du, daß Du Dich hier angewöhnen wirst?"

„Werde ich Dich sehen?"

„Jeden Tag."

„Nun! warum fragst Du mich dann, Herr?"

„Ich befürchte, Du langweilst Dich."

„Nein, Herr, denn am Morgen denke ich, daß Du kommen wirst, und am Abend erinnere ich mich, daß Du gekommen bist; überdies habe ich, wenn ich allein bin, noch andere große Erinnerungen, ich erblicke wieder ungeheure Gemälde, große Horizonte mit dem Pindus und dem Olymp in der Ferne; dann habe ich im Herzen drei Gefühle, mit denen man sich nie langweilt: die Traurigkeit, die Liebe und die Dankbarkeit."

„Du bist eine würdige Tochter des Epirus, Haydee, Du Anmuthige, Du Poetische, und man sieht, daß Du von der in Deinem Lande geborenen Familie von Göttinnen abstammst. Sei also unbesorgt, meine Tochter, ich werde es so machen, daß Deine Schönheit nicht verloren geht, denn wenn Du mich wie Deinen Vater liebst, so liebe ich Dich wie mein Kind."

„Du täuschest Dich, Herr, ich liebte meinen Vater nicht, wie ich Dich liebe, meine Liebe für Dich ist eine andere Liebe: mein Vater ist todt und ich bin nicht todt, während ich sterben müßte, wenn Du sterben würdest."

Der Graf reichte Hayde die Hand mit einem Lächeln voll tiefer Zärtlichkeit; sie drückte wie gewöhnlich ihre Lippen darauf.

Und so gestimmt für die Zusammenkunft, die er mit Morrel und seiner Familie haben sollte, entfernte er sich, folgende Verse von Pindar murmelnd:

„Die Jugend ist eine Blüthe, deren Frucht die Liebe ist . . . Glücklich der Leser, der sie pflückt, nachdem er sie langsam hat reifen sehen."

Der Wagen war seinen Befehlen gemäß bereit. Er stieg ein und die Pferde führten ihn wie immer im Galopp fort.

Zehntes Kapitel.

Die Familie Morrel.

Der Graf gelangte in wenigen Minuten in die Rue Meslai Nro. 7. Das Haus war weiß, lachend und vor demselben ein Hof, in welchem man zwei kleine Gartenstücke mit schönen Blumen erblickte.

In dem Concierge, der ihm die Thüre eröffnete, erkannte der Graf den alten Cocles. Da dieser aber, wie man sich erinnert, nur ein Auge hatte und dieses Auge seit neun Jahren bedeutend geschwächt worden war, so erkannte Cocles den Grafen nicht wieder.

Wenn die Wagen vor dem Eingang anhalten wollten, mußten sie eine Wendung machen, um einen Wasserstrahl zu vermeiden, der aus einem grottenartigen Bassin hervorsprang ... ein Prachtwerk, das viel Eifersucht in dem Quartiere veranlaßt hatte und die Ursache war, warum man dieses Haus „Klein-Versaille“ nannte.

Es bedarf nicht der Erwähnung, daß in dem Bassin rothe und gelbe Fische in großer Anzahl sich lustig umhertrieben.

Ueber einem Stockwerke aus Küchen und Kellern stehend, hatte das Haus, außer dem Erdgeschoße, noch zwei volle Stockwerke; die jungen Leute hatten es, mit dem was dazu gehörte, nämlich mit einer ungeheuren Werkstätte, zwei Pavillons im Hintergrunde eines Gartens und in dem Garten selbst gekauft. Emmanuel sah mit dem ersten Blicke, daß bei dieser Anordnung der Gebäulichkeiten eine Speculation zu machen war; er behielt für sich das Haus, die Hälfte des Gartens und zog eine Linie, das heißt er erbaute eine Mauer zwischen sich und den Werkstätten und vermiethete diese nebst den zwei Pavillons und den dazu gehörigen Gartentheilen; hiedurch wohnte er um eine sehr mäßige Summe und ebenso gut für sich abgeschlossen, wie der ängstlichste Eigenthümer eines Hotel im Faubourg Saint-Germain.

Das Speisezimmer war von Eichenholz, der Salon von Mahagoni und blauem Sammet, das Schlafzimmer von Citronenholz und grünem Damast; überdies fanden sich hier ein Arbeitscabinet für Emmanuel, der nichts arbeitete, und ein Musikzimmer für Julie, welche durchaus keine Tonkünstlerin war.

Den ganzen zweiten Stock hatte man Maximilian zur Verfügung gestellt. Man sah hier eine genaue Wiederholung der Zimmer seiner Schwester, nur hatte man den Speisesaal in ein Billardzimmer verwandelt, in das er seine Freunde zu führen pflegte.

Er überwachte selbst die Wartung seiner Pferde

und rauchte eine Cigarre am Eingang des Gartens, als der Wagen des Grafen vor der Thüre anhielt.

Cocles öffnete, wie gesagt; Baptistin sprang von seinem Bocke und fragte, ob Herr und Madame Herbault und Herr Maximilian Morrel für den Grafen von Monte Christo sichtbar wären.

„Für den Grafen von Monte Christo!" rief Morrel seine Cigarre wegwerfend und dem Besuche entgegeneilend: „ich glaube wohl, ich glaube wohl, daß wir für ihn sichtbar sind. Ah! Dank, tausendmal Dank, Herr Graf, daß Sie Ihr Versprechen nicht vergessen haben."

Und der junge Officier drückte dem Grafen so innig die Hand, daß dieser sich in der Treuherzigkeit seiner Kundgebung nicht täuschen konnte und mit dem ersten Blicke sah, daß er mit Ungeduld erwartet worden war und die wärmste Aufnahme fand.

„Kommen Sie, kommen Sie," sprach Maximilian „ich will Ihnen als Einführer dienen; ein Mann, wie Sie sind, darf nicht durch Bedienten gemeldet werden; meine Schwester ist in ihrem Garten und bricht ihre verwelkten Rosen ab; mein Schwager liest seine zwei Zeitungen sechs Schritte von ihr, denn überall, wo man Madame Herbault sieht, darf man nur im Umkreise einer Ruthe umherschauen, und Herr Emmanuel wird sich finden, und so gegenseitig, wie man in der polytechnischen Schule sagt."

Bei dem Geräusche der Tritte hob eine junge Frau von fünfundzwanzig bis dreißig Jahren in einem seidenen Hauskleide den Kopf. Diese Frau, welche mit besonderer Sorgfalt von einem herrlichen Rosenstock die Blumen abklaubte, war unsere kleine Julie, nunmehr, wie dies der Mandatar des Hauses Thomson und French vorhergesagt hatte, Frau Emmanuel Herbault.

Sie stieß einen leichten Schrei aus, als sie einen Fremden erblickte, Maximilian aber sprach lachend:

„Laß Dich nicht stören, meine Schwester; der Herr

Graf befindet sich erst seit zwei bis drei Tagen in Paris, weiß aber bereits, was eine Rentière des Marais ist, und wenn er es nicht weiß, so wirst Du es ihn lehren."

„Ah! mein Herr," sprach Juli, „Sie so hierherzuführen, ist ein Verrath von meinem Bruder, der nicht die geringste Eitelkeit für seine arme Schwester besitzt... Penelon! .... Penelon! ...."

Ein Greis, der eine Rabatte mit bengalischen Rosenstöcken umgrub, steckte seinen Spaten in die Erde und näherte sich die Mütze in der Hand, während er so gut als möglich den Kautaback verbarg, den er für den Augenblick in die Tiefen seiner Backen zurückgeschoben hatte. Einige weiße Büschel versilberten sein noch dickes Haupthaar, indeß seine bronzefarbige Gesichtshaut und sein kühnes, lebhaftes Auge den alten, unter der Sonne des Aequators gebräunten und vom Hauche der Stürme geschwärzten Seemann verriethen.

„Ich glaube, Sie haben mich gerufen, Fräulein Julie," sagte er, „hier bin ich."

Penelon hatte die Gewohnheit beibehalten, die Tochter seines Patrons Fräulein Julie zu nennen, und war nie im Stande gewesen, sich daran zu gewöhnen, ihr den Namen Madame Herbault zu geben.

„Penelon," sagte Julie, „melde Herrn Emmanuel den angenehmen Besuch, der uns zu Theil wird, während Maximilian den Herrn Grafen in den Salon führt."

Dann sich an Monte Christo wendend:

„Sie werden mir wohl erlauben, auf eine Minute zu entfliehen?"

Und ohne die Einwilligung des Grafen abzuwarten, eilte sie hinter eine Baumgruppe und erreichte das Haus durch eine Seitenallee.

„Ah! mein lieber Herr Morrel," sprach Monte Christo, „ich bemerke zu meinem Schmerze, daß ich einen Aufruhr in Ihrer Familie veranlasse."

„Sehen Sie," erwiederte Maximilian lachend, „sehen Sie dort unten den Mann, der ebenfalls sein

Wamms gegen einen Oberrock zu vertauschen im Begriffe ist? Oh! man kennt Sie, glauben Sie mir, Sie waren angekündigt."

„Sie scheinen mir hier eine glückliche Familie zu haben, mein Herr," sagte der Graf seinen eigenen Gedanken beantwortend.

„Oh ja! dafür stehe ich Ihnen, Herr Graf; es fehlt ihnen nichts zu ihrem Glücke, sie sind jung, sie sind heiter, sie lieben sich, und mit ihren fünf und zwanzig tausend Franken Rente bilden sie sich ein, sie besitzen den Reichthum der Rothschilde."

„Fünf und zwanzig tausend Franken Rente ist übrigens wenig," sprach Monte Christo mit einer Weichheit, welche in Maximilians Herz drang, wie es nur die Stimme eines zärtlichen Vaters hätte thun können; „doch sie werden nicht hiebei stehen bleiben, unsere jungen Leute, sie werden ebenfalls Millionäre werden. Ihr Herr Schwager ist Advocat .... Arzt? ...."

„Er war Kaufmann, mein Herr Graf, und hatte das Haus meines armen Vaters übernommen. Herr Morrel starb mit Hinterlassung eines Vermögens von fünf mal hundert tausend Franken; ich bekam die eine Hälfte und meine Schwester die andere, denn wir waren nur zwei Kinder. Ihr Gatte, der sie ohne ein anderes Erbgut, als seine Redlichkeit, seinen scharfen Verstand und seinen fleckenlosen Ruf geheirathet hatte, wollte eben so viel besitzen als seine Frau. Er arbeitete bis er zwei mal hundert und fünfzig tausend Franken zusammen gebracht hatte; hiezu genügten sechs Jahre. Ich schwöre Ihnen, Herr Graf, sie boten ein rührendes Schauspiel, diese zwei so fleißigen, so einigen Kinder, welche, durch ihre Fähigkeiten zum höchsten Vermögen bestimmt, dennoch nichts an den Gewohnheiten des väterlichen Hauses verändern wollten und sechs Jahre dazu verwendeten, um das zu thun, was Neuerer in zwei bis drei hätten thun können; Marseille wiederhallt auch noch heute von Lobeserhebun-

gen, welche man so viel muthiger Verleugnung nicht verweigern konnte.

„Eines Tags suchte Emmanuel seine Frau auf und sprach zu ihr:

„„Julie, Cocles hat mir so eben eine Rolle von hundert Franken zugestellt, welche die Summe von zwei mal hundert und fünfzig tausend Franken voll macht, die wir als Grenze unseres Gewinnes feststellen. Wirst Du mit dem Wenigen, womit wir uns fortan begnügen müssen, zufrieden sein? Höre, das Haus macht jährlich für eine Million Geschäfte und kann einen Nutzen von vierzig tausend Franken abwerfen. Wir verkaufen, wenn wir wollen, die Kundschaft in einer Stunde für drei mal hundert tausend Franken, denn hier ist ein Brief von Herrn Delaunay, der uns dieselben für unsern Fonds anbietet, welchen er mit den seinigen verbinden will. Was meinst Du, daß zu thun sei?""

„„Mein Freund,"" erwiederte meine Schwester, „„das Haus Morrel kann nur durch einen Morrel gehalten werden. Ist es nicht drei mal hundert tausend Franken werth, den Namen unseres Vaters für immer vor schlimmem Wechsel des Schicksals zu schützen?""

„„Ich dachte es,"" erwiederte Emmanuel, „„wollte jedoch Deine Ansicht wissen.""

„„Wohl, mein Freund, hier hast Du sie. Alle unsere Ausstände sind eingezogen, alle unsere Wechsel sind bezahlt; wir können einen Strich unter den letzten des Monats ziehen und unsere Comptoirs schließen; ziehen wir diesen Strich und schließen wir sie;"" was auch auf der Stelle geschah. Es war drei Uhr; um ein Viertel auf vier Uhr zeigte sich ein Kunde, um die Fahrt von zwei Schiffen versichern zu lassen; hiebei ließ sich ein reiner Gewinn von fünfzehn tausend Franken erwarten.

„„Mein Herr,"" sprach Emmanuel, „„wollen Sie sich wegen dieser Versicherung an Herrn Delaunay wenden. Wir haben das Geschäft aufgegeben.""

„„Seit wann?"" fragte der erstaunte Kunde.

„„Seit einer Viertelstunde.““

„Und auf diese Art haben meine Schwester und mein Schwager nur fünf und zwanzig tausend Franken Rente,“ fügte Maximilian lächelnd bei.

Maximilian hatte kaum seine Erzählung, während der sich das Herz des Grafen immer mehr ausdehnte, vollendet, als Emmanuel, aufgefrischt durch einen Hut und einen Oberrock, wieder erschien; er grüßte wie ein Mann, der den Werth des Besuches kennt, ließ den Grafen das kleine Lustſtück umgehen und führte ihn in das Haus.

Der Salon war bereits von Blumen durchduftet, welche nur mit großer Mühe in einer ungeheuren japanesischen Vase mit natürlichen Handhaben zusammengehalten wurden. Hübsch gekleidet und zierlich frisirt (sie hatte dieses große Werk in zehn Minuten vollendet), trat Julie hervor, um den Grafen bei seinem Eintritt zu empfangen.

Man hörte die Vögel in einer benachbarten Volière zwitschern; die Zweige von Bohnenbäumen und Acacien dienten mit ihren hereinhängenden Blüthenbüscheln den blauen Sammetvorhängen als Stickerei. Alles athmete in diesem kleinen Winkel Ruhe, von dem Gesange des Vogels bis zu dem Lächeln der Gebieter.

Der Graf hatte seit dem Eintritte in das Haus die ganze Fülle dieses Glückes in sich aufgenommen; er blieb auch stumm und träumerisch, und vergaß, daß man ihn anschaute und von ihm die Wiederaufnahme des nach den ersten Komplimenten unterbrochenen Gespräches zu erwarten schien.

Endlich bemerkte er dieses beinahe unschicklich gewordene Stillschweigen, entriß sich mit aller Anstrengung seiner Träumerei und sprach:

„Madame, verzeihen Sie mir meine Gemüthsbewegung, welche Sie, die Sie an den Frieden und an das Glück, das ich hier treffe, gewöhnt sind, in Erstaunen setzen muß; doch für mich ist die Zufriedenheit auf

einem menschlichen Antlitz etwas so Neues, daß ich nicht müde werden kann, Sie und Ihren Gatten anzuschauen."

„Wir sind in der That sehr glücklich," versetzte Julie; „aber wir hatten lange zu leiden, und wenige Menschen mußten ihr Glück so theuer erkaufen, wie wir."

Die Neugierde prägte sich in den Zügen des Grafen aus.

„Oh! das ist eine ganze Familiengeschichte, wie Ihnen neulich Chateau-Renaud sagte," sprach Maximilian; „für Sie, mein Herr Graf, der Sie gewohnt sind, erhabenes Unglück und glänzende Freuden zu sehen, dürfte wenig Interesse in diesem häuslichen Gemälde zu finden sein. Jeden Falls haben wir, wie Ihnen Julie so eben sagt, heftige Schmerzen ausgestanden, obgleich dieselben in diesen kleinen Rahmen eingeschlossen waren."

„Und Gott hat Ihnen, wie er es bei allen thut, den Balsam des Trostes auf das Leiden gegossen?" fragte Monte Christo.

„Ja, mein Herr Graf," antwortete Julie; „wir können dies wohl sagen, denn er hat für uns gethan, was er nur für seine Auserwählten thut; er schickte uns einen von seinen Engeln."

Die Röthe stieg dem Grafen in die Wangen und er hustete, um ein Mittel zu haben, seine Aufregung, ein Sacktuch an den Mund haltend, zu verbergen.

„Diejenigen, welche in einer purpurnen Wiege geboren sind und nie etwas zu wünschen gehabt haben," sprach Emmanuel, „wissen nicht, was das Glück, zu leben, heißt; wie diejenigen den Werth eines reinen Himmels nicht kennen, welche nie ihr Leben der Gnade von vier auf ein wüthendes Meer geschleuderten Brettern preisgegeben haben."

Monte Christo stand auf und ging, ohne etwas zu erwiedern, denn am Zittern seiner Stimme hatte man seine Erschütterung zu erkennen vermocht, Schritt für Schritt durch den Salon.

„Sie lächeln über unsere Herrlichkeit, Herr Graf," sprach Maximilian, der ihm mit den Augen folgte.

„Nein, nein," entgegnete Monte Christo, äußerst bleich und mit einer Hand die Schläge seines Herzens zurückdrängend, während er mit der andern auf eine kristallene Kugel deutete, unter welcher eine seidene Börse, kostbar gelagert auf einem Kissen von schwarzem Sammet, ruhte. „Ich fragte mich nur, wozu diese Börse diene, welche, wie mir scheint, auf der einen Seite ein Papier, und auf der andern einen ziemlich schönen Diamant enthält."

„Maximilian nahm eine ernste Miene an und erwiederte:

„Dieses, mein Herr Graf, ist der köstlichste von unseren Familienschätzen."

„In der That, der Diamant ist ziemlich hübsch," wiederholte Monte Christo.

Oh! mein Bruder spricht nicht von dem Werthe des Steines, obgleich er zu hundert tausend Franken geschätzt wird, er will Ihnen nur sagen, daß die Gegenstände, welche diese Börse enthält, Reliquien von dem Engel sind, von welchem vorhin die Rede war."

„Ich begreife das nicht und darf auch nicht fragen, Madame," erwiederte Monte Christo sich verbeugend; „verzeihen Sie mir, ich wollte nicht indiscret sein."

„Indiscret, sagen Sie? oh! wie glücklich machen Sie uns im Gegentheil dadurch, daß Sie uns Gelegenheit bieten, uns des Breiteren über diesen Gegenstand auszusprechen. Wollten wir als ein Geheimniß die schöne Handlung verbergen, an welche diese Börse erinnert, so würden wir sie nicht auf eine solche Art den Blicken aussetzen. Oh! wie gern möchten wir sie der ganzen Welt mittheilen, damit uns irgend eine Bewegung unseres unbekannten Wohlthäters seine Gegenwart enthüllte."

„Ah! wirklich?" versetzte Monte Christo mit gepreßter Stimme."

„Mein Herr," sprach Maximilian, „die Kristallkugel aufhebend und gleichsam mit religiöser Verehrung die seidene Börse küssend, „dieses hat die Hand eines Mannes berührt, der meinen Vater vom Tode, uns vom Untergang und unsern Namen von der Schande errettete; ein Mann, dem wir es zu verdanken haben, daß wir armen, bereits dem Elend und den Thränen bloßgestellten Kinder hören können, wie Menschen über unser Glück in Begeisterung gerathen. Dieser Brief," Maximilian zog einen Brief aus der Börse und reichte ihn dem Grafen, „dieser Brief wurde von ihm an einem Tage geschrieben, wo mein Vater einen verzweiflungsvollen Entschluß gefaßt hatte, diesen Diamant gab der edelmüthige Unbekannte meiner Schwester als Mitgift."

Monte Christo nahm den Brief und las ihn mit einem unbeschreiblichen Ausdrucke von Glück; es war das unsern Lesern bekannte Billet, adressirt an Julie und unterschrieben von Simbad dem Seefahrer.

„Der Unbekannte, sagen Sie? Also ist der Mann, der Ihnen diesen Dienst geleistet hat, für Sie unbekannt geblieben?"

„Ja, mein Herr, nie haben wir das Glück gehabt, ihm die Hand zu drücken; doch nicht als hätten wir Gott nicht um diese Gunst gebeten," sprach Maximilian: „in diesem ganzen Abenteuer waltete eine geheimnißvolle Leitung, welche wir noch nicht begreifen können; Alles wurde von einer unsichtbaren, mit der Macht eines Zauberers ausgerüsteten Hand geordnet."

„Oh!" rief Julie, „ich habe noch nicht jede Hoffnung verloren, eines Tags diese Hand zu küssen, wie ich die Börse küsse, welche dieselbe berührt hat. Vor vier Jahren war Penelon in Triest: Penelon, Herr Graf, ist der brave Seemann, den Sie mit dem Spaten in der Hand gesehen haben; vom Hochbootsmann ist er Gärtner geworden. Penelon war also in Triest und sah auf dem Kai einen Engländer, der sich in einer

Yacht einzuschiffen im Begriffe war; sogleich erkannte er denjenigen, welcher am 5. Juni 1829 meinen Vater aufgesucht und mir am 5. September dieses Billet geschrieben hatte. Es war, wie er versichert, derselbe Mann, doch er wagte es nicht, ihn anzureden."

„Ein Engländer!" versetzte Monte Christo träumerisch, aber mit einer gewissen Unruhe jeden Blick von Julie beobachtend; „ein Engländer, sagen Sie?"

„Ja," erwiederte Maximilian, „ein Engländer, der bei uns als Mandatar des Hauses Thomson und French in Rom erschien. Deshalb sahen Sie mich beben, als Sie neulich bei Herrn von Morcerf bemerkten, Thomson und French in Rom wären Ihre Banquiers. Dieses ereignete sich im Jahre 1829, wie wir Ihnen sagten, und ich frage Sie im Namen des Himmels, haben Sie diesen Engländer gekannt?"

„Doch sagten Sie mir nicht, es sei von dem Hause Thomson und French beständig in Abrede gezogen worden, daß es Ihnen diesen Dienst geleistet?"

„Ja."

„Sollte denn dieser Engländer nicht ein Mensch sein, der, dankbar gegen Ihren Vater für irgend eine gute Handlung, die der letztere selbst vergessen, diesen Vorwand ergriffen hätte, um ihm einen Dienst zu leisten?"

„Unter solchen Umständen ist Alles zu vermuthen, selbst ein Wunder."

„Wie hieß er?" fragte Monte Christo.

„Er hat keinen andern Namen zurückgelassen," sprach Julie, den Grafen mit einer tiefen Aufmerksamkeit betrachtend, „als den, mit welchem er das Billet unterzeichnete: Simbad der Seefahrer."

„Was offenbar kein Name, sondern ein Pseudonym ist."

Und als ihn Julie immer aufmerksamer anschaute und einige Töne seiner Stimme gleichsam im Fluge aufzufangen und zu sammeln suchte, fuhr er fort:

„Sagen Sie, ist es nicht ein Mann ungefähr von

meinem Wuchse, vielleicht etwas größer, etwas schlanker, in eine hohe Halsbinde eingezwängt, am Leibe eingeknöpft, gegürtet, und beständig den Bleistift in der Hand?"

„Oh! Sie kennen ihn also?" rief Julie mit Freude strahlenden Augen.

„Nein, ich habe nur eine Vermuthung. Ich kannte einen Lord Wilmore, der auf diese Art Handlungen des Edelmuths aussäte."

„Ohne sich zu erkennen zu geben?"

„Es war ein bizarrer Mensch: er glaubte nicht an Dankbarkeit."

„Oh, mein Gott!" rief Julie mit einem erhabenen Ausdruck und die Hände faltend, „woran glaubt denn der Unglückliche?"

„Er glaubte wenigstens nicht daran zur Zeit, wo ich ihn kannte," sprach Monte Christo, den diese aus der Tiefe der Seele kommende Stimme bis in die letzte Fiber erschüttert hatte; „seit jener Zeit hat er jedoch vielleicht einen Beweis erhalten, daß es eine Dankbarkeit gibt."

„Und Sie kennen diesen Mann, mein Herr?" fragte Emmanuel.

„Oh! wenn Sie ihn kennen," rief Julie, „sprechen Sie, vermögen Sie ihn zu uns zu führen, ihn uns zu zeigen, uns zu offenbaren, wo er ist? Sage, Maximilian, sage Emmanuel, wenn wir ihn je wieder finden würden, müßte er wohl an das Andenken des Herzens glauben!"

Monte Christo fühlte, wie zwei Thränen in seine Augen traten; er machte noch ein paar Schritte im Salon.

„Im Namen des Himmels, mein Herr," sprach Maximilian, „wenn Sie etwas von diesem Manne wissen, so theilen Sie es uns mit."

„Ach!" erwiederte Monte Christo, die Erschütterung seiner Stimme bewältigend, „ach! wenn Lord Wilmore Ihr Wohlthäter ist, so befürchte ich, daß Sie ihn nie

finden werden. Ich habe ihn vor zwei oder drei Jahren in Palermo verlassen; er reiste damals nach den fabelhaftesten Ländern und ich zweifle sehr an seiner Rückkehr."

„Ah! mein Herr, Sie sind grausam," rief Julie voll Schrecken.

Und es entstürzten Thränen den Augen der jungen Frau.

„Madame," sprach mit ernstem Tone Monte Christo, während er mit seinen Blicken die zwei flüssigen Perlen verschlang, welche über die Wangen von Julie herabrollten, „wenn Lord Wilmore gesehen hätte, was ich hier sehe, so würde er das Leben noch lieben, denn die Thränen, die Sie vergießen, müßten ihn mit dem Menschengeschlechte aussöhnen."

Und er reichte Julie die Hand und diese gab ihm die ihrige, hingezogen, wie sie sich fühlte, durch den Blick und den Ton des Grafen.

„Doch dieser Lord Wilmore," sprach sie, sich an eine letzte Hoffnung anklammernd, „er hatte wohl ein Vaterland, Verwandte, eine Familie, er war bekannt? Könnten wir nicht? . . ."

„Oh! suchen Sie nicht, Madame, bauen Sie keine Chimären auf das Wort, das mir entschlüpft ist. Nein, Lord Wilmore ist wahrscheinlich nicht der Mann, den Sie suchen, er war mein Freund, ich kannte seine Geheimnisse, er hätte mir auch dieses mitgetheilt."

„Und er sagte Ihnen nichts davon?" rief Julie.

„Nichts."

„Nicht ein Wort, das Sie auf die Vermuthung bringen könnte? . . ."

„Nie."

„Sie nannten ihn aber doch sogleich?"

„Sie wissen, bei solchen Fällen stellt man Muthmaßungen auf."

„Meine Schwester," sagte Maximilian, Monte Christo zu Hülfe kommend, „der Herr Graf hat Recht.

Erinnere Dich dessen, was unser guter Vater uns so oft sagte: „„Es ist kein Engländer gewesen der Mann, der unser Glück machte.““

Monte Christo zitterte und sprach lebhaft:

„Ihr Vater sagte Ihnen dies, Herr Morrel?“

„Mein Vater, Herr Graf, erblickte in dieser Handlung ein Wunder. Mein Vater glaubte an einen für uns aus dem Grabe erstandenen Wohlthäter. Oh! welch ein rührender Aberglaube, mein Herr! .... während ich selbst ihm nicht beipflichtete, war ich doch weit entfernt, diesen Glauben in seinem Herzen zerstören zu wollen. Wie oft träumte er davon und sprach ganz leise dabei den Namen eines geliebten Freundes, eines verlorenen Freundes aus, und als er nur noch einen Schritt vom Tode entfernt war und das Herannahen der Ewigkeit seinem Geiste etwas von der Erleuchtung des Grabes gegeben hatte, da wurde dieser Gedanke, welcher bis dahin eine dunkle Vermuthung gewesen war, zur Ueberzeugung, und die letzten Worte, welche er sterbend aussprach, lauteten: „„Maximilian, es war Edmond Dantes.““

Die seit ein paar Sekunden immer mehr zunehmende Blässe des Grafen wurde bei diesen Worten furchtbar. All sein Blut war nach dem Herzen zurückgeströmt. Er konnte kaum mehr sprechen, zog seine Uhr, als hätte er die Stunde vergessen, nahm seinen Hut, machte eine ungestüme, verlegene Verbeugung vor Madame Herbault, drückte Emmanuel und Maximilian die Hand, und stammelte:

„Madame, erlauben Sie mir, Ihnen zuweilen meine Achtung zu bezeigen. Ich liebe Ihr Haus und bin Ihnen dankbar für Ihren Empfang, denn es ist das erste Mal seit Jahren, daß ich mich vergessen habe.“

Und er entfernte sich mit großen Schritten.

„Das ist ein seltsamer Mensch ... dieser Graf von Monte Christo,“ sagte Emmanuel.

„Ja," erwiederte Maximilian, „aber ich glaube, er hat ein vortreffliches Herz, und ich bin überzeugt, daß er uns liebt."

„Und mir," sprach Julie, „mir war es, als erinnerte sich mein Inneres seiner Stimme, und wiederholt kam es mir vor, als hörte ich sie nicht zum ersten Male."

Eilftes Kapitel.

Pyramos und Thisbe.

Auf zwei Dritteln des Faubourg Saint-Honoré, hinter einem schönen, unter den merkwürdigen Gebäuden dieses reichen Quartiers sich auszeichnenden Hotel, dehnt sich ein weiter Garten aus, dessen blätterreiche Kastanienbäume die ungeheuren, wallhohen Mauern überragen, und wenn der Frühling kommt, ihre rosenfarbigen und weißen Blüthen in zwei Vasen von gereifeltem Stein fallen lassen, welche parallel auf zwei viereckige Pilaster gestellt sind, in die ein eisernes Gitter aus der Zeit Ludwigs XIII. eingefügt ist.

Dieser großartige Eingang ist verurtheilt, trotz der herrlichen Geranien, die in den zwei Vasen wachsen und im Winde ihre gesprengelten Blätter und purpurnen Blumen wiegen, seitdem sich die Eigenthümer des Hotel, und dies datirt sich von lange her, auf den Besitz des Hotel, des mit Bäumen bepflanzten und nach dem Faubourg gehenden Hofes und des Gartens beschränken, den dieses Gitter schließt, welches einst auf einen zu dem Besitzthum gehörenden, mehr als einen Morgen

großen, herrlichen Küchengarten führte. Da aber der Dämon der Speculation eine Linie, das heißt eine Straße an dem Ende dieses Küchengartens gezogen, und die Straße, ehe sie bestand, bereits durch eine gebräunte Glasplatte einen Namen erhalten hatte, so glaubte man dieses Stück als Bauplatz verkaufen und zu der großen Arterie von Paris, genannt der Faubourg Saint-Honoré, beitragen zu können.

Doch der Mensch denkt und das Geld lenkt im Punkte der Speculation; die getaufte Straße starb in der Wiege; der Erwerber des Küchengartens konnte, nachdem er ihn vollständig bezahlt hatte, nicht durch Wiederverkauf die Summe, die er dafür haben wollte, erlangen und begnügte sich in Erwartung eines Steigens der Preise, was eines Tags nicht ausbleiben kann, um ihn weit über seine früheren Verluste und sein ruhendes Kapital zu entschädigen, er begnügte sich, sagen wir, diesen umfriedeten Raum an Gemüsegärtner gegen die Summe von fünfhundert Franken jährlich zu verpachten.

Das heißt sein Geld zu einem halben Procent anlegen, was eben nicht sehr hoch ist in einer Zeit, wo es Menschen gibt, die es zu fünfzig unterbringen und immer noch finden, das Geld biete einen sehr armseligen Ertrag.

Nichtsdestoweniger ist das Gitter, welches einst auf den Küchengarten ging, verurtheilt und der Rost zerfrißt seine Angeln; mehr noch: damit die schmutzigen Gemüsegärtner nicht mit ihren gemeinen Blicken das Innere des aristokratischen Eigenthums beflecken, hat man einen sechs Fuß hohen Bretterverschlag an den Gitterstangen angebracht. Allerdings sind die Bretter nicht so gut zusammengefügt, daß man nicht könnte einen verstohlenen Blick durch die Zwischenräume gleiten lassen; doch dieses Haus ist ein strenges Haus und fürchtet sich nicht vor einer Indiscretion.

In diesem Küchengarten wachsen, statt des Kohls,

der Rüben, der Rettiche, der Erbsen und der Melonen, große Luzernen, die einzige Kultur, durch die es offenbar wird, daß man noch an diesen verlassenen Ort denkt. Eine kleine niedrige Thüre, die sich nach der noch im Plane schlummernden Straße öffnet, gewährt Eingang in dieses von Mauern umschlossene Gebiet; seine Pächter haben es kurz zuvor seiner Unfruchtbarkeit wegen verlassen, und seit acht Tagen trägt es, statt wie früher ein halbes Procent zu tragen, gar nichts mehr.

Auf der Seite des Hotel bekränzten die erwähnten Kastanienbäume die Mauer, was andere üppige und blühende Bäume nicht abhält, ihre luftgierigen Zweige durch ihre Zwischenräume zu strecken. An einer Ecke, wo das Blätterwerk so dick ist, daß das Licht kaum durchzudringen vermag, deuten eine steinerne Bank und Gartensitze einen Versammlungsort oder einen Lieblingswinkel für irgend einen Bewohner des hundert Schritte davon entlegenen Hotel an, welches man kaum durch den grünen, umhüllenden Wall erblickt. Die Wahl dieses geheimnißvollen Asyls wird zugleich durch die Abwesenheit der Sonne, durch die ewige Frische, selbst während der glühendsten Sommertage, durch das Gezwitscher der Vögel und durch die Entfernung des Hauses und der Straße, das heißt der Geschäfte und des Geräusches, gerechtfertigt.

Gegen Abend an einem der heißesten Tage, welche noch das Frühjahr den Bewohnern von Paris bewilligt hatte, lagen auf dieser Steinbank ein Buch, ein Sonnenschirm, ein Arbeitskorb und ein Batistsacktuch, dessen Stickerei angefangen war; und nicht ferne von dieser Bank stand an dem Gitter vor den Brettern, das Auge an den durchsichtigen Verschlag haltend, eine junge Frau, deren Blick sich durch eine Spalte auf den uns bekannten öden Raum senkte.

Beinahe in demselben Augenblick schloß sich geräuschlos die Thüre dieser kleinen Wüste, und ein junger Mann, groß, kräftig, in einer Blouse von roher Lein=

wand, eine Sammetmütze auf dem Kopf, dessen schwarzer Bart und schwarze, sorgfältig gepflegte Haare jedoch ein wenig mit dieser Volkstracht im Widerspruch standen, trat, nachdem er einen raschen Blick umhergeworfen hatte, um sich zu versichern, daß ihn Niemand bespähete, durch die erwähnte Thür ein und wandte sich mit raschen Schritten nach dem Gitter.

Bei dem Anblicke desjenigen, welchen sie erwartete, doch wahrscheinlich nicht unter dieser Tracht, bekam das Mädchen bange und warf sich zurück.

Und dennoch hatte der junge Mann durch die Spalten der Thüre mit jenem Blicke, der nur Liebenden angehört, das weiße Kleid und das lange blaue Gürtelband flattern sehen; er eilte nach dem Verschlage, legte seinen Mund an eine Oeffnung und sagte mit halblauter Stimme:

„Fürchten Sie sich nicht, Valentine, ich bin es."

Die Genannte näherte sich und sprach:

„O, mein Herr! warum sind Sie heute so spät gekommen? Wissen Sie, daß man bald zu Mittag speisen wird, und daß es großer Diplomatie und Geschwindigkeit von meiner Seite bedurfte, um mich meiner Stiefmutter, die mich belauert, meiner Kammerfrau, die mich bespäht, meines Bruders, der mich quält, zu entledigen, und hier an dieser Stickerei zu arbeiten, welche, wie ich befürchte, lange nicht beendigt sein wird? Sobald Sie sich über Ihr Zögern entschuldigt haben, werden Sie mir sagen, was dieses neue Costume, wegen dessen ich Sie beinahe nicht erkannt habe, bedeuten soll."

„Theure Valentine," erwiederte der junge Mann, „Sie stehen zu hoch über meiner Liebe, als daß ich hievon zu sprechen wagen sollte, und dennoch fühle ich, so oft ich Sie sehe, das Bedürfniß, Ihnen zu sagen, daß ich Sie anbete, damit das Echo meiner eigenen Worte sanft das Herz liebkosen möge, wenn ich Sie nicht mehr sehe. Nun danke ich Ihnen für Ihr Schmählen: es ist ganz bezaubernd, denn es beweist mir, ich wage

nicht zu behaupten, daß Sie mich erwarteten, wohl aber, daß Sie an mich dachten. Sie wollten die Ursache meiner Zögerung und den Beweggrund meiner Verkleidung wissen, ich werde Ihnen Beides nennen, und hoffe, Sie entschuldigen mich: ich habe einen Stand gewählt."

„Einen Stand . . . was wollen Sie damit sagen, Maximilian? sind wir denn so glücklich, daß Sie im Scherze über das sprechen, was uns betrifft?"

„Oh! Gott soll mich bewahren, daß ich mit dem, was mein Leben ist, Scherz treibe; aber müde, ein Feldläufer und Mauernerkletterer zu sein, ernstlich erschrocken über den eines Abends durch Sie bei mir rege gemachten Gedanken, Ihr Vater würde mich früher oder später als einen Dieb vor Gericht ziehen, was die Ehre der ganzen französischen Armee verletzen müßte, nicht minder darüber erschrocken, daß man sich wundern könnte, in dieser Gegend, wo es nicht die geringste Citadelle zu belagern oder das kleinste Blockhaus zu vertheidigen gibt, einen Kapitän der Spahis sich umhertreiben zu sehen, habe ich mich zum Gemüsegärtner gemacht und die Tracht meines Gewerbes angenommen."

„Welch eine Tollheit!"

„Im Gegentheil, es ist, wie ich glaube, das Vernünftigste, was ich in meinem ganzen Leben gethan habe, denn es verleiht uns vollkommene Sicherheit."

„Erklären Sie sich deutlicher."

„Wohl, ich habe den Eigenthümer dieses Bodens aufgesucht, der Vertrag mit seinen ehemaligen Pächtern war abgelaufen, und ich pachtete ihn für mich. Alle diese Luzernen gehören mir, Valentine, und nichts hindert mich, mir eine Hütte unter diesem Heu bauen zu lassen und fortan zwanzig Schritte von Ihnen zu leben. Oh! diese Freude, dieses Glück, ich weiß mich nicht zu fassen! Begreifen Sie, Valentine, daß man dergleichen Dinge bezahlen kann? Nicht wahr, es ist unmöglich? Nun wohl, diese ganze Seligkeit, dieses ganze Glück,

diese ganze Freude, wofür ich zehn Jahre meines Lebens gegeben hätte, kosten mich, errathen Sie wie viel? . . . Fünfhundert Franken jährlich, zahlbar in vierteljährigen Raten. Sie sehen also, es ist in Zukunft nichts mehr zu befürchten. Ich befinde mich hier auf meinem Boden, kann Leitern an meine Mauer stellen und hinüberschauen, und bin, ohne vor einer Störung durch Patrouillen bange haben zu müssen, berechtigt, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, so lange sich Ihr Stolz nicht verwundet fühlt, wenn er dieses Wort aus dem Munde eines armen Tagelöhners mit Blouse und Mütze kommen hört."

Valentine stieß einen leichten Schrei freudigen Erstaunens aus, erwiederte aber bald traurig und als hätte eine eifersüchtige Wolke plötzlich den Sonnenstrahl verschleiert, der ihr Herz erleuchtete:

„Ach! Maximilian, wir sind nun frei; unser Herz wird uns Gott versuchen lassen; wir werden unsere Sicherheit mißbrauchen, und unsere Sicherheit wird uns zu Grunde richten."

„Können Sie mir das sagen, meine Freundin, mir, der ich Ihnen, seitdem ich Sie kenne, jeden Tag beweise, daß ich meine Gedanken und mein Leben Ihren Gedanken und Ihrem Leben untergeordnet habe? Wer hat Ihnen Zutrauen zu mir gegeben, nicht wahr, meine Ehre? Als Sie mir sagten, ein unbestimmter Instinkt versichere Sie, Sie liefen irgend eine große Gefahr, stellte ich meine Ergebenheit zu Ihren Diensten, ohne eine andere Belohnung von Ihnen zu verlangen, als das Glück, Ihnen dienen zu dürfen. Habe ich Ihnen seitdem durch ein Wort, durch ein Zeichen Veranlassung gegeben, zu bereuen, daß Sie mich unter denjenigen auszeichnen, welche glücklich gewesen wären, für Sie zu sterben? Armes Kind, Sie sagten mir, Sie wären mit Herrn d'Epinay verlobt, Ihr Vater hätte diese Verbindung geschlossen, das heißt, sie wäre gewiß, denn Alles

was Herr von Villefort wolle, geschehe unfehlbar. Nun, ich bin im Schatten geblieben, Alles, nicht von meinem Willen, nicht von dem Ihrigen, sondern von den Ereignissen, von der Vorsehung Gottes erwartend, und dennoch lieben Sie mich, haben Sie Mitleid mit mir, und sagten mir dies; Dank für dieses süße Wort, das ich Sie von Zeit zu Zeit zu wiederholen bitte, denn es wird mich Alles vergessen lassen."

„Das ist es, was Sie kühn gemacht hat, Maximilian, das ist es, was mir ein sehr süßes und zugleich sehr unglückliches Leben bereitet, so daß ich mich oft frage, was mehr für mich werth sei, der Kummer, den mir einst die Strenge meiner Stiefmutter und die blinde Bevorzugung ihres Kindes verursachten, oder das gefahrvolle Glück, welches ich bei ihrem Anblick genieße."

„Gefahrvoll!" rief Maximilian; „können Sie ein so hartes und ungerechtes Wort aussprechen! Haben Sie je einen unterwürfigeren Sklaven gesehen, als ich bin? Sie erlaubten mir zuweilen, ein Wort an Sie zu richten, Valentine, aber Sie verboten mir, Ihnen zu folgen; ich gehorchte. Habe ich, seitdem ich Gelegenheit fand, in dieses Gehege zu schlüpfen, durch diese Thüre mit Ihnen zu plaudern, so nahe bei Ihnen zu sein, ohne Sie zu sehen, sprechen Sie, habe ich je um Erlaubniß gebeten, den Saum ihres Kleides durch dieses Gitter berühren zu dürfen? habe ich je einen Schritt gethan, um über diese Mauer, ein lächerliches Hinderniß für meine Jugend und meine Kräfte, zu gelangen? Nie ein Vorwurf über Ihre Strenge, nie ein laut ausgedrückter Wunsch; ich blieb an mein Wort genietet wie ein Ritter in den alten Zeiten. Gestehen Sie dies wenigstens zu, damit ich Sie nicht für ungerecht halte."

„Das ist wahr," sprach Valentine, ihm zwischen zwei Brettern durch die Spitze von einem ihrer zarten Finger bietend, auf welche Maximilian seine Lippen

drückte; „es ist wahr, Sie sind ein redlicher Freund. Aber Sie haben am Ende nur mit dem Gefühle Ihres Interesses gehandelt, mein lieber Maximilian; Sie wußten wohl, daß der Sklave von dem Tage an, wo er begehrlich würde, Alles verlieren müßte. Sie haben mir die Freundschaft eines Bruders versprochen, mir, die ich keine Freunde besitze, mir, die ich von meinem Vater vergessen, von meiner Stiefmutter verfolgt werde, mir, die ich als einzigen Trost nur den unbeweglichen, stummen, eisigen Greis habe, dessen Hand meine Hand nicht drücken kann, dessen Auge allein zu mir spricht und dessen Herz ohne Zweifel mit einem Ueberreste von Wärme für mich schlägt. Bitterer Hohn des Geschicks, das mich zur Feindin und zum Opfer von allen denjenigen macht, welche stärker sind als ich, und mir einen Leichnam zur Stütze und zum Freunde gibt! Oh! wahrlich Maximilian, ich wiederhole Ihnen, ich bin sehr unglücklich, und Sie haben Recht, wenn Sie mich um meiner selbst willen und nicht um Ihretwillen lieben."

„Valentine," sprach der junge Mann mit tiefer Rührung, „ich sage nicht, daß ich Sie allein auf der Welt liebe, denn ich liebe auch meine Schwester und meinen Schwager, aber mit einer sanften, ruhigen Liebe, welche in keiner Hinsicht dem Gefühle gleicht, das ich für Sie hege: wenn ich an Sie denke, wallt mein Blut, schwellt sich meine Brust, überströmt mein Herz; doch diese Kraft, diese Gluth, diese übermenschliche Macht, ich werde sie anwenden, um Sie bis zu dem Tage zu lieben, wo Sie mir sagen, ich solle sie in Ihrem Dienste verwenden. Herr Franz d'Epinay wird, wie ich höre, noch ein Jahr abwesend sein; wie viele günstige Wechselfälle können uns in einem Jahre ersprießlich werden, wie viele Ereignisse können uns unterstützen! Hoffen wir also, es ist so schön und süß, zu hoffen! Doch mittlerweile, Valentine, was sind Sie, die Sie mir meine Selbstsucht zum Vorwurfe machen, was sind Sie für mich gewesen? Die schöne und kalte Bildsäule der

züchtigen Venus. Was haben Sie mir im Austausch für diese Ergebenheit, für diesen Gehorsam, für diese Zurückhaltung versprochen? nichts; was haben Sie mir bewilligt? sehr wenig. Sie erwähnen gegen mich des Herrn d'Epinay als Ihres Verlobten, und seufzen bei dem Gedanken, eines Tages ihm zu gehören. Sprechen Sie, Valentine, ist das Alles, was Sie in Ihrem Gemüthe tragen? Wie! ich verpfände Ihnen mein Leben, ich gebe Ihnen meine Seele, ich widme Ihnen auch den unbedeutendsten Schlag meines Herzens, und während ich ganz Ihnen gehöre, während ich mir ganz leise sage, daß ich sterben werde, wenn ich Sie verliere, erschrecken Sie nicht schon bei dem Gedanken allein, eines Andern Gattin zu sein. O Valentine! Valentine! Wenn ich wäre, was Sie sind, wenn ich mich geliebt fühlte, wie Sie sich mit Sicherheit geliebt fühlen müssen, so hätte ich schon hundertmal meine Hand zwischen den Stangen dieses Gitters durchgeboten, die Hand des armen Maximilians gedrückt und ihm gesagt: „„Dir, Dir allein, Maximilian, in dieser und in der andern Welt.""

Valentine antwortete nicht, aber der junge Mann hörte sie seufzen und weinen.

Die Gegenwirkung trat rasch bei Maximilian ein.

„O Valentine, Valentine!" rief er, „vergessen Sie meine Worte, wenn in denselben etwas liegt, was Sie beleidigen könnte!"

„Nein," sprach sie, „Sie haben Recht; aber sehen Sie nicht, daß ich ein armes, in einem beinahe fremden Hause verlassenes Geschöpf bin, denn mein Vater ist mir wirklich beinahe fremd und mein Wille wird seit zehn Jahren, Tag für Tag, Minute für Minute durch den eisernen Willen von Gebietern gebrochen, welche unendlich schwer auf mir lasten. Niemand sieht, was ich leide, und ich habe es auch außer Ihnen Niemand gesagt. Scheinbar und in den Augen der Welt ist mir Alles gut, ist Alles liebevoll gegen mich, in Wirklichkeit aber ist mir Alles feindselig. Die Welt sagt: Herr von

Villefort ist zu ernst und zu streng, um sehr zärtlich gegen seine Tochter zu sein; aber sie hat wenigstens das Glück, in Frau von Villefort eine zweite Mutter zu finden. Die Welt täuscht sich, mein Vater verläßt mich in völliger Gleichgültigkeit, meine Stiefmutter haßt mich mit um so furchtbarer Erbitterung, als diese durch ein ewiges Lächeln verschleiert wird."

„Sie hassen! Sie, Valentine! Und wie kann man Sie hassen?"

„Ach; mein Freund, ich muß gestehen, daß dieser Haß gegen mich von einem beinahe natürlichen Gefühle herrührt. Sie betet ihren Sohn, mein Bruder Eduard an."

„Nun?"

„Es kommt mir zwar sonderbar vor, daß ich eine Geldfrage in unser Gespräch mischen soll, aber ich glaube, mein Freund, daß ihr Haß von dieser Seite herrührt. Da sie kein eigenes Vermögen hat, da ich bereits durch die Erbschaft meiner Mutter reich bin und sich dieses Vermögen noch durch das, welches mir eines Tages von Herrn und Frau von Saint-Meran zukommen muß, mehr als verdoppeln wird, so glaube ich, daß sie neidisch ist. Oh, mein Gott! wenn ich ihr die Hälfte von diesem Vermögen geben und mich dann bei Herrn von Villefort wie eine Tochter in dem Hause ihres Vaters befinden könnte, so würde ich es auf der Stelle thun."

„Arme Valentine!"

„Ja, ich fühle mich gekettet, und fühle mich zugleich so schwach, daß es mir vorkommt, als stützten mich diese Fesseln, daß ich sie zu zerbrechen bange habe. Ueberdies ist mein Vater nicht der Mann, dessen Befehle man ungestraft übertreten dürfte; er ist mächtig gegen mich, er wäre mächtig gegen Sie, er wäre sogar mächtig gegen den König, beschützt durch eine vorwurfsfreie Vergangenheit und eine beinahe unangreifbare Stellung. Oh! Maximilian, ich schwöre Ihnen,

ich kämpfe nicht, weil ich ebenso sehr Sie, als mich in diesem Kampfe zu Grunde zu richten befürchte."

„Aber, Valentine," versetzte Maximilian, „warum auf diese Art verzweifeln, warum die Zukunft stets so düster sehen?"

„Ah! mein Freund, weil ich nach der Vergangenheit urtheile."

„Doch bedenken wir, ob ich nicht eine ausgezeichnete Partie nach dem aristokratischen Gesichtspunkte bin, ich gehöre doch in vielen Stücken zu der Welt, in der Sie leben; die Zeit, wo es zwei Frankreiche in Frankreich gab, besteht nicht mehr, die höchsten Familien der Monarchie haben sich mit den Familien des Kaiserreiches vermischt; die Aristokratie der Lanze hat sich mit dem Adel der Kanone vermählt. Nun wohl! ich bin von dem letzteren; ich habe eine schöne Zukunft in der Armee, ich besitze ein beschränktes, aber unabhängiges Vermögen; das Andenken an meinen Vater endlich wird in unserem Lande als das von einem der ehrlichsten Kaufleute, welche je gelebt haben, verehrt. Ich sage, unser Land, Valentine, weil Sie halb und halb von Marseille sind."

„Sprechen Sie mir nicht von Marseille, Maximilian, dieses einzige Wort erinnert mich an meine gute Mutter, an diesen guten, von der ganzen Welt beklagten Engel, an diese herrliche Frau, welche, nachdem sie während ihres kurzen Aufenthaltes auf Erden über ihrer Tochter gewacht, auch noch, ich hoffe es wenigstens, bei ihrem ewigen Aufenthalte im Himmel über ihr wacht. Oh! wenn meine Mutter noch lebte, Maximilian, so hätte ich nichts mehr zu befürchten; ich würde ihr sagen, daß ich sie liebe, und sie würde uns beschützen."

„Ach! Valentine," entgegnete Maximilian, „wenn sie noch lebte, würde ich Sie ohne Zweifel nicht kennen; denn Sie wären dann, wie Sie sagten, glücklich, und

die glückliche Valentine hätte mich verächtlich von ihrer Größe herab angeschaut."

„Ah! mein Freund!" rief Valentine. Sie sind ebenfalls ungerecht . . . Doch, sagen Sie mir . . . ."

„Was soll ich Ihnen sagen," versetzte Maximilian, als er Valentine zögern sah."

„Sagen Sie mir," fuhr das Mädchen fort, „waltete in Marseille nicht ein Mißverständniß zwischen Ihrem Vater und dem Meinigen ob?"

„Nicht daß ich wüßte," erwiederte Maximilian, „wenn nicht dadurch, daß Ihr Vater ein mehr als eifriger Parteigänger der Bourbonen, und der meinige ein dem Kaiser ergebener Mann war; das ist, glaube ich, die einzige Uneinigkeit, welche zwischen ihnen stattgefunden hat. Doch warum diese Frage, Valentine?"

„Ich will es Ihnen gestehen," versetzte das Mädchen, „denn Sie müssen Alles wissen. Es war an dem Tage, an welchem Ihre Ernennung zum Officier der Ehrenlegion in der Zeitung bekannt gemacht wurde. Wir befanden uns Alle bei meinem Großvater, Herrn Noirtier, und dabei war noch Herr Danglars, Sie wissen, der Banquier, dessen Pferde vorgestern meine Mutter und meinen Bruder beinahe umgebracht hätten. Ich las die Zeitung meinem Großvater laut vor, während diese Herren von der wahrscheinlichen Verheirathung von Herrn von Morcerf mit Fräulein Danglars sprachen. Als ich zu dem Sie betreffenden Paragraphen kam, welcher mir bereits bekannt war, denn Sie hatten mir am Tage vorher die frohe Kunde mitgetheilt, als ich, sage ich, zu dem Sie betreffenden Paragraphen kam, war ich sehr glücklich, zitterte jedoch, daß ich Ihren Namen laut aussprechen sollte, und ich würde ihn gewiß übergangen haben, hätte ich nicht befürchtet, man könnte mein Stillschweigen schlimm auslegen; ich raffte also meinen ganzen Muth zusammen und las."

„Theure Valentine!"

„Nun wohl, sobald Ihr Name erklang, drehte

mein Vater seinen Kopf; ich war so überzeugt (sehen Sie, wie thöricht ich bin!), alle Welt würde von diesem Namen wie vom Donner gerührt werden, daß ich meinen Vater, und sogar (bei diesem war es eine Täuschung, dessen bin ich sicher) und sogar Danglars beben zu sehen glaubte."

„„Morrel,"" sprach mein Vater, „„warten Sie doch! (er faltete die Stirne) sollte es einer von den Morrel von Marseille sein, einer von jenen wüthenden Bonapartisten, welche uns im Jahre 1815 so viel Schlimmes zugefügt haben?""

„„Ja,"" erwiederte Herr Danglars; „„ich glaube sogar, daß es der Sohn des ehemaligen Rheders ist.""

„Wirklich!" versetzte Maximilian; „und was antwortete Ihr Vater, sprechen Sie, Valentine?"

„Oh! etwas Abscheuliches, was ich nicht zu wiederholen wage."

„Sprechen Sie immerhin," sagte Maximilian lächelnd.

„„Ihr Kaiser wußte alle diese Fanatiker an ihren Platz zu stellen,"" fuhr er, die Stirne immer düsterer faltend fort; „„er nannte sie Kanonenfutter, und das war der einzige Name, den sie verdienen; ich freue mich, daß die gegenwärtige Regierung dieses heilsame Princip wieder in Ausübung bringt. Behielte sie Algerien nur darum, so würde ich ihr Glück wünschen, obgleich es uns ein wenig viel kostet.""

„Das ist in der That eine ziemlich rohe Politik," sprach Maximilian; „doch, meine theure Freundin, erröthen Sie nicht über das, was Herr von Villefort gesagt hat: mein braver Vater gab über diesen Punkt dem Ihrigen in keiner Beziehung nach, denn er wiederholte unablässig: „„Warum macht der Kaiser, der so viel Schönes thut, nicht ein Regiment von Richtern und Advokaten und schickt sie stets in das erste Feuer?"" Sie sehen, meine Freundin, die Partien sind sich gleich in Beziehung auf das Pittoreske des Ausdrucks und die

Weichheit des Gedankens. Doch was sagte Herr Danglars zu diesem Ausfalle des Staatsanwaltes?"

„Oh! er brach in jenes ihm eigenthümliche, widerwärtige Gelächter aus; einen Augenblick nachher standen sie auf und gingen weg. Mein Großvater war sehr ergriffen. Ich muß Ihnen sagen, Maximilian, daß ich allein die Bewegungen im Innern dieses armen Gelähmten errathe, und ich vermuthete, daß das Gespräch, welches in seiner Gegenwart stattfand (denn man nimmt keine Rücksicht mehr auf den armen Großvater), einen sehr starken Eindruck auf ihn hervorgebracht hatte, insofern man schlimm von seinem Kaiser gesprochen, und er, wie es scheint, ein fanatischer Anhänger des Kaisers gewesen ist."

„Es ist wirklich einer von den bekannten Namen des Kaiserreichs," sprach Maximilian; „er ist Senator gewesen und hat, wie Sie wissen, oder wie Sie nicht wissen, Valentine, beinahe an allen bonapartistischen Verschwörungen unter der Restauration Theil genommen."

„Ja, ich höre zuweilen ganz leise von diesen Dingen sprechen, welche mir seltsam vorkommen; der Großvater Bonapartist, der Vater Royalist . . . Kurz, ich wandte mich also gegen ihn um. Er deutete mit dem Blicke auf die Zeitung:

„„Was haben Sie, guter Papa,"" sagte ich. „„Sind Sie zufrieden?""

„Er machte mit dem Kopfe ein bejahendes Zeichen.

„„Mit dem, was mein Vater so eben gesagt hat?"" fragte ich.

„Er machte ein verneinendes Zeichen.

„„Mit dem, was Herr Danglars gesagt hat?""

„Er machte abermals ein verneinendes Zeichen.

„„Damit also, daß Herr Morrel (ich wagte nicht Maximilian zu sagen), zum Officier der Ehrenlegion ernannt worden ist?""

„Er machte ein bejahendes Zeichen.

„Sollten Sie es glauben, Maximilian? er freute

sich darüber, daß Sie zum Officier der Ehrenlegion ernannt wurden, er, der Sie nicht kennt; es ist vielleicht etwas Narrheit bei ihm, denn er fängt an kindisch zu werden, wie man sagt; doch ich liebe ihn wegen dieser Bejahung."

„Das ist seltsam," sprach Maximilian; „Ihr Vater würde mich also hassen, während im Gegentheil Ihr Großvater . . . Es ist doch etwas Sonderbares um die Liebe und den Haß der Parteien!"

„Stille!" rief plötzlich Valentine. „Verbergen Sie sich, fliehen Sie, man kommt!"

Maximilian eilte nach einem Spaten und fing an die Luzerne unbarmherzig umzugraben.

„Mein Fräulein! mein Fräulein!" rief eine Stimme hinter den Bäumen; „Frau von Villefort ruft und sucht Sie überall, es ist ein Besuch im Salon."

„Ein Besuch!" sagte Valentine ganz bewegt, „und wer ist dieser Besuch?"

„Ein vornehmer Herr, ein Prinz, wie ich höre, der Herr Graf von Monte Christo."

„Ich komme," rief Valentine.

Dieser Name machte auf der andern Seite des Gitters denjenigen beben, welchem das „ich komme" von Valentine am Ende jeder Zusammenkunft als Lebewohl diente.

„Sieh da!" sagte Maximilian, nachdenkend auf seinen Spaten gestützt, zu sich selbst, „woher kennt der Graf von Monte Christo Herrn von Villefort?"

Zwölftes Kapitel.

Toxicologie.

Es war wirklich der Herr Graf von Monte Christo, welcher bei Frau von Villefort in der Absicht erschien, dem Herrn Staatsanwalt seinen Besuch zurückzugeben, und es wurde wie sich leicht denken läßt, bei diesem Namen das ganze Haus in Bewegung gesetzt.

Frau von Villefort befand sich allein im Salon, als man den Grafen meldete, und ließ sogleich ihren Sohn kommen,. damit das Kind seine Danksagungen bei Monte Christo erneuern möchte; Eduard, der seit zwei Tagen unabläßig von dieser hohen Person hatte sprechen hören, lief eilig herbei, nicht aus Gehorsam gegen seine Mutter und ebenso wenig um dem Grafen zu danken, sondern aus Neugierde und um irgend eine Wahrnehmung zu machen, mit deren Hülfe er einen von jenen Lazzi anbringen könnte, welche seine Mutter stets zu der Aeußerung veranlaßten: „O! das böse Kind; doch ich muß ihm verzeihen, es hat so viel Witz!"

Nach dem ersten Austausche der gewöhnlichen Höflichkeiten erkundigte sich der Graf nach Herrn von Villefort.

„Mein Gatte speist beim Herrn Kanzler," antwortete die junge Frau; „er ist so eben weggefahren und wird es gewiß sehr bedauern, des Glückes, Sie zu sehen, beraubt gewesen zu sein."

Zwei Besuche, welche vor dem Grafen in dem Salon gewesen waren und diesen mit den Augen verschlangen, entfernten sich nach einer den billigen Rücksichten auf Höflichkeit und auf Neugierde entsprechenden Zeit.

„Ei, was macht denn Deine Schwester Valentine!" sagte Frau von Villefort zu Eduard; „man benach-

richtige sie, damit ich die Ehre haben kann, dieselbe dem Herrn Grafen vorzustellen."

„Sie haben eine Tochter, Madame?" fragte der Graf; „das muß ein Kind sein?"

„Es ist die Tochter von Herrn von Villefort," erwiederte die junge Frau; „eine Tochter aus erster Ehe, eine hübsche, große Person."

„Aber schwermüthig," unterbrach sie der junge Eduard und riß, um einen Busch für seinen Hut daraus zu machen, die Federn aus dem Schweife eines prachtvollen Ara, der vor Schmerz auf seiner goldenen Aufsitzstange schrie.

Frau von Villefort beschränkte sich auf ein Einfaches:

„Stille, Eduard!"

Dann fügte sie bei:

„Dieser junge Naseweis hat beinahe recht und wiederholt nur, was er mich sehr oft mit Kummer hat sagen hören; denn Fräulein von Villefort ist, trotz alles dessen, was wir thun mögen, um sie zu zerstreuen, von einem traurigen Charakter, von einer schweigsamen Laune, welche häufig der Wirkung ihrer Schönheit Eintrag thut. Aber sie kommt nicht; Eduard, sieh doch nach, was das bedeutet."

„Weil man sie da sucht, wo sie nicht ist."

„Wo sucht man sie denn?"

„Bei Großpapa Noirtier."

„Du glaubst, sie sei nicht dort?"

„Nein, nein, nein, nein, nein," erwiederte Eduard trällernd.

„Wo ist sie denn? Wenn Du es weißt, so sprich."

„Sie ist unter dem großen Kastanienbaum," fuhr der boshafte Knabe fort, und reichte, ohne auf das Geschrei seiner Mutter zu achten, dem Papagei, welcher auf diese Art von Wildpret sehr lüstern zu sein schien, lebendige Fliegen.

Frau von Villefort streckte die Hand aus, um zu

läuten und dann der Kammerfrau den Ort zu sagen, wo sie Valentine finden würde, als diese eintrat. Sie schien in der That traurig zu sein, und bei aufmerksamer Betrachtung hätte man an ihren Augen Spuren von Thränen wahrnehmen können.

Valentine, welche wir, fortgezogen durch den raschen Gang der Erzählung unsern Lesern vorstellten, ohne sie mit ihr bekannt zu machen, war groß, schlank, achtzehn Jahre alt, hatte hell kastanienbraune Haare, dunkelblaue Augen, und zeichnete sich durch den würdevollen Gang und durch die Haltung aus, welche auch ihre Mutter charakterisirten; ihre weißen, zarten Hände, ihr Perlmutterhals, ihre von flüchtigen Farben gemarmorten Wangen verliehen ihr beim ersten Anblick das Aussehen von einer jener schönen Engländerinnen, welche man so poetisch in ihrem Wesen mit Schwanen verglichen hat, die sich auf der Fläche des Wassers spiegeln.

Sie trat also ein und grüßte, als sie bei ihrer Mutter den Fremden erblickte, von welchem sie so viel hatte sprechen hören, ohne mädchenhafte Ziererei und ohne die Augen niederzuschlagen, mit einer Anmuth, welche die Aufmerksamkeit des Grafen verdoppelte.

„Fräulein von Villefort, meine Stieftochter,“ sagte Frau von Villefort zu Monte Christo, indem sie mit der Hand auf Valentine deutete.

„Und der Herr Graf von Monte Christo, König von China, Kaiser von Cochinchina,“ rief der Bube seiner Schwester einen duckmäuserischen Blick zuwerfend.

Diesmal erbleichte Frau von Villefort, und sie wäre bald über diese häusliche Geißel, welche auf den Namen Eduard antwortete, ärgerlich geworden; doch der Graf lächelte im Gegentheil und schien das Kind mit Wohlgefallen zu betrachten, was die Freude und Begeisterung seiner Mutter auf den höchsten Grad steigerte.

„Aber, Madame,“ sagte der Graf, das Gespräch wieder anknüpfend und abwechselnd Frau von Villefort und Valentine anschauend, „habe ich nicht bereits die

Ehre gehabt, Sie irgendwo zu sehen, Sie und das Fräulein? Ich dachte so eben daran, und als das Fräulein eintrat, warf sein Anblick einen Schimmer mehr auf eine verworrene Erinnerung, . . verzeihen Sie mir diesen Ausdruck."

„Es ist nicht sehr wahrscheinlich, mein Herr, Fräulein von Villefort liebt die Gesellschaft nur sehr wenig und wir gehen selten aus," sprach die junge Frau.

„Auch war es nicht die Gesellschaft, wo ich das Fräulein, so wie Sie, Madame, und diesen reizenden Jungen gesehen habe. Die Pariser Welt ist mir überdies völlig unbekannt, denn ich habe, wie ich glaube, bereits die Ehre gehabt, Ihnen zu bemerken, daß ich erst seit ein paar Tagen in Paris bin. Nein, wenn Sie mir erlauben, einen Augenblick nachzudenken . . . Warten Sie . . ."

Der Graf legte seine Hand an seine Stirne, als wollte er seine Erinnerungen zusammendrängen:

„Nein, es ist außerhalb . . . es ist . . . ich weiß nicht . . . aber es scheint mir, diese Erinnerung ist unzertrennlich von einer schönen Sonne und einer Art von religiösem Feste . . . Das Fräulein hielt Blumen in der Hand; das Kind lief in einem Garten einem prächtigen Pfauen nach, und Sie, Madame, saßen unter einer Weinlaube. Helfen Sie mir doch, Madame: erinnern Sie die Dinge, die ich Ihnen nenne, an nichts?"

„In der That, nein," erwiederte Frau von Villefort; „und doch scheint es mir, wenn ich Sie irgendwo getroffen hätte, würde die Erinnerung an Ihre Person meinem Gedächtniß gegenwärtig geblieben sein."

„Der Herr Graf hat uns vielleicht in Italien gesehen," bemerkte Valentine schüchtern.

„In der That, in Italien . . . das ist möglich," sprach Monte Christo. „Sie haben Italien bereist, mein Fräulein?"

„Madame und ich waren vor zwei Jahren dort. Die Aerzte befürchteten für meine Brust und empfahlen

mir die Luft von Neapel. Wir reisten durch Bologna, Perugia und Rom."

„Ah! so ist es, mein Fräulein," rief Monte Christo, als genügte diese einfache Andeutung, um seine Erinnerungen festzustellen. „Es war in Perugia am Tage des Frohnleichnamsfestes, im Garten des Gasthauses zur Post, wo der Zufall uns vereinigte, und wo ich, wie ich mich nun entsinne, Sie zu sehen die Ehre gehabt habe."

„Ich erinnere mich der Stadt Perugia vollkommen, mein Herr, und ebenso des Gasthauses zur Post und des Festes, von dem Sie sprechen," sagte Frau von Villefort; „aber ich mag mich befragen, wie ich will, ich muß mich meines Gedächtnisses schämen, denn ich entsinne mich nicht, die Ehre gehabt zu haben, Sie dort zu sehen.

„Es ist sonderbar, ich auch nicht," sagte Valentine ihre schönen Augen zu Monte Christo aufschlagend.

„Ah! ich erinnere mich wohl," rief Eduard.

„Ich will Ihnen helfen, Madame," versetzte der Graf. „Der Tag war glühend heiß; Sie erwarteten Pferde, welche wegen der Feierlichkeit nicht kamen. Das Fräulein entfernte sich in die Tiefe des Gartens, und Ihr Sohn verschwand einem Vogel nachlaufend."

„Ich erwischte ihn, Mama, Du weißt, ich riß ihm drei Federn aus dem Schweife," sprach Eduard.

„Sie, Madame, Sie verweilten unter der Weinlaube; erinnern Sie sich nicht, daß Sie auf einer Steinbank sitzend, während, wie gesagt, das Fräulein von Villefort und Ihr Herr Sohn sich entfernt hatten, ziemlich lange mit irgend Jemand plauderten?"

„Ja, wahrhaftig, ja," sprach die junge Frau erröthend, „ich entsinne mich dessen, mit einem Manne, der in einen langen wollenen Mantel gehüllt war . . . mit einem Arzte, glaube ich."

„Ganz richtig, Madame, dieser Mann war ich; ich wohnte seit vierzehn Tagen in dem genannten Gasthofe

und hatte meinen Kammerdiener von einem Fieber geheilt, weshalb man mich für einen großen Arzt hielt. Wir plauderten lange von gleichgültigen Dingen von Perugino, von Raphael, von Sitten und Gebräuchen, von jener berüchtigten Aqua Tofana, von der, wie man Ihnen, glaube ich, gesagt hatte, noch einige Personen in Perugia das Geheimniß bewahrten."

„Ah! es ist wahr," sprach Frau von Villefort mit einer gewissen Unruhe, „ich erinnere mich dessen."

„Ich weiß nicht mehr, was Sie mir im Einzelnen sagten, Madame," versetzte der Graf mit vollkommener Ruhe, „doch ich bin dessen noch vollkommen eingedenk, daß Sie, den allgemeinen Irrthum über meine Person theilend, mich über die Gesundheit von Fräulein von Villefort um Rath fragten."

„Aber Sie waren wirklich Arzt, da Sie Kranke heilten?"

„Molière oder Beaumarchais würden Ihnen antworten, Madame, daß ich, gerade weil ich es nicht war, nicht meine Kranken geheilt habe, sondern daß meine Kranken genesen sind; ich begnüge mich, Ihnen zu bemerken, daß ich ziemlich gründlich die Chemie und die Naturwissenschaften studirte, aber Sie begreifen, nur als Liebhaber."

In diesem Augenblick schlug es sechs Uhr.

„Es ist sechs Uhr," sagte Frau von Villefort sichtbar bewegt; „willst Du nicht nachsehen, Valentine, ob Dein Großvater zum Mittagessen bereit ist?"

Valentine stand auf, verbeugte sich vor dem Grafen und verließ das Zimmer, ohne ein Wort zu sprechen.

„Oh! mein Gott, Madame, sollten Sie Fräulein von Villefort meinetwegen entfernt haben?" sagte der Graf, als Valentine weggegangen war.

„Durchaus nicht," erwiederte lebhaft die junge Frau; „es ist die Stunde, zu der wir Herrn Noirtier das traurige Mal einnehmen lassen, das sein unglückliches Dasein fristet; Sie wissen, mein Herr, in

welch einem beklagenswerthen Zustande sich der Vater meines Gatten befindet?"

„Ja, Madame, Herr von Villefort hat mir davon gesagt; eine Lähmung, glaube ich."

„Ach! ja, es findet bei dem armen Greise eine völlige Abwesenheit der Bewegung statt, die Seele allein wacht in dieser menschlichen Maschine, aber ebenfalls bleich und zitternd, und wie eine Lampe, welche dem Erlöschen nahe ist. Doch verzeihen Sie, mein Herr, daß ich Sie mit unserem häuslichen Unglück unterhalte; ich unterbrach Sie in dem Augenblick, wo Sie mir sagten, Sie wären ein geschickter Chemiker."

„Oh! das sagte ich nicht, Madame," entgegnete lächelnd der Graf; „im Gegentheil, ich studirte die Chemie, weil ich, entschlossen hauptsächlich im Orient zu leben, das Beispiel des Königs Mithridates befolgen wollte."

„**Mithridates res Ponticus**," rief der junge Naseweis, während er Silhouetten aus einem herrlichen Album schnitt, „derselbe, welcher jeden Morgen eine Tasse Gift mit Rahm frühstückte."

„Eduard! abscheuliches Kind!" rief Frau von Villefort, das verstümmelte Buch den Händen ihres Sohnes entreißend; „Du bist unausstehlich mit Deinem Geschrei. Laß uns allein und suche Deine Schwester Valentine bei dem guten Papa Noirtier auf."

„Das Album! . . ." sagte Eduard.

„Wie das Album?"

„Ja, ich will das Album . ."

„Warum hast Du die Zeichnungen zerschnitten?"

„Weil es mich belustigt."

„Geh', geh'."

„Ich gehe nicht, wenn man mir nicht das Album gibt," rief das Kind, und setzte sich, getreu seiner Gewohnheit, nie nachzugeben, in einem großen Lehnstuhle fest.

„Nimm und laß uns in Ruhe," sagte Frau von

Villefort, und gab das Album Eduard, der sich, begleitet von seiner Mutter, entfernte.

Der Graf folgte Frau von Villefort mit den Augen und murmelte:

„Ich will doch sehen, ob sie die Thüre hinter ihm schließt."

Frau von Villefort schloß die Thüre mit der größten Behutsamkeit hinter ihrem Sohne, der Graf gab sich den Anschein, als bemerkte er dies nicht.

Dann schaute die junge Frau noch einmal aufmerksam umher und setzte sich wieder auf ihre Causeuse.

„Erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, Madame," sagte der Graf mit seinem uns wohl bekannten, gutmüthigen Tone, „erlauben Sie mir, Ihnen zu bemerken, daß Sie sehr streng gegen diesen reizenden Jungen sind."

„Ich muß wohl, mein Herr," erwiederte Frau von Villefort mit einem wahrhaft mütterlichen Ausdrucke.

„Herr Eduard recitirte seinen Cornelius Nepos, als er vom König Mithridates sprach, und Sie unterbrachen ihn bei Anführung einer Stelle, wodurch er bewies, daß sein Lehrer die Zeit nicht mit ihm verloren hat, und daß Ihr Sohn für sein Alter sehr weit vorgerückt ist."

„Es ist nicht zu leugnen, Herr Graf," sprach die geschmeichelte Mutter, „daß er eine große Leichtigkeit besitzt, und Alles lernt, was er lernen will. Er hat nur einen Fehler, den, daß er zu eigensinnig ist. Doch um auf das zu kommen, was er vorhin sagte, glauben Sie', mein Herr Graf, daß sich Mithridates dieser Vorsichtsmaßregeln bediente, und daß dieselben wirksam sein dürften?"

„Ich glaube so sehr daran, Madame, daß ich, der ich mit Ihnen spreche, in Neapel, in Palermo und in Smyrna, das heißt bei drei Veranlassungen, wo ich ohne diese Vorsichtsmaßregeln mein Leben hätte lassen können, davon Gebrauch gemacht habe."

„Und das Mittel hat seinen Erfolg gehabt?"

„Vollkommen."

„Ja, es ist wahr; ich erinnere mich, daß Sie mir bereits etwas Aehnliches in Perugia erzählten."

„Wirklich!" rief der Graf mit einem bewunderungswürdig gespielten Erstaunen; „ich entsinne mich dessen nicht."

„Ich frage Sie, ob die Gifte gleichmäßig und mit derselben Energie auf die Menschen des Nordens und auf die des Südens wirken, und Sie erwiederten mir, die kalten und lymphatischen Temperamente böten nicht dieselbe Empfänglichkeit, wie die weiche und energische Natur der Leute des Südens."

„Es ist wahr, ich habe Russen, ohne im Geringsten dadurch belästigt zu werden, vegetabilische Substanzen verschlingen sehen, welche unfehlbar einen Neapolitaner oder einen Araber umgebracht hätten."

„Sie glauben also, das Resultat wäre bei uns noch sicherer, als im Orient, und inmitten unserer Nebel und Regen würde sich ein Mensch leichter an diese stufenweise Einsaugung des Giftes gewöhnen, als unter einer heißen Zone?"

„Allerdings, doch wohl verstanden, man wird nur gegen das Gift geschützt sein, an das man sich gewöhnt hat."

„Ich begreife; und wie würden Sie sich daran gewöhnen oder vielmehr, wie haben Sie sich daran gewöhnt?"

„Das ist ganz leicht. Nehmen Sie an, Sie wüßten zum Voraus, welches Giftes man sich gegen Sie bedienen würde, nehmen Sie an, dieses Gift sei . . . Brucin zum Beispiel."

„Das Brucin zieht man, glaube ich, aus der falschen Angosturarinde,*)" sagte Frau von Villefort.

„Ganz richtig, Madame; aber ich sehe, ich brauche

*) „**Brucea ferruginea**," sagt Alexandre Dumas in einer Note, nach Roviquet und Batka aber kommt die falsche Angosturarinde nicht von **Brucea ferruginea**, sondern von **Strychnos nux vomica**. D. Uebers.

Sie nicht mehr viel zu lehren, und mache Ihnen mein Compliment; solche Kenntnisse sind selten bei den Frauen."

„Oh! ich gestehe," erwiederte Frau von Villefort, „ich habe die heftigste Leidenschaft für die verborgenen Wissenschaften, welche wie eine Poesie zu der Einbildungskraft sprechen und sich wie eine algebrische Gleichung in Ziffern auflösen; ich bitte Sie, fahren Sie fort, was Sie mir sagen, interessirt mich im höchsten Grade."

„Nun wohl," fuhr Monte Christo fort, „setzen Sie, dieses Gift sei Brucin, und Sie nehmen am ersten Tag ein Milligramm, am zweiten zwei Milligramme, so haben Sie nach Verlauf von zehn Tagen ein Centigramm; nach Verlauf von zwanzig Tagen ein weiteres Milligramm beifügend, haben Sie drei Centigramme, das heißt eine Dose, welche Sie ohne Beschwerde ertragen werden, während sie bereits für eine Person, welche nicht dieselben Vorsichtsmaßregeln getroffen hätte, sehr gefährlich wäre. Nach Verlauf eines Monats endlich werden Sie, Wasser aus derselben Flasche trinkend, die Person tödten, welche zugleich mit Ihnen von diesem Wasser getrunken hat, ohne an etwas Anderem, als an einer leichten Unbehaglichkeit wahrzunehmen, daß irgend eine giftige Substanz mit dem Wasser vermischt gewesen ist."

„Sie kennen kein anderes Gegengift?"

„Ich kenne keines."

„Ich habe oft die Geschichte von Mithridates gelesen, hielt sie aber stets für eine Fabel," sprach Frau von Villefort nachdenkend.

„Nein, Madame, es ist gegen die Gewohnheit der Geschichte eine Wahrheit; doch was Sie mich da fragen, Madame, ist nicht das Resultat einer bloßen Laune, denn Sie richteten bereits vor zwei Jahren ähnliche Fragen an mich, und Sie sagen mir so eben, seit langer Zeit beschäftige Sie die Geschichte von Mithridates."

„Es ist wahr, mein Herr, die zwei Lieblingsstudien meiner Jugend waren Botanik und Mineralogie, und als ich später erfuhr, die Anwendung einfacher Heilmittel erkläre häufig die ganze Geschichte der Völker und das ganze Leben der Menschen des Orients, wie die Blumen alle ihre Liebesgedanken erklären, so bedauerte ich, daß ich kein Mann bin, um ein Flamel, ein Fontana oder ein Cabanis zu werden."

„Um so mehr," versetzte Monte Christo, „als die Orientalen sich nicht, wie Mithridates, damit begnügen, sich aus den Giften einen Panzer zu machen, sondern sich auch einen Dolch daraus bilden; die Wissenschaft wird in ihren Händen nicht allein eine Vertheidigungs-, sondern häufig auch eine Angriffswaffe; die eine dient ihnen gegen die physischen Leiden; die andere gegen ihre Feinde; mit dem Opium, mit der Belladonna, mit dem Haschisch verschaffen Sie sich im Traume das Glück, das ihnen Gott in Wirklichkeit verweigert hat; mit der falschen Angosturarinde, mit dem Schlangenholz, mit dem Kirschlorbeer schläfern sie diejenigen ein, welche sie gern verstummt sehen möchten. Es ist nicht eine von jenen Frauen, welche Sie hier gute Weiber nennen, mag sie nun Aegyptierin, Türkin oder Griechin sein, die nicht im Felde der Medicin einen Arzt in Erstaunen zu setzen und im Gebiete der Psychologie einen Beichtvater zu erschrecken wüßte."

„Wirklich!" rief Frau von Villefort, deren Augen bei diesem Gespräche von einem seltsamen Feuer erglänzten.

„Ei, mein Gott! ja, Madame," fuhr Monte Christo fort, „die geheimen Dramen des Orients schürzen und entwickeln sich so, von der Pflanze, welche lieben macht, bis zur Pflanze, die den Tod bereitet, von dem Tranke, der den Himmel öffnet, bis zu demjenigen, welcher einen Menschen in die Hölle versenkt, und die Kunst dieser Chemiker versteht es auf eine bewunderungswürdige Weise, das Mittel und das Uebel mit den Liebesbedürf-

nissen und mit dem Verlangen nach Rache in Einklang zu bringen."

„Aber, mein Herr," versetzte die junge Frau, „die orientalischen Gesellschaften, in deren Mitte Sie einen Theil ihres Lebens zugebracht haben, sind also wirklich phantastisch wie die Mährchen, welche uns von ihrem schönen Lande zukommen; ein Mensch kann dort ungestraft aus dem Wege geschafft werden; es findet sich wirklich das Bagdad oder das Bassora von Herrn Galland? Die Sultane und die Wessire, welche diese Gesellschaften regieren und das bilden, was man in Frankreich das Gouvernement nennt, sind im Ernste Harun al Raschid's oder Giaffara's, welche nicht nur einem Giftmischer vergeben, sondern ihn sogar zum ersten Minister machen, wenn das Verbrechen geistreich ist, und dann die Geschichte desselben in goldenen Buchstaben graviren lassen, um sich in den Stunden ihrer Langenweile damit zu belustigen?"

„Nein, Madame, das Phantastische besteht nicht einmal mehr im Orient, es gibt dort auch, unter anderen Namen verkleidet und unter anderen Costumen verborgen, Polizeikommissäre, Untersuchungsrichter, Staatsprocuratoren und Experte. Man hängt, man köpft, man spießt dort die Verbrecher auf das Angenehmste; aber als gewandte Betrüger wußten diese Leute die menschliche Gerechtigkeit zu vereiteln und sich den Erfolg ihrer Unternehmungen durch geschickte Combinationen zu sichern. Hat bei uns ein von dem bösen Geiste des Hasses oder der Habgier besessener Einfaltspinsel einen Feind zu vernichten oder einen Verwandten auf die Seite zu schaffen, so geht er zu einem Apotheker, gibt einen falschen Namen an, durch den er leichter entdeckt wird, als durch seinen wahren, und kauft, unter dem Vorwande, die Ratten stören ihn im Schlafe, fünf bis sechs Gramme Arsenik; ist er sehr geschickt, so geht er zu fünf bis sechs Apothekern und wird nur fünf- bis sechsmal leichter erkannt; besitzt er dann sein specifisches Mittel, so flößt er seinem Feinde, seinem Ver-

wandten eine Dose Arsenik ein, woran ein Mammuth oder ein Mastodon krepiren würde, so daß das Opfer ohne alles Weitere ein Gebrülle ausstößt, worüber das ganze Quartier in Aufruhr geräth. Dann kommt eine ganze Heerschaar von Polizeiagenten und Gendarmen; man schickt nach einem Arzte, der den Todten öffnet und in seinen Eingeweiden den Arsenik mit den Löffeln sammelt. Am andern Tag erzählen hundert Zeitungen die Begebenheit, sammt dem Namen des Opfers und des Mörders. Schon an demselben Abend kommt oder kommen der Apotheker oder die Apotheker und sagen: „„Ich habe den Arsenik an den Herrn verkauft;““ und eher als den Käufer keiner erkennen würde, erkennen ihn zwanzig; dann wird der einfälige Verbrecher verhaftet, eingekerkert, verhört, confrontirt, verurtheilt und guillotinirt; ist es aber eine Frau von einiger Bedeutung, so wird sie auf Lebenszeit eingesperrt. So verstehen Ihre Nordländer die Chemie, Madame. Nur Desrues war stärker, das muß ich gestehen.“

„Was wollen Sie, mein Herr!“ rief lachend die junge Frau, „man thut, was man kann. Es besitzt nicht die ganze Welt das Geheimniß der Medici oder der Borgia.“

„Soll ich Ihnen nun sagen, Madame, was die Ursache von allen diesen Albernheiten ist?“ sprach Monte Christo, die Achseln zuckend. „Auf Ihren Theatern, wenigstens nach dem zu urtheilen, was ich von den Stücken gelesen habe, die man auf denselben spielt, sieht man die Leute stets den Inhalt einer ganzen Phiole leeren oder das Gift eines Ringkastens verschlingen, und maustodt niederstürzen; fünf Minuten nachher fällt der Vorhang; die Zuschauer sind zerstreut. Man kennt die Folgen des Mordes nicht, man sieht nie den Polizeicommissär mit seiner Schärpe oder den Korporal mit seinen vier Mann, und dies berechtigt armselige Gehirne zu glauben, die Dinge gehen so zu. Aber verlassen Sie Frankreich ein wenig, gehen Sie nach Haleb, nach Kairo,

oder auch nur nach Neapel und Rom, und Sie werden durch die Straßen aufrechte, frische, rosenfarbige Menschen schreiten sehen, von denen Ihnen der hinkende Teufel, wenn er Sie mit seinem Mantel streifen würde, sagen könnte: „„Dieser Herr ist seit drei Wochen vergiftet und wird in einem Monat völlig todt sein.““

„Sie haben also das Geheimniß der berüchtigten Aqua Tofana wieder gefunden, von dem man mir in Perugia sagte, es wäre verloren gegangen?“ versetzte Frau von Villefort.

„Ei, mein Gott! verliert sich etwas bei den Menschen, Madame? Die Künste rücken von der Stelle und machen die Wanderung durch die Welt; die Dinge verändern nur ihren Namen, und der gemeine Haufe läßt sich dadurch täuschen; aber es ist immer dasselbe Resultat, das Gift. Jedes Gift wirkt besonders auf dieses oder jenes Organ, das eine auf den Magen, das andere auf das Gehirn, und wieder ein anderes auf die Eingeweide. Nun wohl, das Gift bestimmt einen Husten, dieser Husten eine Brustentzündung oder irgend eine andere Krankheit, welche im Buche der Wissenschaft einregistrirt ist, was dieselbe nicht abhält, vollkommen tödtlich zu sein, und wäre sie es nicht, so würde sie dies durch die Mittel, welche die naiven Aerzte, gewöhnlich sehr schlechte Chemiker, anwenden, und so ist ein Mensch mit Kunst und nach allen Regeln getödtet, wogegen die Justiz nichts einzuwenden hat, wie einer meiner Freunde, ein furchtbarer Chemiker, der ausgezeichnete Abbé Adelmonte von Taormina in Sicilien sagte, welcher diese nationalen Erscheinungen mit der größten Schärfe studirt hatte.“

„Das ist schrecklich, aber bewunderungswürdig,“ sprach die junge Frau in starrer Aufmerksamkeit; „ich muß gestehen, ich hielt alle diese Geschichten für Erfindungen des Mittelalters.“

„Ja wohl, welche jedoch in unseren Tagen noch vervollkommnet worden sind. Wozu sollen die Zeit, die

Ermuthigungen, die Medaillen, die Kreuze, die Monthyon-Preise dienen, wenn nicht, um die Gesellschaft ihrer höchsten Vollendung zuzuführen? Der Mensch wird aber nur vollkommen sein, wenn er einmal wie Gott zu schaffen und zu zerstören versteht; er weiß bereits zu zerstören, und somit ist die Hälfte des Weges gemacht."

„Auf diese Art," versetzte Frau von Villefort, immer wieder auf ihr Ziel zurückkommend, „auf diese Art sind die Gifte der Borgia, der Medici, der René, der Ruggieri, und etwas später vielleicht des Baron von Trenk, womit das moderne Drama und der Roman einen so großen Mißbrauch getrieben ..."

„Gegenstände der Kunst, Madame, und nichts Anderes," erwiederte der Graf. „Glauben Sie, der wahre Gelehrte wende sich unabänderlich an dasselbe Individuum? Keines Wegs. Die Wissenschaft liebt die Sprünge, die Kraftstücke, die Phantasie, wenn man so sagen darf. So hatte z. B. der vortreffliche Adelmonte, von welchem ich so eben sprach, erstaunliche Erfahrungen in dieser Hinsicht gemacht."

„Wirklich!"

„Ja, ich werde Ihnen eine einzige anführen. Er hatte einen sehr schönen Garten, voll von Gemüsen, Blumen und Früchten; unter diesen Gemüsen wählte er das ehrlichste von allen, einen Kohl zum Beispiel. Drei Tage hinter einander begoß er diesen Kohl mit einer Arsenikauflösung; am dritten Tage wurde der Kohl krank und vergelbte; es war Zeit, ihn abzuschneiden; oben erschien er reif und er behielt sein anständiges Aussehen; für Adelmonte allein war er vergiftet. Dann trug er den Kohl nach Hause, nahm ein Kaninchen, der Abbé Adelmonte hatte eine Sammlung von Kaninchen, Katzen und indischen Schweinen, die in keiner Beziehung seiner Sammlung von Gemüsen, Blumen und Früchten nachgab: der Abbé Adelmonte nahm ein Kaninchen und lie[illegible]ohlblatt fressen; das Kaninchen starb. [illegible] gerichter würde

es wagen, hiegegen Einsprache zu thun, und welchem Staatsanwalt ist es je in den Sinn gekommen, gegen Herrn Magendie oder gegen Herrn Flourens ein Requisitorium in Beziehung auf Kaninchen, indische Schweine oder Katzen ergehen zu lassen? Keinem. Das Kaninchen stirbt also, ohne daß sich die Justiz darum bekümmert. Sobald das Kaninchen todt ist, läßt es der Abbé Adelmonte aufnehmen und wirft die Eingeweide auf einen Düngerhaufen. Auf diesem Düngerhaufen ist ein Huhn, es pickt an diesen Eingeweiden, wird ebenfalls krank und stirbt am andern Tag. In dem Augenblick, wo es im Todeskampfe zuckt, kommt ein Geier vorüber (es gibt viele Geier im Lande von Adelmonte), dieser stürzt auf den Leichnam herab, trägt ihn auf einen Felsen und frißt davon. Drei Tage nachher wird der arme Geier, der sich seit diesem Mahle stets unwohl befunden hat, von einem Taumel ergriffen; er dreht sich um und um, sinkt und fällt mit seiner ganzen Schwere in einen Fischteich; der Hecht, der Aal und die Muräne sind freßgierig, wie Sie wissen, und beißen den Geier an. Denken Sie nun, man servire am andern Tage auf Ihrer Tafel diesen Aal, diesen Hecht oder diese Muräne, in der dritten Generation vergiftete Fische, so wird Ihr Gast in der fünften vergiftet werden, und nach Verlauf von acht bis zehn Tagen an Schmerzen in den Eingeweiden, an einem Magenübel, an Pförtnergeschwüren sterben. Man öffnet seinen Leichnam und die Aerzte sagen:

„„Er ist an einer Lebergeschwulst oder am Typhus gestorben.““

„Doch alle diese Umstände,“ sprach Frau von Villefort, „welche Sie hier mit einander verketten, können durch den geringsten Verfall in ihrer Reihenfolge unterbrochen werden; der Geier kann nicht zu rechter Zeit vorüberfliegen oder hundert Schritte vom Fischteiche niederfallen.“

„Ah! darin liegt gerade die Kunst; um im Orient

ein großer Chemiker zu sein, muß man den Zufall lenken, und hiezu gelangt man."

Frau von Villefort horchte wie in Träume versunken und erwiederte:

„Doch der Arsenik ist unvertilgbar; auf welche Weise man ihn auch absorbirt, er wird sich in dem Körper des Menschen wiederfinden, sobald er in einer Quantität, hinreichend, um den Tod zu geben, in denselben gekommen ist."

„Gut!" rief Monte Christo, „ganz gut! das ist es gerade, was ich Adelmonte sagte."

„Er dachte nach, lächelte, und antwortete mir mit einem sicilianischen Sprüchwort, welches, wie ich glaube, auch bei andern Nationen gebraucht wird: „„Mein Kind, die Welt ist nicht an einem Tage gemacht worden, sondern in sieben; kommen Sie am Sonntag wieder zu mir.""

„An dem darauf folgenden Sonntag besuchte ich ihn wieder; statt seinen Kohl mit Arsenik begossen zu haben, hatte er ihn mit einer Auflösung von Strychninsalzen, Strychnos colubrina, wie die Gelehrten sagen, begossen. Dies Mal sah der Kohl nicht im mindesten krank aus; das Kaninchen hatte auch kein Mißtrauen und fünf Minuten nachher war es todt; das Huhn speiste von dem Kaninchen und am andern Tage war es gestorben. Da machten wir die Geier, nahmen das Huhn fort und öffneten es. Diesmal waren alle besonderen Symptome verschwunden und es blieben nur die allgemeinen. Keine besondere Andeutung in irgend einem Organe; Reizung des Nervensystems, sonst nichts, und eine Spur von Congestion im Gehirn; das Huhn war nicht vergiftet worden, sondern am Schlagflusse gestorben. Ich weiß wohl, es ist dies ein seltener Fall bei den Hühnern, der jedoch bei den Menschen sehr häufig vorkommt."

Frau von Villefort schien immer träumerischer zu werden.

„Es ist ein Glück," sagte sie, „daß solche Substanzen nur von Chemikern bereitet werden können, denn, in der That, die eine Hälfte der Welt würde die andere vergiften."

„Durch Chemiker oder durch Personen, welche sich mit der Chemie beschäftigen," erwiederte mit gleichgültigem Tone Monte Christo.

„Und dann," sprach Frau von Villefort, sich mit aller Gewalt ihren Gedanken entreißend, „so geistreich es auch bereitet sein mag, so bleibt das Verbrechen doch immer ein Verbrechen, und wenn es der menschlichen Nachforschung entgeht, so entgeht es nicht dem Auge Gottes. Die Orientalen sind stärker als wir in Beziehung auf das Gewissen und haben kluger Weise die Hölle unterdrückt."

„Ei! Madame, das ist eine Bedenklichkeit, welche natürlich in einem Gewissen wie das Ihrige entstehen muß, aber durch das Raisonnement bald mit der Wurzel entfernt wird. Das Leben des Menschen geht damit hin, daß er dergleichen Dinge thut und sein Verstand erschöpft sich im Träumen derselben. Sie finden sehr wenige Leute, welche geradezu und auf eine ganz rohe Weise ihres Gleichen das Messer in das Herz stoßen oder einem Menschen, um ihn von der Oberfläche der Erde verschwinden zu machen, jene Quantität Arsenik einflößen, von der so eben die Rede war. Auf diese Art ist es wirklich Folge einer Ueberspannung oder eine Dummheit. Um dahin zu gelangen, muß sich das Blut auf sechs und dreißig Grad erwärmen, muß der Puls neunzig Schläge thun und die Seele aus ihren gewöhnlichen Gränzen treten. Aber wenn Sie, wie man dies in der Philologie thut, von dem Worte zu einer gemäßigten Synonyme übergehend, eine einfache Vertreibung vornehmen, statt einen gemeinen Mord zu begehen; wenn Sie ganz einfach von Ihrem Wege denjenigen entfernen, welcher Sie hindert, und zwar ohne einen heftigen Schlag, ohne eine Gewaltthat,

ohne das Gepränge von Leiden, welche aus dem Opfer einen Märtyrer machen und aus dem Handelnden einen Carnifer in der ganzen Bedeutung des Wortes; wenn es weder Blut gibt, noch ein Gebrülle, noch Verkrümmungen, noch jene furchtbare, gefährdende Augenblicklichkeit in der Ausführung, so werden Sie sich der Gewalt des menschlichen Gesetzes entziehen, das Ihnen sagt: Störet die Gesellschaft nicht! So gehen sie zu Werke, so erreichen sie ihr Ziel, die Leute im Orient, ernste, phlegmatische Personen, welche sich wenig um die Fragen der Zeit bei Conjuncturen von einer gewissen Wichtigkeit bekümmern."

„Es bleibt das Gewissen noch übrig," sprach Frau von Villefort, mit bewegter Stimme und mit einem unterdrückten Seufzer.

„Ja, ja," erwiederte Monte Christo, „zum Glück bleibt das Gewissen noch übrig, sonst wären wir sehr unglücklich. Nach jeder etwas kräftigen Handlung rettet uns das Gewissen, denn es liefert uns tausend gute Entschuldigungen, über welche wir allein zu Gericht sitzen, und diese Gründe, so vortrefflich sie auch sein mögen, um uns den Schlaf zu gestatten, wären doch vielleicht mittelmäßig vor einem Tribunal, um uns das Leben zu erhalten. So mußte Richard III. z. B. vortrefflich von seinem Gewissen bedient sein, nachdem er die zwei Kinder von Eduard IV. auf die Seite geschafft hatte; er konnte sich in der That sagen: Diese zwei Kinder eines grausamen und rachesüchtigen Königs hatten alle Laster ihres Vaters geerbt, was ich allein in ihren jugendlichen Neigungen zu erkennen im Stande war, diese zwei Kinder verhinderten mich, das Glück des englischen Volkes zu machen, dem sie unfehlbar zum Unglück gereicht hätten. So wurde Lady Macbeth von ihrem Gewissen bedient, denn sie wollte, was auch Shakespeare gesagt hat, nicht ihrem Gemahle, sondern ihrem Sohne einen Thron geben. Ah! die mütterliche Liebe ist eine so große Tugend, eine so mächtige Triebfeder, daß sie gar viele Dinge

entschuldigt; Lady Macbeth wäre auch nach dem Tode von Duncan ohne ihr Gewissen eine sehr unglückliche Frau gewesen."

Frau von Villefort nahm mit größter Gierde diese furchtbaren Maximen, diese schauderhaften Paradoxen in sich auf, welche der Graf mit der ihm eigenthümlichen naiven Ironie preisgab.

„Nach einem Augenblick des Stillschweigens sagte sie:

„Wissen Sie, mein Herr Graf, daß Sie ein furchtbaren Streitgeist sind, und daß Sie die Welt unter einem etwas leichenfarbigen Lichte ansehen? Haben Sie die Menschheit so beurtheilt, indem Sie dieselbe durch Destillirkolben und Retorten betrachteten? Denn Sie hatten Recht, Sie sind ein großer Chemiker, und das Elixir, das Sie meinen Sohn nehmen ließen, rief ihn so schnell zum Leben zurück . . ."

„Oh! trauen Sie ihm nicht," sprach Monte Christo, „ein Tropfen von diesem Elixir genügte, um den sterbenden Knaben in das Leben zurückzurufen, aber drei Tropfen hätten das Blut so nach seiner Lunge getrieben, daß sein Herz gewaltig geschlagen haben müßte, sechs hätten ihm den Athem versetzt und eine viel ernstere Ohnmacht verursacht, als diejenige war, in welcher Sie ihn erblickten, zehn würden ihn getödtet haben. Sie wissen, Madame, wie rasch ich ihn von den Flaschen entfernte, die er unkluger Weise berührte?"

„Es ist also ein furchtbares Gift?"

„O mein Gott! nein! Geben wir vor Allem zu, daß das Wort Gift nicht bestehe, denn man bedient sich in der Medicin der stärksten Gifte, welche durch die Art, wie man dieselben anwendet, sehr heilsame Arzneimittel werden."

„Was war es denn?"

„Ein geistreiches Präparat von meinem Freunde, dem vortrefflichen Adelmonte, dessen Anwendung er mich gelehrt hat."

„Das muß ein vortreffliches Mittel gegen Krämpfe sein!“

„Ausgezeichnet, Madame, ich mache häufig Gebrauch davon; versteht sich mit aller möglichen Vorsicht,“ fügte er lachend bei.

„Ich glaube es wohl,“ versetzte Frau von Villefort in demselben Tone. „Ich meines Theils, die ich so schwache Nerven habe und so sehr zu Ohnmachten geneigt bin, könnte wohl einen Doctor Adelmonte brauchen, der mir Mittel ersinnen würde, daß ich frei athmen und mich über die Gefahr, eines Tags an Erstickung zu sterben, beruhigen dürfte. Da jedoch die Sache in Frankreich schwer zu finden ist und Ihr Abbé mir zu Liebe wohl nicht geneigt wäre, die Reise nach Paris zu machen, so halte ich mich an die krampfstillenden Mittel von Herrn Blanche, und Münze und Hoffmännische Tropfen spielen eine große Rolle bei mir. Sehen Sie die Pastillen, die ich mir besonders machen lasse; sie sind von doppelter Dose.“

„Monte Christo öffnete die Schildpattbüchse, welche ihm die junge Frau reichte, und zog den Geruch der Pastillen, als ein würdiger Kenner dieses Präparates, ein.

„Sie sind ausgezeichnet,“ sagte er, „aber der Nothwendigkeit des Verschluckens unterworfen, einer Function also, welche häufig von der ohnmächtigen Person nicht erfüllt werden kann. Mein Specificum ist mir lieber.“

Nach der Wirkung, die ich davon gesehen habe, würde ich es gewiß auch vorziehen, doch es ist ohne Zweifel ein Geheimniß, und ich bin nicht unbescheiden genug, Sie darum zu bitten.“

„Aber ich, Madame,“ sprach Monte Christo, „ich bin artig genug, um es Ihnen anzubieten.“

„Oh, mein Herr . . .“

„Nur erinnern Sie sich, daß eine kleine Dose ein Heilmittel, eine große ein Gift ist. Ein Tropfen bringt

wieder zum Leben, fünf oder sechs müßten unfehlbar tödten, und zwar auf eine um so schrecklichere Weise, als sie in einem Glase Wein verbreitet, nicht im Geringsten den Geschmack desselben verändern würden. Doch ich schweige, Madame, denn ich bekäme bald das Ansehen, als wollte ich Ihnen rathen."

„Es hatte halb sieben Uhr geschlagen, man meldete eine Freundin von Frau von Villefort, welche mit ihr zu Mittag speisen sollte.

„Wenn ich die Ehre hätte, Sie zum dritten oder vierten Male, statt zum zweiten Male zu sehen, mein Herr Graf," sprach Frau von Villefort, „wenn ich die Ehre hätte, mich Ihre Freundin nennen zu dürfen, statt nur einfach das Glück zu haben, Ihnen verbunden zu sein, so würde ich darauf bestehen, Sie beim Mittagsbrode zu behalten, und ließe mich nicht durch eine erste Weigerung schlagen."

„Tausend Dank, Madame," erwiederte Monte Christo, „ich habe selbst eine Verbindlichkeit, der ich mich nicht entziehen kann. Ich versprach einer mir befreundeten griechischen Fürstin, welche noch nie die große Oper gesehen hat und in dieser Hinsicht auf mich zählt, sie in das Schauspiel zu führen."

„Gehen Sie, mein Herr, aber vergessen Sie mein Recept nicht."

„Wie, Madame, dazu müßte ich die Stunde vergessen, die ich mit Ihnen im Gespräche zugebracht habe, und das ist völlig unmöglich."

Der Graf von Monte Christo verbeugte sich und verließ den Salon.

Frau von Villefort blieb in Träume versunken.

„Wahrlich, ein seltsamer Mann!" sprach sie, „er sieht mir ganz aus, als hieße er mit seinem Taufnamen Adelmonte."

Was Monte Christo betrifft, so hatte der Erfolg seine Erwartungen übertroffen.

„Das ist ein guter Boden," sagte er, sich entfer=

Ermuthigungen, die Medaillen, die Kreuze, die Monthyon-Preise dienen, wenn nicht, um die Gesellschaft ihrer höchsten Vollendung zuzuführen? Der Mensch wird aber nur vollkommen sein, wenn er einmal wie Gott zu schaffen und zu zerstören versteht; er weiß bereits zu zerstören, und somit ist die Hälfte des Weges gemacht."

„Auf diese Art," versetzte Frau von Villefort, immer wieder auf ihr Ziel zurückkommend, „auf diese Art sind die Gifte der Borgia, der Medici, der René, der Ruggieri, und etwas später vielleicht des Baron von Trenk, womit das moderne Drama und der Roman einen so großen Mißbrauch getrieben ..."

„Gegenstände der Kunst, Madame, und nichts Anderes," erwiederte der Graf. „Glauben Sie, der wahre Gelehrte wende sich unabänderlich an dasselbe Individuum? Keines Wegs. Die Wissenschaft liebt die Sprünge, die Kraftstücke, die Phantasie, wenn man so sagen darf. So hatte z. B. der vortreffliche Adelmonte, von welchem ich so eben sprach, erstaunliche Erfahrungen in dieser Hinsicht gemacht."

„Wirklich!"

„Ja, ich werde Ihnen eine einzige anführen. Er hatte einen sehr schönen Garten, voll von Gemüsen, Blumen und Früchten; unter diesen Gemüsen wählte er das ehrlichste von allen, einen Kohl zum Beispiel. Drei Tage hinter einander begoß er diesen Kohl mit einer Arsenikauflösung; am dritten Tage wurde der Kohl krank und vergelbte; es war Zeit, ihn abzuschneiden; oben erschien er reif und er behielt sein anständiges Aussehen; für Adelmonte allein war er vergiftet. Dann trug er den Kohl nach Hause, nahm ein Kaninchen, der Abbé Adelmonte hatte eine Sammlung von Kaninchen, Katzen und indischen Schweinen, die in keiner Beziehung seiner Sammlung von Gemüsen, Blumen und Früchten nachgab: der Abbé Adelmonte nahm ein Kaninchen und ließ dasselbe ein Kohlblatt fressen; das Kaninchen starb. Welcher Untersuchungsrichter würde

es wagen, hiegegen Einsprache zu thun, und welchem Staatsanwalt ist es je in den Sinn gekommen, gegen Herrn Magendie oder gegen Herrn Flourens ein Requisitorium in Beziehung auf Kaninchen, indische Schweine oder Katzen ergehen zu lassen? Keinem. Das Kaninchen stirbt also, ohne daß sich die Justiz darum bekümmert. Sobald das Kaninchen todt ist, läßt es der Abbé Adelmonte ausnehmen und wirft die Eingeweide auf einen Düngerhaufen. Auf diesem Düngerhaufen ist ein Huhn, es pickt an diesen Eingeweiden, wird ebenfalls krank und stirbt am andern Tag. In dem Augenblick, wo es im Todeskampfe zuckt, kommt ein Geier vorüber (es gibt viele Geier im Lande von Adelmonte), dieser stürzt auf den Leichnam herab, trägt ihn auf einen Felsen und frißt davon. Drei Tage nachher wird der arme Geier, der sich seit diesem Mahle stets unwohl befunden hat, von einem Taumel ergriffen; er dreht sich um und um, sinkt und fällt mit seiner ganzen Schwere in einen Fischteich; der Hecht, der Aal und die Muräne sind freßgierig, wie Sie wissen, und beißen den Geier an. Denken Sie nun, man servire am andern Tage auf Ihrer Tafel diesen Aal, diesen Hecht oder diese Muräne, in der dritten Generation vergiftete Fische, so wird Ihr Gast in der fünften vergiftet werden, und nach Verlauf von acht bis zehn Tagen an Schmerzen in den Eingeweiden, an einem Magenübel, an Pförtnergeschwüren sterben. Man öffnet seinen Leichnam und die Aerzte sagen:

„„Er ist an einer Lebergeschwulst oder am Typhus gestorben.““

„Doch alle diese Umstände," sprach Frau von Villefort, „welche Sie hier mit einander verketten, können durch den geringsten Vorfall in ihrer Reihenfolge unterbrochen werden; der Geier kann nicht zu rechter Zeit vorüberfliegen oder hundert Schritte vom Fischteiche niederfallen."

„Ah! darin liegt gerade die Kunst; um im Orient

ein großer Chemiker zu sein, muß man den Zufall lenken, und hiezu gelangt man."

Frau von Villefort horchte wie in Träume versunken und erwiederte:

„Doch der Arsenik ist unvertilgbar; auf welche Weise man ihn auch absorbirt, er wird sich in dem Körper des Menschen wiederfinden, sobald er in einer Quantität, hinreichend, um den Tod zu geben, in denselben gekommen ist."

„Gut!" rief Monte Christo, „ganz gut! das ist es gerade, was ich Adelmonte sagte."

„Er dachte nach, lächelte, und antwortete mir mit einem sicilianischen Sprüchwort, welches, wie ich glaube, auch bei andern Nationen gebraucht wird: „„Mein Kind, die Welt ist nicht an einem Tage gemacht worden, sondern in sieben; kommen Sie am Sonntag wieder zu mir.""

„An dem darauf folgenden Sonntag besuchte ich ihn wieder; statt seinen Kohl mit Arsenik begossen zu haben, hatte er ihn mit einer Auflösung von Strychninsalzen, Strychnos colubrina, wie die Gelehrten sagen, begossen. Dies Mal sah der Kohl nicht im mindesten krank aus; das Kaninchen hatte auch kein Mißtrauen und fünf Minuten nachher war es todt; das Huhn speiste von dem Kaninchen und am andern Tage war es gestorben. Da machten wir die Geier, nahmen das Huhn fort und öffneten es. Diesmal waren alle besonderen Symptome verschwunden und es blieben nur die allgemeinen. Keine besondere Andeutung in irgend einem Organe; Reizung des Nervensystems, sonst nichts, und eine Spur von Congestion im Gehirn; das Huhn war nicht vergiftet worden, sondern am Schlagflusse gestorben. Ich weiß wohl, es ist dies ein seltener Fall bei den Hühnern, der jedoch bei den Menschen sehr häufig vorkommt."

Frau von Villefort schien immer träumerischer zu werden.

„Es ist ein Glück," sagte sie, „daß solche Substanzen nur von Chemikern bereitet werden können, denn, in der That, die eine Hälfte der Welt würde die andere vergiften."

„Durch Chemiker oder durch Personen, welche sich mit der Chemie beschäftigen," erwiederte mit gleichgültigem Tone Monte Christo.

„Und dann," sprach Frau von Villefort, sich mit aller Gewalt ihren Gedanken entreißend, „so geistreich es auch bereitet sein mag, so bleibt das Verbrechen doch immer ein Verbrechen, und wenn es der menschlichen Nachforschung entgeht, so entgeht es nicht dem Auge Gottes. Die Orientalen sind stärker als wir in Beziehung auf das Gewissen und haben kluger Weise die Hölle unterdrückt."

„Ei! Madame, das ist eine Bedenklichkeit, welche natürlich in einem Gewissen wie das Ihrige entstehen muß, aber durch das Raisonnement bald mit der Wurzel entfernt wird. Das Leben des Menschen geht damit hin, daß er dergleichen Dinge thut und sein Verstand erschöpft sich im Träumen derselben. Sie finden sehr wenige Leute, welche geradezu und auf eine ganz rohe Weise ihres Gleichen das Messer in das Herz stoßen oder einem Menschen, um ihn von der Oberfläche der Erde verschwinden zu machen, jene Quantität Arsenik einflößen, von der so eben die Rede war. Auf diese Art ist es wirklich Folge einer Ueberspannung oder eine Dummheit. Um dahin zu gelangen, muß sich das Blut auf sechs und dreißig Grad erwärmen, muß der Puls neunzig Schläge thun und die Seele aus ihren gewöhnlichen Gränzen treten. Aber wenn Sie, wie man dies in der Philologie thut, von dem Worte zu einer gemäßigten Synonyme übergehend, eine einfache Vertreibung vornehmen, statt einen gemeinen Mord zu begehen; wenn Sie ganz einfach von Ihrem Wege denjenigen entfernen, welcher Sie hindert, und zwar ohne einen heftigen Schlag, ohne eine Gewaltthat,

ohne das Gepränge von Leiden, welche aus dem Opfer einen Märtyrer machen und aus dem Handelnden einen Carnifex in der ganzen Bedeutung des Wortes; wenn es weder Blut gibt, noch ein Gebrülle, noch Verkrümmungen, noch jene furchtbare, gefährdende Augenblicklichkeit in der Ausführung, so werden Sie sich der Gewalt des menschlichen Gesetzes entziehen, das Ihnen sagt: Störet die Gesellschaft nicht! So gehen sie zu Werke, so erreichen sie ihr Ziel, die Leute im Orient, ernste, phlegmatische Personen, welche sich wenig um die Fragen der Zeit bei Conjuncturen von einer gewissen Wichtigkeit bekümmern."

„Es bleibt das Gewissen noch übrig," sprach Frau von Villefort, mit bewegter Stimme und mit einem unterdrückten Seufzer.

„Ja, ja," erwiederte Monte Christo, „zum Glück bleibt das Gewissen noch übrig, sonst wären wir sehr unglücklich. Nach jeder etwas kräftigen Handlung rettet uns das Gewissen, denn es liefert uns tausend gute Entschuldigungen, über welche wir allein zu Gericht sitzen, und diese Gründe, so vortrefflich sie auch sein mögen, um uns den Schlaf zu gestatten, wären doch vielleicht mittelmäßig vor einem Tribunal, um uns das Leben zu erhalten. So mußte Richard III. z. B. vortrefflich von seinem Gewissen bedient sein, nachdem er die zwei Kinder von Eduard IV. auf die Seite geschafft hatte; er konnte sich in der That sagen: Diese zwei Kinder eines grausamen und rachesüchtigen Königs hatten alle Laster ihres Vaters geerbt, was ich allein in ihren jugendlichen Neigungen zu erkennen im Stande war, diese zwei Kinder verhinderten mich, das Glück des englischen Volkes zu machen, dem sie unfehlbar zum Unglück gereicht hätten. So wurde Lady Macbeth von ihrem Gewissen bedient, denn sie wollte, was auch Shakespeare gesagt hat, nicht ihrem Gemahle, sondern ihrem Sohne einen Thron geben. Ah! die mütterliche Liebe ist eine so große Tugend, eine so mächtige Triebfeder, daß sie gar viele Dinge

entschuldigt; Lady Macbeth wäre auch nach dem Tode von Duncan ohne ihr Gewissen eine sehr unglückliche Frau gewesen."

Frau von Villefort nahm mit größter Gierde diese furchtbaren Maximen, diese schauderhaften Paradoxen in sich auf, welche der Graf mit der ihm eigenthümlichen naiven Ironie preisgab.

„Nach einem Augenblick des Stillschweigens sagte sie:

„Wissen Sie, mein Herr Graf, daß Sie ein furchtbaren Streitgeist sind, und daß Sie die Welt unter einem etwas leichenfarbigen Lichte ansehen? Haben Sie die Menschheit so beurtheilt, indem Sie dieselbe durch Destillirkolben und Retorten betrachteten? Denn Sie hatten Recht, Sie sind ein großer Chemiker, und das Elixir, das Sie meinen Sohn nehmen ließen, rief ihn so schnell zum Leben zurück . . ."

„Oh! trauen Sie ihm nicht," sprach Monte Christo, „ein Tropfen von diesem Elixir genügte, um den sterbenden Knaben in das Leben zurückzurufen, aber drei Tropfen hätten das Blut so nach seiner Lunge getrieben, daß sein Herz gewaltig geschlagen haben müßte, sechs hätten ihm den Athem versetzt und eine viel ernstere Ohnmacht verursacht, als diejenige war, in welcher Sie ihn erblickten, zehn würden ihn getödtet haben. Sie wissen, Madame, wie rasch ich ihn von den Flaschen entfernte, die er unkluger Weise berührte?"

„Es ist also ein furchtbares Gift?"

„O mein Gott! nein! Geben wir vor Allem zu, daß das Wort Gift nicht bestehe, denn man bedient sich in der Medicin der stärksten Gifte, welche durch die Art, wie man dieselben anwendet, sehr heilsame Arzneimittel werden."

„Was war es denn?"

„Ein geistreiches Präparat von meinem Freunde, dem vortrefflichen Adelmonte, dessen Anwendung er mich gelehrt hat."

„Das muß ein vortreffliches Mittel gegen Krämpfe sein!"

„Ausgezeichnet, Madame, ich mache häufig Gebrauch davon; versteht sich mit aller möglichen Vorsicht," fügte er lachend bei.

„Ich glaube es wohl," versetzte Frau von Villefort in demselben Tone. „Ich meines Theils, die ich so schwache Nerven habe und so sehr zu Ohnmachten geneigt bin, könnte wohl einen Doctor Adelmonte brauchen, der mir Mittel ersinnen würde, daß ich frei athmen und mich über die Gefahr, eines Tags an Erstickung zu sterben, beruhigen dürfte. Da jedoch die Sache in Frankreich schwer zu finden ist und Ihr Abbé mir zu Liebe wohl nicht geneigt wäre, die Reise nach Paris zu machen, so halte ich mich an die krampfstillenden Mittel von Herrn Blanche, und Münze und Hoffmännische Tropfen spielen eine große Rolle bei mir. Sehen Sie die Pastillen, die ich mir besonders machen lasse; sie sind von doppelter Dose."

„Monte Christo öffnete die Schildpattbüchse, welche ihm die junge Frau reichte, und zog den Geruch der Pastillen, als ein würdiger Kenner dieses Präparates, ein.

„Sie sind ausgezeichnet," sagte er, „aber der Nothwendigkeit des Verschluckens unterworfen, einer Function also, welche häufig von der ohnmächtigen Person nicht erfüllt werden kann. Mein Specificum ist mir lieber."

Nach der Wirkung, die ich davon gesehen habe, würde ich es gewiß auch vorziehen, doch es ist ohne Zweifel ein Geheimniß, und ich bin nicht unbescheiden genug, Sie darum zu bitten."

„Aber ich, Madame," sprach Monte Christo, „ich bin artig genug, um es Ihnen anzubieten."

„Oh, mein Herr . . ."

„Nur erinnern Sie sich, daß eine kleine Dose ein Heilmittel, eine große ein Gift ist. Ein Tropfen bringt

wieder zum Leben, fünf oder sechs müßten unfehlbar tödten, und zwar auf eine um so schrecklichere Weise, als sie in einem Glase Wein verbreitet, nicht im Geringsten den Geschmack desselben verändern würden. Doch ich schweige, Madame, denn ich bekäme bald das Ansehen, als wollte ich Ihnen rathen."

„Es hatte halb sieben Uhr geschlagen, man meldete eine Freundin von Frau von Villefort, welche mit ihr zu Mittag speisen sollte.

„Wenn ich die Ehre hätte, Sie zum dritten oder vierten Male, statt zum zweiten Male zu sehen, mein Herr Graf," sprach Frau von Villefort, „wenn ich die Ehre hätte, mich Ihre Freundin nennen zu dürfen, statt nur einfach das Glück zu haben, Ihnen verbunden zu sein, so würde ich darauf bestehen, Sie beim Mittagsbrode zu behalten, und ließe mich nicht durch eine erste Weigerung schlagen."

„Tausend Dank, Madame," erwiederte Monte Christo, „ich habe selbst eine Verbindlichkeit, der ich mich nicht entziehen kann. Ich versprach einer mir befreundeten griechischen Fürstin, welche noch nie die große Oper gesehen hat und in dieser Hinsicht auf mich zählt, sie in das Schauspiel zu führen."

„Gehen Sie, mein Herr, aber vergessen Sie mein Recept nicht."

„Wie, Madame, dazu müßte ich die Stunde vergessen, die ich mit Ihnen im Gespräche zugebracht habe, und das ist völlig unmöglich."

Der Graf von Monte Christo verbeugte sich und verließ den Salon.

Frau von Villefort blieb in Träume versunken.

„Wahrlich, ein seltsamer Mann!" sprach sie, „er sieht mir ganz aus, als hieße er mit seinem Taufnamen Adelmonte."

Was Monte Christo betrifft, so hatte der Erfolg seine Erwartungen übertroffen.

„Das ist ein guter Boden," sagte er, sich entfer-

nend, „ich bin überzeugt, daß das Korn, welches man auf denselben fallen läßt, nicht unfruchtbar bleibt."

Und am andern Tage schickte er seinem Versprechen getreu das verlangte Recept.

Dreizehntes Kapitel.

Robert der Teufel.

Der Grund mit der Oper war um so eher anzugeben, als diesen Abend eine Feierlichkeit bei der Académie royal de musique stattfand. Levasseur trat nach einer langen Unpäßlichkeit wieder in die Rolle von Bertram auf und das Werk des Componisten, dem die Mode des Tages am meisten huldigte, zog die glänzendste Gesellschaft von Paris an.

Morcerf hatte, wie die meisten reichen jungen Leute seinen Orchestersperrsitz, und konnte auch in zehn Logen von Personen seiner Bekanntschaft einen Platz verlangen, abgesehen davon, daß er zum Eintritt in die Loge der Löwen berechtigt war.

Chateau-Renaud hatte seinen Sperrsitz zunächst bei ihm.

Beauchamp war als Journalist König des Saales und hatte seinen Platz überall.

Lucien Debray war an diesem Tage die Loge des Ministers zur Verfügung gestellt, und er hatte sie dem Grafen von Morcerf angeboten, der auf eine Weigerung von Mercedes zu Danglars schickte und ihm sagen ließ, er würde wahrscheinlich am Abend der Baronin und

ihrer Tochter einen Besuch machen, wenn diese Damen, die Loge, die er ihnen antrage, annehmen wollten. Diese Damen hüteten sich wohl, es auszuschlagen. Niemand ist so lüstern nach Logen, die nichts kosten, als ein Millionär.

Was Danglars betrifft, so erklärte dieser, seine politischen Grundsätze und seine Eigenschaft als Abgeordneter der Opposition erlaubten ihm nicht, in die Loge des Ministers zu gehen. Die Baronin schrieb folglich Lucien, er möge sie abholen, da sie nicht allein mit Eugenie in die Oper fahren könne.

In der That, wären die zwei Frauen allein gekommen, so hätte man es sicherlich sehr schlimm gefunden; während nichts zu sagen war, wenn Fräulein Danglars mit ihrer Mutter und dem Liebhaber ihrer Mutter erschien: man muß die Welt nehmen, wie sie ist.

Der Vorhang ging wie beinahe immer vor einem halb leeren Hause auf. Es ist abermals eine von den Gewohnheiten unserer Pariser Fashion, in das Schauspiel zu kommen, wenn dasselbe bereits angefangen hat; die Folge hievon ist, daß der erste Akt von Seiten der ankommenden Zuschauer damit hingeht, daß sie nicht das Stück ansehen und hören, sondern die eintretenden Zuschauer ansehen und nichts hören, als das Geräusch der Thüren und das der Gespräche.

„Halt!“ sagte plötzlich Albert, als er eine Seitenloge des ersten Ranges sich öffnen sah; „halt! die Gräfin G*** !“

„Wer ist die Gräfin G*** ?“ fragte Chateau-Renaud.

„Ah, bei Gott! Baron, das ist ein Wort, das ich Ihnen nicht verzeihe; Sie fragen mich, wer die Gräfin G*** sei?“

„Ah, richtig, sprach Chateau-Renaud; nicht wahr, die reizende Venetianerin?“

„Allerdings.“

In diesem Augenblick gewahrte die Gräfin G***

Albert und tauschte mit ihm eine Begrüßung begleitet mit einem Lächeln aus.

„Sie kennen sie?“ sagte Chateau-Renaud.

„Ja, ich bin ihr in Rom durch Franz vorgestellt worden.“

„Würden Sie mir wohl in Paris denselben Dienst leisten, den Ihnen Franz in Rom geleistet hat?“

„Sehr gern.“

„Stille!“ rief das Publikum.

Die zwei jungen Leute setzten ihr Gespräch fort, ohne daß es schien, als kümmerten sie sich nur im Geringsten um das Verlangen des Parterre, die Musik zu hören.

„Sie war bei dem Rennen auf dem Champ-de-Mars,“ sagte Chateau-Renaud.

„Heute?“

„Ja.“

„In der That, es fand heute ein Rennen statt. Haben Sie eine Wette gemacht?“

„Oh! um eine Erbärmlichkeit, um fünfzig Louisd'or.“

„Und wer hat gewonnen?“

„Nautilus; ich wettete auf ihn.“

„Aber es waren drei Rennen?“

„Ja. Der Preis des Jockey-Clubb war ein goldener Becher. Es fiel etwas Sonderbares dabei vor.“

„Was?“

„Stille doch!“ rief das Publikum.

„Was?“ wiederholte Albert.

„Ein völlig unbekanntes Pferd und ein ebenso unbekannter Jockey gewannen bei diesem Rennen.“

„Wie?“

„O, mein Gott! ja; Niemand hatte einem unter dem Namen Vampa eingeschriebenen Pferde und einem unter dem Namen Job eingeschriebenen Jockey Aufmerksamkeit geschenkt, als man plötzlich einen bewunderungswürdigen Fuchs und einen faustgroßen Jockey kommen sah; man war genöthigt, diesem zwanzig Pfund Blei in die Taschen zu stopfen, was ihn nicht abhielt, auf

drei Pferdelängen vor Ariel und Barbaro, welche mit ihm liefen, am Ziele anzulangen."

„Und man hat nicht erfahren, wem das Pferd und der Jockey gehörten?"

„Nein."

„Sie sagen, das Pferd sei eingeschrieben gewesen unter dem Namen? . . ."

„Vampa."

„Dann bin ich besser unterrichtet als Sie," versetzte Albert: „ich weiß, wem das Pferd gehört."

„Stille doch!" rief zum dritten Male das Parterre.

Diesmal war die Schilderhebung so groß, daß die zwei jungen Leute wahrnahmen, das Publikum wende sich an sie. Sie schauten sich einen Augenblick um und suchten in der Menge einen Menschen, der die Verantwortlichkeit für das übernähme, was sie als eine Unverschämtheit betrachteten; doch Niemand wiederholte die Aufforderung, und sie wandten sich nach der Scene.

In diesem Augenblick öffnete sich die Loge des Ministers, und Madame Danglars, ihre Tochter und Lucien Debray nahmen ihre Plätze.

„Ah! ah!" sprach Chateau-Renaud, „dort sind Personen von Ihrer Bekanntschaft, Viconite. Was Teufels schauen sie denn rechts? Man sucht Sie."

Albert wandte sich um und seine Augen begegneten wirklich denen der Baronin Danglars, welche ihn leicht mit dem Fächer begrüßte. Was Fräulein Eugenie betrifft. so senkten sich ihre großen, schwarzen Augen kaum bis zum Orchester.

„In der That, mein Lieber," fuhr Chateau-Renaud fort, „ich begreife nicht, abgesehen von der Mesalliance, und glaube nicht, daß Sie das sehr beunruhigt; ich begreife nicht, sage ich, was Sie, abgesehen von der Mesalliance gegen Fräulein Danglars, einzuwenden haben können; es ist wirklich eine sehr hübsche Person."

„Allerdings sehr hübsch," erwiederte Albert; „doch ich muß Ihnen gestehen, daß ich in Beziehung auf

Schönheit etwas Milderes, Zarteres, Weiblicheres vorziehen würde.

„So sind die jungen Leute," versetzte Chateau-Renaud, der sich als ein Mann von dreißig Jahren Morcerf gegenüber ein väterliches Ansehen gab; „Sie sind nie zufrieden. Wie, mein Lieber, man findet für Sie eine Braut, geschaffen nach dem Muster von Diana der Jägerin, und Sie fühlen sich nicht dadurch befriedigt!"

„Gerade das ist es, ich hätte mir eher etwas in dem Genre der Venus von Milo oder von Capua gewünscht. Stets mitten unter ihren Nymphen, erschreckt mich diese Diana ein wenig; ich befürchte, sie könnte mich als Acteon behandeln."

In der That, ein Blick auf das Mädchen geworfen, konnte das von Morcerf zugestandene Gefühl beinahe erklären. Fräulein Danglars war schön, aber wie Albert gesagt hatte, von einer etwas starren Schönheit. Ihre Haare waren sehr schwarz, doch in ihren natürlichen Wellen bemerkte man einen gewissen Widerstand gegen die Hand, die ihnen ihren Willen aufnöthigen wollte; ihre Augen, schwarz wie die Haare, überwölbt von herrlichen Brauen, die nur einen Fehler hatten, den, daß sie sich zuweilen zusammenzogen, waren besonders merkwürdig durch einen Ausdruck von Festigkeit, den man in dem Blicke eines Mädchens zu finden staunte; ihre Nase hatte genau die Verhältnisse, welche ein Bildhauer einer Juno gegeben haben würde; ihr Mund war etwas zu groß, aber mit schönen Zähnen geschmückt, welche noch mehr ihre Lippen hervorhoben, deren zu lebhafter Carmin stark von der Blässe ihrer Gesichtsfarbe abstach; ein schwarzes Mahl endlich an der Ecke des Mundes und größer, als es gewöhnlich solche Launen der Natur sind, verlieh vollends dieser Physiognomie den entschiedenen Charakter, welcher Morcerf ein wenig erschreckte.

Das ganze Uebrige der Person Eugeniens stand

indessen im Einklang mit dem Kopfe, den wir zu beschreiben versucht haben. Es war, wie Chateau-Renaud sagte Diana die Jägerin, nur mit etwas noch Festerem, noch Muskeligerem in ihrer Schönheit.

Was ihre Erziehung betrifft, wenn ihr darüber ein Vorwurf zu machen war, so schien dieselbe, wie gewisse Punkte ihrer Physiognomie, einem andern Geschlechte anzugehören. Sie sprach in der That mehere Sprachen zeichnete sehr leicht, machte Verse nud componirte Musik; sie war besonders leidenschaftlich für diese Kunst eingenommen, die sie mit einer von ihren Freundinnen aus der Kostschule studirte, mit einer jungen Person ohne Vermögen, welche jedoch, wie man versicherte, alle Anlagen hatte, um eine vortreffliche Sängerin zu werden. Ein großer Componist hegte der Sage nach für die letztere eine mehr als väterliche Theilnahme, und ließ sie mit der Hoffnung arbeiten, sie würde eines Tags ein Vermögen in ihrer Stimme finden.

Die Möglichkeit, Fräulein Louise d'Armilly, so hieß die junge Virtuosin, würde einst bei dem Theater eintreten, bewirkte, daß sich Fräulein Danglars, obgleich sie dieselbe bei sich empfing, nie öffentlich in ihrer Gesellschaft zeigte. Ohne indessen in dem Hause des Banquier die unabhängige Stellung einer Freundin zu haben, nahm Louise eine höhere Stellung ein, als die der gewöhnlichen Lehrerinnen.

Einige Sekunden nach dem Eintritt von Madame Danglars fiel der Vorhang, und in Folge der durch die Länge der Zwischenakte den Zuschauern gebotenen Gelegenheit, im Foyer spazieren zu gehen oder auf eine halbe Stunde Besuche zu machen, entleerte sich das Orchester beinahe.

Morcerf und Chateau-Renaud gingen zuerst weg. Einen Augenblick glaubte Madame Danglars, Albert beabsichtige bei seinem Eifer, ihr seine Complimente zu machen, und sie neigte sich an das Ohr ihrer Tochter,

um ihr seinen Besuch anzukündigen; aber diese begnügte sich, lächelnd den Kopf zu schütteln; und zu gleicher Zeit, als wollte er beweisen, wie sehr die Verneinung von Eugenie begründet war, erschien Morcerf in einer Seitenloge des ersten Ranges. Diese Loge war die der Gräfin G***.

„Ah! sieh da, mein Herr Reisender," sprach die Gräfin, Albert die Hand mit aller Herzlichkeit einer alten Bekanntschaft reichend; „es ist sehr liebenswürdig von Ihnen, daß Sie mich erkannt haben, und besonders, daß Sie mit Ihrem ersten Besuche mich bevorzugten."

„Glauben Sie mir, Madame," erwiederte Albert, „wenn ich Ihre Ankunft in Paris erfahren und Ihre Adresse gewußt hätte, so würde ich nicht so lange gewartet haben. Doch erlauben Sie mir, Ihnen den Herrn Baron von Chateau-Renaud, meinen Freund, vorzustellen, einen von den wenigen Edelleuten, welche in Frankreich noch übrig sind; von ihm habe ich gehört, daß Sie dem Wettrennen auf dem Champ-de-Mars beiwohnten."

Chateau-Renaud verbeugte sich.

„Ah! Sie waren bei dem Rennen, mein Herr," sagte lebhaft die Gräfin.

„Ja, Madame."

„Nun!" fuhr sie fort, „können Sie mir sagen, wem das Pferd gehörte, das den Preis des Jockey-Clubb gewonnen hat?"

„Nein, Madame," erwiederte Chateau-Renaud, „ich richtete so eben dieselbe Frage an Albert."

„Ist Ihnen viel daran gelegen, Frau Gräfin?" fragte Albert.

„Woran?"

„Denn Herrn des Pferdes kennen zu lernen?"

„Unendlich viel. Stellen Sie sich vor . . . doch sollten Sie zufällig wissen, Vicomte?"

„Madame, Sie waren im Begriff, eine Geschichte zu erzählen; „„stellen Sie sich vor,““ sagten Sie.“

„Nun wohl, stellen Sie sich vor, daß der schöne Fuchs und der kleine Jockey mit der rosenfarbigen Kasake mir beim ersten Anblick eine so lebhafte Sympathie einflößten, daß ich für den einen, wie für den andern Gelübde that, als wäre ich dabei mit der Hälfte meines Vermögens betheiligt; als ich sie um drei Pferdelängen vor den andern am Ziele ankommen sah, war ich auch so freudig, daß ich wie toll in die Hände klatschte. Denken Sie sich mein Erstaunen, bei meiner Rückkehr traf ich auf meiner Treppe den kleinen rosenfarbigen Jockey; ich glaubte, der Sieger beim Rennen wohne zufällig in einem Hause mit mir, als ich, die Thüre meines Salons öffnend, mit dem ersten Blicke den goldenen Becher gewahrte, der den von dem unbekannten Pferde und dem Jockey gewonnenen Preis bildete. In dem Becher lag ein Papierchen, worauf die Worte standen: „„Der Gräfin G * * *, Lord Ruthwen.““

„Ganz richtig, so ist es,“ sagte Morcerf.

„Wie, ganz richtig? was wollen Sie damit sagen?“

„Ich will damit sagen, daß es Lord Ruthwen in Person ist.“

„Welcher Lord Ruthwen?“

„Der unserige, der Vampyr, der vom Teatro Argentina.“

„Wirklich!“ rief die Gräfin, „er ist also hier?“

„Gewiß.“

„Und Sie sehen ihn? Sie empfangen ihn? Sie besuchen ihn?“

„Er ist mein Freund, und Herr von Chateau-Renaud hat ebenfalls die Ehre, ihn zu kennen.“

„Was macht Sie glauben, daß er gewonnen hat?“

„Sein unter dem Namen Vampa eingeschriebenes Pferd.“

„Nun, weiter?“

„Nun! erinnern Sie sich nicht mehr des berüchtigten Banditen, der mich zum Gefangenen gemacht hat?"

„Ah! es ist wahr."

„Und dessen Händen mich der Graf auf eine so wunderbare Weise entriß?"

„Allerdings."

„Er hieß Vampa, Sie sehen, daß er es ist."

„Aber warum hat er mir diesen Becher geschickt?"

„Einmal, Frau Gräfin, weil ich mit ihm von Ihnen sprach, wie Sie sich denken können, und dann weil er entzückt gewesen sein wird, eine Landsmännin wiederzufinden, und sich wohl unendlich über die Theilnahme gefreut hat, welche seine Landsmännin für ihn kundgab."

„Ich hoffe, Sie haben ihm nie von den Tollheiten erzählt, die wir über seine Person sprachen?"

„Meiner Treue, ich würde nicht darauf schwören, und die Art und Weise, wie er Ihnen den Becher unter dem Namen Lord Ruthwen überschickte . . .?

„Das ist abscheulich; er wird im höchsten Grade über mich aufgebracht sein."

„Ist sein Benehmen das eines Feindes?"

„Nein, ich muß es gestehen."

„Nun, wohl!"

„Er ist also in Paris?"

„Ja."

„Und welche Sensation hat er hervorgebracht?"

„Man sprach acht Tage von ihm, dann kam die Krönung der Königin von England und der Diamantendiebstahl bei Mademoisselle Mars, und man sprach nur noch hievon."

„Mein Lieber," versetzte Chateau-Renaud, „man sieht wohl, daß der Graf Ihr Freund ist, Sie behandeln ihn demgemäß. Glauben Sie nicht, was Albert sagt, Frau Gräfin, es ist im Gegentheil nur von dem Grafen Monte Christo in Paris die Rede. Er debutirte damit, daß er Madame Danglars Pferde von dreißig tausend Franken im Werth schickte; er rettete Frau von Ville-

fort das Leben und hat nun, wie es scheint, den Preis des Jockey=Clubbs gewonnen. Ich behaupte im Gegentheil, was auch Morcerf sagen mag, daß man sich noch diesen Augenblick mit ihm beschäftigt, und daß man sich in einem Monate sogar nur mit ihm beschäftigen wird, wenn er fortfährt, so excentrische Dinge zu thun, was übrigens, wie es scheint, seine gewöhnliche Art zu leben ist."

„Wohl möglich," sprach Morcerf; „doch mittlerweile, wer hat die Loge des russischen Botschafters genommen?"

„Welche?" fragte die Gräfin.

„Die zwischen den Säulen des ersten Ranges; sie scheint mir vollkommen neu hergestellt."

„In der That;" sagte Chateau=Renaud, „war Jemand während des ersten Aktes dort?"

„Wo?"

„In jener Loge?"

„Nein," erwiederte die Gräfin, „ich habe Niemand gesehen; also," fuhr sie auf ihr erstes Gespräch zurückkommend fort „also Sie glauben, Ihr Graf von Monte Christo habe den Preis gewonnen?"

„Ich bin dessen gewiß."

„Und mir den Becher geschickt?"

„Ohne allen Zweifel."

„Aber ich kenne ihn nicht," sagte die Gräfin, „und habe große Lust, ihm denselben zurückzuschicken."

„Oh! thun Sie das nicht; er würde Ihnen einen andern übersenden, der aus einem Saphir geschnitten oder aus einem Rubin ausgehöhlt wäre. Das ist die Art und Weise, wie er zu Werke zu gehen pflegt, und man muß ihn nehmen, wie er ist."

In diesem Augenblick hörte man das Glöckchen den Anfang des zweiten Aktes verkündigen. Albert stand auf, um zu seinem Platze zurückzukehren."

„Werde ich Sie wiedersehen?" fragte die Gräfin.

„In den Zwischenakten, wenn Sie erlauben. Ich

komme dann, um mich zu erkundigen, ob ich Ihnen in irgend einer Beziehung in Paris dienen kann."

„Meine Herren," sagte die Gräfin, „jeden Samstag Abend, Rue de Rivoli 22, bin ich für meine Freunde zu Hause."

Die zwei jungen Leute verbeugten sich und verließen die Loge.

Als sie in den Saal traten, sahen sie, daß das Parterre sich erhoben hatte und die Augen auf einen Punkt richtete; ihre Blicke folgten der allgemeinen Richtung und blieben bei der ehemaligen Loge des russischen Botschafters. Ein Mann in schwarzer Kleidung von fünf und dreißig bis vierzig Jahren war mit einer Frau in orientalischem Costume eingetreten. Die Frau war von der höchsten Schönheit und das Costume von einem solchen Reichthum, daß sich ihr, wie gesagt, auf der Stelle alle Augen zugewandt hatten.

Ah!" rief Albert, es ist Monte Christo mit seiner Griechin."

Es war wirklich der Graf und Haydée. Nach weniger als einer Minute war die junge Frau der Gegenstand der Aufmerksamkeit nicht nur des Parterre allein, sondern des ganzen Saales; die Frauen neigten sich aus ihren Logen heraus, um unter dem Feuer des Kronleuchters diese Cascade von Diamanten funkeln zu sehen.

Der zweite Akt ging unter dem dumpfen Geräusche vorüber, das bei versammelten Massen ein großes Ereigniß andeutet. Niemand dachte daran, Stillschweigen zu fordern. Diese so junge, so schöne, so blendende Frau war das seltsamste Schauspiel, das man sehen konnte.

Diesmal deutete ein Zeichen von Madame Danglars Albert klar an, daß er erwartet wurde. Sobald der Akt beendigt war, eilte er auf die Vorbühne.

Er begrüßte die beiden Frauen und reichte Debray die Hand.

Die Baronin empfing ihn mit einem reizenden Lächeln und Eugenie mit ihrer gewöhnlichen Kälte.

„Meiner Treue, Freund," sagte Debray, „Sie sehen in mir einen erschöpften Menschen, der Sie um Hülfe anruft, um wieder zu Kräften zu kommen. Die Frau Baronin drückt mich zu Boden mit Fragen über den Grafen, und ich soll wissen, von wo er ist, woher er kommt und wohin er geht; ich bin, bei Gott! kein Cagliostro, und um mich aus der Klemme zu ziehen, sagte ich: „„Fragen Sie dies Morcerf, er kennt seinen Monte Christo an den Fingern auswendig;"" dann machte man Ihnen ein Zeichen."

„Ist es nicht unglaublich," sprach die Baronin, daß man, wenn man eine halbe Million geheime Fonds zu seiner Verfügung hat, nicht besser unterrichtet sein soll?"

„Madame," entgegnete Lucien, „ich bitte Sie, zu glauben, daß ich, wenn ich eine halbe Million zu meiner Verfügung hätte, dieselbe zu etwas Anderem verwenden würde, als um über Herrn Monte Christo Erkundigungen einzuziehen, denn in meinen Augen hat er kein anderes Verdienst, als daß er zweimal so reich ist, als ein Nabob; ich habe das Wort meinem Freunde Morcerf abgetreten, besprechen Sie sich mit ihm, . . . mich geht es nichts mehr an."

„Ein Nabob hätte mir sicherlich nicht ein Paar Pferde von dreißig tausend Franken, nebst vier Diamanten an den Ohren, von denen jeder fünf tausend Franken werth ist, zugeschickt!"

„Oh! was die Diamanten betrifft," erwiederte lachend Morcerf, „das ist seine Manie. Ich glaube, daß er, wie Potemkin, stets Diamanten in seinen Taschen trägt und davon auf seinem Wege ausstreut, wie es der kleine Däumling mit seinen Kieselsteinen machte."

„Er wird eine Miene gefunden haben," sagte Madame Danglars; „Sie wissen, daß er einen unumschränkten Credit auf das Haus des Barons hat."

„Nein, das wußte ich nicht, aber es muß so sein," versetzte Albert.

„Und daß er Herrn Danglars ankündigte, er gedenke ein Jahr in Paris zu bleiben und hier sechs Millionen auszugeben?"

„Es ist der Schah von Persien, welcher incognito reist."

„Und diese Frau, Herr Lucien," fragte Eugenie, „haben Sie bemerkt, wie schön sie ist?"

„In der That, mein Fräulein, ich kenne Niemand, der den Personen Ihres Geschlechts so volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wie Sie."

Lucien hielt sein Lorgnon an das Auge und rief:

„Reizend, in der That, reizend!"

„Und weiß Herr von Morcerf, wer sie ist?"

„Mein Fräulein," sprach Albert, diese beinahe unmittelbare Aufforderung erwiedernd, „ich weiß es so ungefähr, wie Alles, was die geheimnißvolle Person betrifft, mit der wir uns beschäftigen. Diese Frau ist eine Griechin."

„Das sieht man leicht an ihrer Tracht, und Sie sagen mir nichts, was nicht bereits der ganze Saal so gut wüßte, wie wir."

„Es thut mir leid, daß ich ein so unwissender Cicerone bin;" entgegnete Morcerf; „doch ich muß gestehen, daß sich meine Kenntnisse hierauf beschränken. Ich weiß überdies nur noch, daß sie vortrefflich in der Musik ist, denn als ich eines Tages bei dem Grafen frühstückte, hörte ich die Töne einer Guzla, die nur von ihr kommen konnten."

„Ihr Graf empfängt also?" fragte Madame Danglars.

„Und zwar auf eine glänzende Weise, das schwöre ich Ihnen."

„Ich muß Herrn Danglars bewegen, ihm ein Mittagsmahl, einen Ball anzubieten, damit er uns Aehnliches gibt."

„Wie! Sie werden ihn besuchen?" sprach Debray lachend.

„Warum nicht? mit meinem Manne!"

„Aber der geheimnißvolle Graf ist Junggeselle."

„Sie sehen, daß dies nicht der Fall ist," entgegnete die Baronin, ebenfalls lachend und auf die schöne Griechin deutend.

„Diese Frau ist eine Sklavin, wie er uns, Sie erinnern sich, Morcerf, bei Ihrem Frühstück selbst gesagt hat?"

„Gestehen Sie, mein lieber Lucien," sprach die Baronin, „daß sie vielmehr das Aussehen einer Prinzessin hat."

„Aus Tausend und eine Nacht."

„Aus Tausend und eine Nacht," das sage ich nicht; doch was macht die Prinzessinnen, mein Lieber? die Diamanten, und damit ist sie bedeckt."

„Sie hat sogar zu viele Diamanten an sich," sprach Eugenie; „sie wäre schöner ohne dies, denn man würde ihren Hals und ihre reizend geformten Handgelenke sehen."

„Oh die Künstlerin! sehen Sie, wie leidenschaftlich sie wird!" sprach Madame Danglars.

„Ich liebe Alles, was schön ist," sprach Eugenie.

„Aber was sagen Sie dann zu dem Grafen?" fragte Debray, „es scheint mir, er ist auch nicht übel."

„Der Graf?" entgegnete Eugenie, als wäre es ihr noch nicht eingefallen, ihn anzuschauen; „der Graf ist sehr bleich."

„Gerade in dieser Bläße liegt das Geheimniß, das wir suchen," sagte Morcerf. „Die Gräfin G*** behauptet, wie Sie wissen, er sei ein Vampyr."

„Die Gräfin G*** ist also zurück?" fragte die Baronin.

„In jener Seitenloge," erwiederte Eugenie, „uns beinahe gegenüber, meine Mutter, jene Frau mit den wunderbar schönen blonden Haaren."

„Ah! ja," sagte Madame Danglars, „wissen Sie, was sie thun sollten, Morcerf?"

image
not
available

Mal, daß sie einen Nubier sehen. Schauen Sie, wie sie sich um Ali drängen, der nicht weiß, was das bedeuten soll. Dafür stehe ich Ihnen, daß ein Pariser nach Tunis, nach Konstantinopel, nach Bagdad oder nach Kairo kommen könnte, und man würde keinen Kreis um ihn bilden."

„Das rührt davon her, daß Ihre Orientalen vernünftiger sind und bloß das anschauen, was gesehen zu werden der Mühe werth ist; doch glauben Sie mir, daß sich Ali dieser Populartität nur erfreut, weil er Ihnen gehört und Sie in diesem Augenblick der Mann der Mode sind."

„Wirklich! und was erwirbt mir diese Gunst?"

„Bei Gott! Sie selbst. Sie verschenken Gespanne von tausend Louisd'or; Sie retten Staatsanwaltsfrauen das Leben; Sie lassen unter dem Namen Major Black Vollblutpferde mit Jockeys so groß wie Ouistitis rennen; Sie gewinnen endlich goldene Becher und schicken sie jungen Frauen."

„Und wer Teufels hat Ihnen alle diese Tollheiten erzählt?"

„Die erste Madame Danglars, welche vor Verlangen stirbt, Sie in ihrer Loge zu sehen; die zweite das Journal von Beauchamp, und die dritte meine eigene Einbildungskraft. Warum nennen Sie Ihr Pferd Vampa, wenn Sie das Incognito behaupten wollen?"

„Ah! Sie haben Recht, das war eine Unklugheit. Doch sagen Sie mir, kommt der Graf von Morcerf nicht auch zuweilen in die Oper? Ich habe ihn überall mit den Augen gesucht, und nirgends bemerkt."

„Er wird diesen Abend kommen."

„Wohin?"

„Ich glaube in die Loge der Baronin."

„Die reizende Person, welche bei ihr sitzt, ist ihre Tochter?"

„Ja."

„Ich mache Ihnen mein Kompliment."

image
not
available

„Wie, Sie gehen?“

„Sagen Sie der Gräfin G*** viel Schönes von ihrem Vampyr.“

„Und der Baronin?“

„Ich werde die Ehre haben, wenn sie es mir erlaubt, ihr diesen Abend meine Aufwartung zu machen.“

Der dritte Akt begann. Während des dritten Aktes fand sich der Graf von Morcerf, wie er es versprochen hatte, bei Madame Danglars ein.

Der Graf war keiner von den Menschen, welche in einem Saale einen Aufruhr hervorbringen; auch bemerkte Niemand seine Ankunft außer denjenigen, in deren Loge er einen Platz genommen hatte.

Monte Christo sah ihn indessen, und ein leichtes Lächeln umspielte seine Lippen.

Hayde sah nichts, so lange der Vorhang aufgezogen war; wie jede Urnatur betete sie Alles an, was zum Ohr und zum Gesicht spricht.

Der dritte Akt ging wie sonst vorüber; Mademoiselle Noblet, Julia und Leroux führten ihre gewöhnlichen Entrechats aus; der Prinz von Granada wurde von Robert-Mario herausgefordert; der wohlbekannte majestätische König machte, seine Tochter an der Hand haltend, seine Runde durch das Gemach, um seinen Sammetmantel zu zeigen; dann fiel der Vorhang, und augenblicklich entleerte sich der Saal nach den Gängen und dem Foyer.

Der Graf verließ seine Loge und erschien einen Augenblick nachher in der der Baronin Danglars.

Die Baronin konnte sich nicht enthalten, einen Schrei des Erstaunens mit einer leichten Beimischung von Freude auszustoßen.

„Ah! Sie kommen, Herr Graf,“ rief sie; „es drängte mich in der That, meinen mündlichen Dank dem schriftlichen beizufügen, den ich bereits bei Ihnen abgestattet habe.“

„Oh! Madame! Sie erinnern sich noch dieser

Erbärmlichkeit? Ich hatte sie bereits vergessen," sagte der Graf.

„Ja; aber das vergißt man nicht, mein Herr Graf, daß Sie am andern Tage meine arme Freundin, Frau von Villefort, aus der Gefahr errettet haben, der sie durch eben diese Pferde preisgegeben war."

„Auch diesmal, Madame, verdiene ich Ihren Dank nicht; es war Ali, mein Nubier, der das Glück hatte, Frau von Villefort diesen ausgezeichneten Dienst zu leisten."

„War es auch Ali, der meinen Sohn den Händen der römischen Banditen entriß?" sagte der Graf von Morcerf.

„Nein, mein Herr Graf," sprach Monte Christo, die Hand drückend, die ihm der General reichte, „nein, diesmal nehme ich den Dank für meine Rechnung an, aber Sie haben mir diesen Dank bereits abgestattet, und ich habe ihn bereits angenommen, und es beschämt mich in der That, daß ich sie noch so erkenntlich finde. Ich bitte Sie, erweisen Sie mir die Ehre, Frau Baronin, mich dem Fräulein, Ihrer Tochter, vorzustellen."

„Oh! Sie sind schon vorgestellt, wenigstens dem Namen nach, denn seit einigen Tagen sprechen wir nur von Ihnen. Eugenie," fuhr die Baronin, sich gegen ihre Tochter umwendend, fort, „der Herr Graf von Monte Christo."

Der Graf vrbeugte sich: Fräulein Danglars machte eine leichte Bewegung mit dem Kopfe.

„Sie haben eine bewunderungswürdige Person bei sich," sagte Eugenie; „ist es Ihre Tochter?"

„Nein, mein Fräulein," erwiederte Monte Christo, erstaunt über diese außerordentliche Offenherzigkeit oder diese merkwürdige Entschiedenheit; „es ist eine arme Griechin, deren Vormund ich bin."

„Und sie heißt?"

„Hayde," antwortete Monte Christo."

„Eine Griechin!" murmelte der Graf von Morcerf

„Ja, Graf," sprach Madame Danglars; „sagen Sie mir, ob Sie je an dem Hofe von Ali Pascha Tependelini, dem Sie so glorreich dienten, eine so herrliche Tracht gesehen haben, wie die, welche wir hier vor Augen haben?"

„Ah! Sie haben in Janina gedient, mein Herr Graf?"

„Ich war Generalinstructor der Truppen des Pascha," antwortete Morcerf, „und ich mache kein Geheimniß daraus, daß mein geringes Vermögen von der Freigebigkeit dieses erhabenen albanesischen Heerführers herrührt."

„Sehen Sie doch," sprach Madame Danglars.

„Wo denn?" stammelte Morcerf.

„Dort!" sagte Monte Christo.

Und den Grafen mit seinem Arme umfassend, neigte er sich mit ihm zur Loge hinaus.

In diesem Augenblicke gewahrte Hayde, die den Grafen mit den Augen suchte, seinen bleichen Kopf neben dem von Morcerf, den er umfaßt hielt.

Dieser Anblick brachte auf Hayde die Wirkung des Medusenhauptes hervor; sie machte eine Bewegung vorwärts, als wollte sie Beide mit den Augen verschlingen, dann warf sie sich beinahe in derselben Sekunde wieder zurück und stieß einen schwachen Schrei aus, der jedoch von den Personen, die ihr zunächst waren, und von Ali gehört wurde, welcher sogleich die Thüre öffnete.

„Was ist denn Ihrer Mündel begegnet, mein Herr Graf?" fragte Eugenie, „man sollte glauben, sie befände sich unwohl."

„In der That, es scheint so zu sein," sagte der Graf, „doch erschrecken Sie nicht darüber; Hayde ist sehr nervig und daher sehr empfänglich für Gerüche: ein Geruch, der ihr zuwider ist, kann ihr eine Ohnmacht zuziehen; aber ich habe hier ein Gegenmittel," sagte der Graf, ein Fläschchen aus seiner Tasche ziehend.

„Und daß er Herrn Danglars ankündigte, er gedenke ein Jahr in Paris zu bleiben und hier sechs Millionen auszugeben?"

„Es ist der Schah von Persien, welcher incognito reist."

„Und diese Frau, Herr Lucien," fragte Eugenie, „haben Sie bemerkt, wie schön sie ist?"

„In der That, mein Fräulein, ich kenne Niemand, der den Personen Ihres Geschlechts so volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, wie Sie."

Lucien hielt sein Lorgnon an das Auge und rief:

„Reizend, in der That, reizend!"

„Und weiß Herr von Morcerf, wer sie ist?"

„Mein Fräulein," sprach Albert, diese beinahe unmittelbare Aufforderung erwiedernd, „ich weiß es so ungefähr, wie Alles, was die geheimnißvolle Person betrifft, mit der wir uns beschäftigen. Diese Frau ist eine Griechin."

„Das sieht man leicht an ihrer Tracht, und Sie sagen mir nichts, was nicht bereits der ganze Saal so gut wüßte, wie wir."

„Es thut mir leid, daß ich ein so unwissender Cicerone bin;" entgegnete Morcerf; „doch ich muß gestehen, daß sich meine Kenntnisse hierauf beschränken. Ich weiß überdies nur noch, daß sie vortrefflich in der Musik ist, denn als ich eines Tages bei dem Grafen frühstückte, hörte ich die Töne einer Guzla, die nur von ihr kommen konnten."

„Ihr Graf empfängt also?" fragte Madame Danglars.

„Und zwar auf eine glänzende Weise, das schwöre ich Ihnen."

„Ich muß Herrn Danglars bewegen, ihm ein Mittagsmahl, einen Ball anzubieten, damit er uns Aehnliches gibt."

„Wie! Sie werden ihn besuchen?" sprach Debray lachend.

„Warum nicht? mit meinem Manne!"

„Aber der geheimnißvolle Graf ist Junggeselle."

„Sie sehen, daß dies nicht der Fall ist," entgegnete die Baronin, ebenfalls lachend und auf die schöne Griechin deutend.

„Diese Frau ist eine Sklavin, wie er uns, Sie erinnern sich, Morcerf, bei Ihrem Frühstück selbst gesagt hat?"

„Gestehen Sie, mein lieber Lucien," sprach die Baronin, „daß sie vielmehr das Aussehen einer Prinzessin hat."

„Aus Tausend und eine Nacht."

„Aus Tausend und eine Nacht," das sage ich nicht; doch was macht die Prinzessinnen, mein Lieber? die Diamanten, und damit ist sie bedeckt."

„Sie hat sogar zu viele Diamanten an sich," sprach Eugenie; „sie wäre schöner ohne dies, denn man würde ihren Hals und ihre reizend geformten Handgelenke sehen."

„Oh die Künstlerin! sehen Sie, wie leidenschaftlich sie wird!" sprach Madame Danglars.

„Ich liebe Alles, was schön ist," sprach Eugenie.

„Aber was sagen Sie dann zu dem Grafen?" fragte Debray, „es scheint mir, er ist auch nicht übel."

„Der Graf?" entgegnete Eugenie, als wäre es ihr noch nicht eingefallen, ihn anzuschauen; „der Graf ist sehr bleich."

„Gerade in dieser Bläße liegt das Geheimniß, das wir suchen," sagte Morcerf. „Die Gräfin G*** behauptet, wie Sie wissen, er sei ein Vampyr."

„Die Gräfin G*** ist also zurück?" fragte die Baronin.

„In jener Seitenloge," erwiederte Eugenie, „uns beinahe gegenüber, meine Mutter, jene Frau mit den wunderbar schönen blonden Haaren."

„Ah! ja," sagte Madame Danglars, „wissen Sie, was sie thun sollten, Morcerf?"

„Befehlen Sie, Madame."

„Sie sollten Ihrem Grafen von Monte Christo einen Besuch machen und ihn zu uns bringen."

„Warum dies?" fragte Eugenie.

„Damit wir mit ihm sprechen könnten; bist Du nicht begierig, ihn zu sehen?"

„Nicht im Geringsten."

„Seltsames Kind!" murmelte die Baronin."

„Oh! er wird wohl von selbst kommen," sagte Morcerf. „Er hat Sie gesehen, Madame, und grüßt Sie so eben."

Die Baronin gab dem Grafen seinen Gruß in Begleitung eines reizenden Lächelns zurück.

„Wohl, ich opfere mich," sagte Morcerf; „ich verlasse Sie und will sehen, ob es nicht möglich ist, mit ihm zu sprechen."

„Das ist ganz einfach, gehen Sie in seine Loge."

„Ich bin nicht vorgestellt."

„Wem?"

„Der schönen Griechin."

„Es ist eine Sklavin, sagen Sie."

„Doch Sie behaupten, es sei eine Prinzessin . . . Nein . . ! ich hoffe, wenn er mich hinausgehen sieht, wird er auch hinausgehen."

„Es ist möglich. Gehen Sie."

„Ich gehe."

Morcerf verbeugte sich und ging hinaus; in dem Augenblick, wo er an der Loge des Grafen vorüberkam, öffnete sich wirklich die Thüre; der Graf sagte einige arabische Worte zu Ali, der in der Flur stand, und nahm Morcerf beim Arme.

Ali schloß die Thüre wieder und stellte sich vor dieselbe; es war im Gange eine ganze Versammlung um den Nubier.

„In der That," sagte Monte Christo, „Ihr Paris ist eine seltsame Stadt und Ihre Pariser sind ein seltsames Volk. Man sollte glauben, es wäre das erste

Mal, daß sie einen Nubier sehen. Schauen Sie, wie sie sich um Ali drängen, der nicht weiß, was das bedeuten soll. Dafür stehe ich Ihnen, daß ein Pariser nach Tunis, nach Konstantinopel, nach Bagdad oder nach Kairo kommen könnte, und man würde keinen Kreis um ihn bilden."

„Das rührt davon her, daß Ihre Orientalen vernünftiger sind und bloß das anschauen, was gesehen zu werden der Mühe werth ist; doch glauben Sie mir, daß sich Ali dieser Populartität nur erfreut, weil er Ihnen gehört und Sie in diesem Augenblick der Mann der Mode sind."

„Wirklich! und was erwirbt mir diese Gunst?"

„Bei Gott! Sie selbst. Sie verschenken Gespanne von tausend Louisd'or; Sie retten Staatsanwaltsfrauen das Leben; Sie lassen unter dem Namen Major Black Vollblutpferde mit Jockeys so groß wie Ouistitis rennen; Sie gewinnen endlich goldene Becher und schicken sie jungen Frauen."

„Und wer Teufels hat Ihnen alle diese Tollheiten erzählt?"

„Die erste Madame Danglars, welche vor Verlangen stirbt, Sie in ihrer Loge zu sehen; die zweite das Journal von Beauchamp, und die dritte meine eigene Einbildungskraft. Warum nennen Sie Ihr Pferd Vampa, wenn Sie das Incognito behaupten wollen?"

„Ah! Sie haben Recht, das war eine Unklugheit. Doch sagen Sie mir, kommt der Graf von Morcerf nicht auch zuweilen in die Oper? Ich habe ihn überall mit den Augen gesucht, und nirgends bemerkt."

„Er wird diesen Abend kommen."

„Wohin?"

„Ich glaube in die Loge der Baronin."

„Die reizende Person, welche bei ihr sitzt, ist ihre Tochter?"

„Ja."

„Ich mache Ihnen mein Kompliment."

Morcerf lächelte, und erwiederte:

„Wir sprechen später hievon. Doch was sagen Sie zu der Musik?"

„Zu welcher Musik?"

„Zu der, welche Sie so eben gehört haben."

„Ich sage, daß es eine hübsche Musik ist, für eine Musik componirt von einem menschlichen Componisten, und gesungen von Vögeln mit zwei Beinen und ohne Federn, wie der alte Diogenes sagt."

„Ah! mein lieber Herr Graf, man sollte glauben, Sie könnten nach Ihrem Belieben die sieben Chöre des Paradieses hören."

„Es ist ein wenig so. Wenn ich wunderbare Musik hören will, Vicomte, Musik, wie sie nie ein sterbliches Ohr vernommen hat, so schlafe ich."

„Ah! da sind Sie vortrefflich hier; schlafen Sie, mein lieber Graf, schlafen Sie, die Oper ist zu nichts Anderem erfunden worden."

„In der That, nein: Ihr Orchester macht zu viel Lärmen. Zu dem Schlafe, von dem ich spreche, bedarf ich der Ruhe und des Stillschweigens, und dann auch einer gewissen Vorbereitung . . ."

„Ah! der berühmte Haschisch?"

„Ganz richtig, Vicomte, wenn Sie Musik hören wollen, speisen Sie bei mir zu Nacht."

„Ich habe bereits gehört, als ich bei Ihnen frühstückte," sagte Morcerf.

„In Rom?"

„Ja."

„Das war die Guzla von Hayde. Ja, die arme Verbannte belustigt sich zuweilen damit, daß sie mir Melodien ihres Landes spielt."

Morcerf verweilte nicht länger bei diesem Gegenstande; der Graf schwieg ebenfalls.

In diesem Augenblick ertönte das Glöckchen.

„Sie werden mich entschuldigen," sprach der Graf, nach seiner Loge zurückkehrend.

„Wie, Sie gehen?"

„Sagen Sie der Gräfin G*** viel Schönes von ihrem Vampyr."

„Und der Baronin?"

„Ich werde die Ehre haben, wenn sie es mir erlaubt, ihr diesen Abend meine Aufwartung zu machen."

Der dritte Akt begann. Während des dritten Aktes fand sich der Graf von Morcerf, wie er es versprochen hatte, bei Madame Danglars ein.

Der Graf war keiner von den Menschen, welche in einem Saale einen Aufruhr hervorbringen; auch bemerkte Niemand seine Ankunft außer denjenigen, in deren Loge er einen Platz genommen hatte.

Monte Christo sah ihn indessen, und ein leichtes Lächeln umspielte seine Lippen.

Hayde sah nichts, so lange der Vorhang aufgezogen war; wie jede Urnatur betete sie Alles an, was zum Ohr und zum Gesicht spricht.

Der dritte Akt ging wie sonst vorüber; Mademoiselle Noblet, Julia und Leroux führten ihre gewöhnlichen Entrechats aus; der Prinz von Granada wurde von Robert-Mario herausgefordert; der wohlbekannte majestätische König machte, seine Tochter an der Hand haltend, seine Runde durch das Gemach, um seinen Sammetmantel zu zeigen; dann fiel der Vorhang, und augenblicklich entleerte sich der Saal nach den Gängen und dem Foyer.

Der Graf verließ seine Loge und erschien einen Augenblick nachher in der der Baronin Danglars.

Die Baronin konnte sich nicht enthalten, einen Schrei des Erstaunens mit einer leichten Beimischung von Freude auszustoßen.

„Ah! Sie kommen, Herr Graf," rief sie; „es drängte mich in der That, meinen mündlichen Dank dem schriftlichen beizufügen, den ich bereits bei Ihnen abgestattet habe."

„Oh! Madame! Sie erinnern sich noch dieser

Erbärmlichkeit? Ich hatte sie bereits vergessen," sagte der Graf.

„Ja; aber das vergißt man nicht, mein Herr Graf, daß Sie am andern Tage meine arme Freundin, Frau von Villefort, aus der Gefahr errettet haben, der sie durch eben diese Pferde preisgegeben war."

„Auch diesmal, Madame, verdiene ich Ihren Dank nicht; es war Ali, mein Nubier, der das Glück hatte, Frau von Villefort diesen ausgezeichneten Dienst zu leisten."

„War es auch Ali, der meinen Sohn den Händen der römischen Banditen entriß?" sagte der Graf von Morcerf.

„Nein, mein Herr Graf," sprach Monte Christo, die Hand drückend, die ihm der General reichte, „nein, diesmal nehme ich den Dank für meine Rechnung an, aber Sie haben mir diesen Dank bereits abgestattet, und ich habe ihn bereits angenommen, und es beschämt mich in der That, daß ich sie noch so erkenntlich finde. Ich bitte Sie, erweisen Sie mir die Ehre, Frau Baronin, mich dem Fräulein, Ihrer Tochter, vorzustellen."

„Oh! Sie sind schon vorgestellt, wenigstens dem Namen nach, denn seit einigen Tagen sprechen wir nur von Ihnen. Eugenie," fuhr die Baronin, sich gegen ihre Tochter umwendend, fort, „der Herr Graf von Monte Christo."

Der Graf vrbeugte sich: Fräulein Danglars machte eine leichte Bewegung mit dem Kopfe.

„Sie haben eine bewunderungswürdige Person bei sich," sagte Eugenie; „ist es Ihre Tochter?"

„Nein, mein Fräulein," erwiederte Monte Christo, erstaunt über diese außerordentliche Offenherzigkeit oder diese merkwürdige Entschiedenheit; „es ist eine arme Griechin, deren Vormund ich bin."

„Und sie heißt?"

„Hayde," antwortete Monte Christo."

„Eine Griechin!" murmelte der Graf von Morcerf.

„Ja, Graf," sprach Madame Danglars; „sagen Sie mir, ob Sie je an dem Hofe von Ali Pascha Tependelini, dem Sie so glorreich dienten, eine so herrliche Tracht gesehen haben, wie die, welche wir hier vor Augen haben?"

„Ah! Sie haben in Janina gedient, mein Herr Graf?"

„Ich war Generalinstructor der Truppen des Pascha," antwortete Morcerf, „und ich mache kein Geheimniß daraus, daß mein geringes Vermögen von der Freigebigkeit dieses erhabenen albanesischen Heerführers herrührt."

„Sehen Sie doch," sprach Madame Danglars.

„Wo denn?" stammelte Morcerf.

„Dort!" sagte Monte Christo.

Und den Grafen mit seinem Arme umfassend, neigte er sich mit ihm zur Loge hinaus.

In diesem Augenblicke gewahrte Hayde, die den Grafen mit den Augen suchte, seinen bleichen Kopf neben dem von Morcerf, den er umfaßt hielt.

Dieser Anblick brachte auf Hayde die Wirkung des Medusenhauptes hervor; sie machte eine Bewegung vorwärts, als wollte sie Beide mit den Augen verschlingen, dann warf sie sich beinahe in derselben Sekunde wieder zurück und stieß einen schwachen Schrei aus, der jedoch von den Personen, die ihr zunächst waren, und von Ali gehört wurde, welcher sogleich die Thüre öffnete.

„Was ist denn Ihrer Mündel begegnet, mein Herr Graf?" fragte Eugenie, „man sollte glauben, sie befände sich unwohl."

„In der That, es scheint so zu sein," sagte der Graf, „doch erschrecken Sie nicht darüber; Hayde ist sehr nervig und daher sehr empfänglich für Gerüche: ein Geruch, der ihr zuwider ist, kann ihr eine Ohnmacht zuziehen; aber ich habe hier ein Gegenmittel," sagte der Graf, ein Fläschchen aus seiner Tasche ziehend.

Nachdem er die Baronin und ihre Tochter mit einer einzigen Verbeugung gegrüßt und einen letzten Händedruck mit dem Grafen und mit Debray ausgetauscht hatte, verließ er die Loge von Madame Danglars.

Als er in die seinige zurückkehrte, war Hayde noch sehr bleich; sobald er erschien, nahm sie ihn bei der Hand.

Monte Christo bemerkte, daß die Hände des Mädchens zugleich feucht und eisig kalt waren.

„Mit wem sprachst Du denn, Herr?“ fragte das Mädchen.

„Mit dem Grafen von Morcerf, der im Dienste Deines erhabenen Vaters stand und, wie er selbst bekennt, demselben sein Vermögen zu verdanken hat.“

„Ha, der Elende!“ rief Hayde, „er ist es, der ihn an die Türken verkauft hat, und dieses Vermögen ist nur der Preis seines Verrathes. Wußtest Du das nicht, mein lieber Herr?“

„Ich habe wohl ein paar Worte von dieser Geschichte im Epirus gehört,“ sprach Monte Christo, „aber ich kenne die einzelnen Umstände nicht. Komm, meine Tochter, Du wirst sie mir erzählen, sie müssen sehr seltsamer Art sein.“

„Oh ja, komm, komm; es dünkt mir, ich würde sterben, müßte ich länger diesem Menschen gegenüber bleiben.“

Und Hayde stand rasch auf, hüllte sich in ihren mit Perlen und Korallen geschmückten Burnus von weißem Kaschemir, und verließ die Loge in dem Augenblick, wo der Vorhang aufgezogen wurde.

„Sehen Sie, ob dieser Mensch auch nur irgend etwas thut, wie ein Anderer!“ sprach die Gräfin G*** zu Albert, der zu ihr zurückgekehrt war; „er hört ganz andächtig den dritten Akt von Robert und geht in der Minute, wo der vierte beginnen soll.“

Vierzehntes Kapitel.

Steigen und Fallen.

Einige Tage nach diesem Zusammentreffen machte Albert von Morcerf dem Grafen von Monte Christo einen Besuch in seinem Hause in den Champs-Elysées, das bereits das Aussehen eines Palastes gewonnen hatte, wie es der Graf mit Hülfe seines unermeßlichen Vermögens auch seinen vorübergehendsten Wohnungen zu geben pflegte. Er erneuerte ihm die Danksagungen von Madame Danglars, die demselben vorher schon ein Brief, unterzeichnet Baronin Danglars, geborene Herminie von Servieux, überbracht hatte.

Albert erschien in Begleitung von Lucien Debray, der den Worten seines Freundes einige Komplimente beifügte, welche allerdings nicht officiell waren, über deren Quelle jedoch der Graf bei seinem Scharfblicke sich nicht täuschen konnte.

Es kam ihm sogar vor, als besuchte ihn Lucien durch einen doppelten Antrieb von Neugierde bewogen, und als entflöße dieser Antrieb zur Hälfte der Rue de la Chaussée d'Antin. Er konnte in der That ohne Furcht vor einem Irrthum voraussetzen, daß Madame Danglars, außer Stands, mit ihren eigenen Augen das Innere eines Mannes kennen zu lernen, der Pferde für dreißigtausend Franken verschenkte und in die Oper mit einer Sklavin ging, welche für eine Million Diamanten trug, Augen, durch die sie gewöhnlich sah, beauftragt hatte, ihr einige Auskunft über dieses Innere zu ertheilen.

Aber der Graf gab sich den Anschein, als vermuthete er nicht den geringsten Zusammenhang zwischen dem Besuche von Lucien und der Neugierde der Baronin.

„Sie sind in beinahe beständigem Verkehr mit dem Baron Danglars?“ fragte er Albert von Morcerf.

„Ja, mein Herr Graf, Sie wissen, was ich Ihnen gesagt habe.“

„Das ist also immer noch im Plane?“

„Mehr als je, es ist eine abgemachte Sache,“ sagte Lucien.

Und von der Ueberzeugung ausgehend, dieses in das Gespräch gemischte Wort gebe ihm das Recht, demselben nun fremd zu bleiben, steckte Lucien sein Lorgnon in sein Auge, biß auf den goldenen Knopf seines Stöckchens und ging, mit aller Aufmerksamkeit die Waffen und Gemälde betrachtend, im Zimmer umher.

„Ah!“ rief Monte Christo, „wenn man Sie hörte, hätte man nicht an eine so schnelle Lösung der Sache glauben sollen.“

„Was wollen Sie, die Dinge schreiten vorwärts, ohne daß man es vermuthet; während wir nicht an sie denken, denken sie an uns, und wenn wir uns umdrehen, sind wir erstaunt über den Weg, den sie zurückgelegt haben. Mein Vater und Herr Danglars haben mit einander in Spanien gedient, mein Vater bei der Armee, Herr Danglars beim Proviantwesen. Mein Vater, den die Revolution zu Grunde gerichtet hatte, und Herr Danglars, der nie ein Erbgut besaß, legten dort den Grund, mein Vater zu seinem schönen politischen und militärischen Glück, Herr Danglars zu seinem bewunderungswürdigen politischen und finanziellen Glück.“

„Ja, in der That,“ erwiederte Monte Christo, „ich glaubte, Herr Danglars erzählte mir hievon während des Besuches, den ich ihm machte; und,“ sagte er einen Seitenblick auf Lucien werfend, der in einem Album blätterte, „und ist Fräulein Eugenie hübsch? denn so viel ich mich erinnere, heißt sie Eugenie.“

„Sehr hübsch, oder vielmehr sehr schön; aber von

einer Schönheit, die ich nicht zu schätzen weiß, denn ich bin ein Unwürdiger."

„Sie sprechen bereits davon, als ob Sie ihr Gatte wären."

„Oh!" rief Albert umherschauend, um ebenfalls zu sehen, was Lucien machte.

„Wissen Sie," sagte Monte Christo, die Stimme dämpfend, „wissen Sie, daß Sie mir nicht sehr enthusiastisch für diese Heirath zu sein scheinen."

„Fräulein Danglars ist zu reich für mich, und das erschreckt mich," erwiederte Morcerf.

„Bah!" versetzte Monte Christo, „ein schöner Grund: sind Sie nicht selbst reich?"

„Mein Vater hat so etwas . . . wie fünfzigtausend Franken Rente und wird mir vielleicht zehn bis zwölf bei meiner Verheirathung geben."

„Das sieht allerdings bescheiden aus, besonders in Paris," sagte der Graf; „aber das Vermögen ist nicht Alles auf dieser Welt, ein schöner Name und eine hohe gesellschaftliche Stellung haben auch ihren Werth. Ihr Name ist berühmt, ihre Stellung glänzend, der Graf von Morcerf ist ein Soldat, und man liebt es, die Unantastbarkeit eines Bayard mit der Armuth von Dugesclin sich vermählen zu sehen; die Uneigennützigkeit ist der schönste Sonnenstrahl, in welchem ein edler Degen erglänzen kann. Ich finde im Gegentheil diese Verbindung im höchsten Grade passend: Fräulein Danglars bereichert Sie und Sie adeln das Fräulein!"

Albert schüttelte den Kopf und blieb nachdenkend.

„Es ist dabei noch etwas Anderes," sagte er.

„Ich gestehe, daß ich diesen Widerwillen gegen ein junges, reiches und schönes Mädchen nicht zu begreifen im Stande bin," sagte der Graf.

„O mein Gott!" rief Morcerf, „dieser Widerwillen, wenn wirklich ein Widerwillen stattfindet, kommt nicht ganz von meiner Seite."

„Von welcher Seite denn? Sagten Sie mir nicht, Ihr Vater wünsche diese Heirath?"

„Von Seiten meiner Mutter, und meine Mutter ist ein kluges, sicheres Auge. Sie lächelt nicht zu dieser Verbindung, sie hat irgend ein Vorurtheil gegen die Danglars."

„Oh! das läßt sich begreifen," sprach der Graf mit einem etwas gezwungenen Tone; „die Frau Gräfin von Morcerf, welche die Distinction, die Aristokratie, die Feinheit in Person ist, zögert ein wenig, eine gemeinbürgerliche; dicke, rohe Hand zu berühren, und das ist natürlich."

„Ich weiß nicht, ob dies der Fall ist," entgegnete Albert, „weiß jedoch, daß diese Heirath, wenn sie wirklich stattfindet, meine Mutter unglücklich machen wird. Man sollte sich schon vor sechs Wochen versammeln, um sich über die Vertragsverhältnisse zu besprechen, aber sie wurde dergestalt von der Migräne befallen . . ."

„Von einer wirklichen?" fragte der Graf lächelnd.

„Oh! gewiß von einer wirklichen, ohne Zweifel in Folge der Furcht . . . so daß man die Zusammenkunft auf zwei Monate verschob. Sie begreifen, es eilt nicht, ich bin noch nicht einundzwanzig Jahre alt und Eugenie erst siebenzehn; doch die zwei Monate sind in der nächsten Woche abgelaufen, und man muß sich am Ende hingeben. Sie können sich nicht vorstellen, mein lieber Graf, in welcher Verlegenheit ich mich befinde . . , Ah! wie glücklich sind Sie doch, Sie freier Mann!"

„Nun, so seien Sie auch frei, ich frage Sie, wer hindert Sie daran?"

„Oh, es würde meinem Vater einen zu großen Verdruß bereiten, wenn ich Fräulein Danglars nicht heirathete."

„So heirathen Sie das Fräulein," sprach der Graf mit einer seltsamen Bewegung der Achsel.

„Ja, aber meiner Mutter würde diese Verbindung nicht Verdruß, sondern Schmerz bereiten."

„Dann heirathen Sie das Fräulein nicht," sagte der Graf.

„Ich werde es versuchen; nicht wahr, Sie geben mir Ihren Rath, und wenn es Ihnen möglich ist, entziehen Sie mich dieser Verlegenheit? Oh! um meiner vortrefflichen Mutter keinen Kummer zu bereiten, würde ich mich, glaube ich, mit meinem Vater entzweien."

Monte Christo wandte sich ab, er schien bewegt.

„Ei!" sagte er zu Debray, der in einem tiefen Fauteuil am Ende des Salon saß und in der rechten Hand einen Bleistift, in der linken ein Carnet hielt, „ei! was machen Sie denn? Eine Skizze nach Poussin?"

„Ich?" erwiederte er ruhig, „oh ja wohl! eine Skizze, dazu liebe ich die Malerei zu sehr! Nein, ich mache ganz das Entgegengesetzte von der Malerei, ich mache Zahlen."

„Zahlen?"

„Ja, ich rechne, und das geht Sie unmittelbar an, Vicomte; ich berechne, was das Haus Danglars bei dem letzten Steigen der Hayti-Papiere gewinnen mußte; von 206 stiegen sie in drei Tagen auf 409, und der kluge Banquier hatte viel um 206 gekauft. Er muß dreimalhundert tausend Franken gewonnen haben."

„Das ist noch nicht sein bester Schlag," sagte Morcerf; „hat er nicht in diesem Jahre eine Million auf den spanischen Bons gewonnen?"

„Hören Sie, mein lieber Lucien, hier ist der Herr Graf von Monte Christo, der Ihnen, wie die Italiener, sagen wird:

Denaro e santità
Metà della metà *).

Und das ist noch viel. Wenn man mir solche Geschichten erzählt, so zucke ich auch gewöhnlich die Achseln."

---

*) Beim Gelde und bei der Heiligkeit zieht die Hälfte von der Hälfte ab.

„Doch Sie sprachen von Hayti?“ fragte Monte Christo.

„Oh! Hayti, das ist etwas Anderes, das ist das Ecarté der französischen Agiotage. Man kann die Bouillote lieben, für das Whist eingenommen sein, für das Boston schwärmen, und dennoch aller dieser Spiele überdrüssig werden; aber zu dem Ecarté kehrt man immer wieder zurück. So hat Herr Danglars gestern zu 406 verkauft und steckt dreimalhundert tausend Franken ein, hätte er bis heute gewartet, so würde er, da diese Papiere wieder bis auf 205 gesunken sind, statt dreimal hundert tausend Franken zu gewinnen, zwanzig bis fünf und zwanzig tausend verloren haben.“

„Und warum sind diese Papiere von 409 auf 205 gefallen?“ fragte Monte Christo. „Entschuldigen Sie, ich bin sehr unwissend in allen diesen Börsenintriguen.“

„Weil die Nachrichten sich folgen, aber nicht sich gleichen,“ antwortete Albert lachend.

„Ah Teufel!“ rief der Graf; „Herr Danglars spielt also so hoch, daß er an einem Tage dreimalhundert tausend Franken gewinnen oder verlieren kann! Da muß er wohl ungeheuer reich sein?“

„Er ist es nicht, der spielt,“ rief Lucien lebhaft, „es ist Madame Danglars; sie ist wahrhaftig unerschütterlich.“

„Aber Sie, der Sie ein vernünftiger Mann sind, Lucien, Sie, der Sie die geringe Haltbarkeit der Nachrichten kennen, der Sie an der Quelle sitzen, Sie sollten Sie abhalten,“ sprach Morcerf mit einem Lächeln.

„Wie vermöchte ich dies, da es ihrem Manne nicht gelingt?“ fragte Lucien. „Sie kennen den Charakter der Baronin; Niemand hat Einfluß auf sie, und sie thut durchaus nur, was sie will.“

„O! wenn ich an Ihrer Stelle wäre,“ sprach Albert.

„Nun?“

„Ich wollte sie heilen; das hieße ihrem künftigen Schwiegersohne einen Dienst leisten.“

„Wie dies?"

„Ah bei Gott! das ist sehr leicht. Ich würde ihr eine Lection geben."

„Eine Lection?"

„Ja; Ihre Stellung als Secretär des Ministers verleiht Ihnen großes Ansehen in Beziehung auf Neuigkeiten; Sie dürfen nur den Mund öffnen und die Wechselagenten stenographiren so schnell als möglich Ihre Worte; lassen Sie die Baronin hundert tausend Franken Schlag auf Schlag verlieren, und sie wird klug werden."

„Ich begreife nicht," stammelte Lucien.

„Es ist doch ganz klar," erwiederte der junge Mann mit einer Naivetät, welche durchaus nichts Geheucheltes hatte; „melden Sie ihr an einem schönen Morgen irgend etwas Unerhörtes, eine telegraphische Nachricht, die nur Sie allein wissen können, zum Beispiel, Heinrich IV. sei gestern bei Gabrielle gesehen worden; das macht die Fonds steigen, sie richtet ihren Börsenschlag darnach ein und verliert sicherlich, wenn Beauchamp den andern Tag in seine Zeitung schreibt:

„Mit Unrecht behaupten wohlunterrichtete Leute, König Heinrich IV. sei gestern bei Gabrielle gesehen worden; diese Sache ist völlig unrichtig; König Heinrich IV. hat den Pont-Neuf nicht verlassen."

Lucien spitzte den Mund zu einem Lächeln. Obgleich scheinbar gleichgültig, hatte Monte Christo doch kein Wort von dieser Unterredung verloren, und sein durchdringendes Auge hatte sogar ein Geheimniß in der Verlegenheit des Secretärs zu entdecken geglaubt.

Es war Folge von dieser Verlegenheit, von der Albert nicht das Geringste wahrnahm, daß Lucien seinen Besuch abkürzte; er fühlte sich offenbar unbehaglich. Der Graf sagte ihm, während er ihn bis zur Thüre geleitete, ein paar Worte mit leiser Stimme, worauf er erwiederte:

„Sehr gern, mein Herr Graf; ich nehme es an."

Der Graf kehrte zu Albert von Morcerf zurück und sprach:

„Denken Sie nicht, wenn Sie sich die Sache überlegen, daß Sie Unrecht gehabt haben, so über Ihre Schwiegermutter in Gegenwart von Herrn Debray zu reden?"

„Ich bitte, Graf," versetzte Morcerf, „sagen Sie dieses Wort nicht mehr."

„Wahrhaftig und ohne Uebertreibung, ist die Gräfin in diesem Grade gegen die Heirath eingenommen?"

„Dergestalt, daß die Baronin nur selten in unser Haus kommt, und daß meine Mutter, glaube ich, nicht zweimal in ihrem ganzen Leben bei Madame Danglars gewesen ist."

„Das ermuthigt mich, offenherzig mit Ihnen zu sprechen," sagte der Graf: „Herr Danglars ist mein Banquier, Herr von Villefort hat mich mit Höflichkeiten überhäuft, indem er mir seinen Dank für einen Dienst aussprach, den ich ihm zufällig zu leisten im Stande war. Ich errathe unter allem Dem eine Lauwine von Mittagsmahlen und Abendunterhaltungen; um aber nicht den Anschein von prunkhaften Vorbereitungen zu haben, und wenn Sie wollen, um mir das Verdienst des Zuvorkommens zu machen, gedenke ich, Herrn und Madame Danglars, und Herrn und Frau von Villefort in meinem Landhause in Auteuil zu versammeln. Wenn ich nun Sie, sowie den Herrn Grafen und die Frau Gräfin von Morcerf, zum Mittagessen einlade, wird es nicht aussehen, wie eine Art von hochzeitlichem Rendezvous, oder wird nicht wenigstens die Frau Gräfin von Morcerf die Sache so betrachten, besonders wenn der Herr Baron von Danglars mir die Ehre erweist, seine Tochter mitzubringen? Dann wird Ihre Mutter einen Abscheu gegen mich fassen, und ich will dies durchaus nicht, denn es ist mir Alles daran gelegen, sagen Sie ihr dies, so oft sich Gelegenheit dazu bietet, in geneigtem Andenken bei ihr zu stehen."

„Meiner Treue, Graf, ich danke Ihnen, daß Sie mit so viel Offenherzigkeit mit mir sprechen, und ich nehme die Ausschließung an, die Sie mir vorschlagen. Sie sagen, es sei Ihnen daran gelegen, in geneigtem Andenken bei meiner Mutter zu bleiben, während Sie bereits in voller Werthschätzung bei ihr stehen."

„Sie glauben?" sprach Monte Christo mit Theilnahme.

„Oh! ich bin dessen gewiß. Als Sie uns neulich verließen, plauderten wir noch eine ganze Stunde von Ihnen. Doch ich komme auf das zurück, worüber wir so eben sprachen. Nun wohl, wenn meine Mutter diese Aufmerksamkeit von Ihrer Seite kennen würde, und ich es wagte, ihr dieselbe mitzutheilen, ich bin überzeugt, sie wüßte Ihnen den innigsten Dank dafür; mein Vater würde allerdings nicht in geringe Wuth gerathen."

Der Graf erwiederte lachend:

„Sie sind nun in Kenntniß gesetzt. Doch ich denke, Ihr Vater wird keinen Anlaß haben, wüthend zu werden; Herr und Madame Danglars werden mich als einen Menschen von sehr schlechten Manieren betrachten. Sie wissen, daß ich in vertrautem Umgang mit Ihnen lebe, daß Sie sogar mein ältester pariser Bekannter sind, und werden mich, wenn Sie sie nicht bei mir finden, fragen, warum ich Sie nicht eingeladen habe. Suchen Sie sich wenigstens mit der Annahme einer früheren Einladung von einiger Wahrscheinlichkeit zu bewaffnen und theilen Sie mir diese durch ein paar Worte mit. Sie wissen, bei den Banquiers ist nur das Geschriebene gültig."

„Ich gedenke etwas Besseres zu thun, Herr Graf," erwiederte Albert; „meine Mutter wünscht die Seeluft einzuathmen. Auf welchen Tag ist Ihr Mittagessen bestimmt?"

„Auf Sonnabend."

„Wir haben heute Dienstag, morgen Abend reisen

wir ab, übermorgen früh sind wir im Treport. Sie sind ein bezaubernder Mann, Herr Graf, daß Sie den Leuten die Dinge so nach ihrer Bequemlichkeit und zu ihrer Zufriedenheit einrichten."

„Ich! in der That, Sie halten mich für mehr, als ich wirklich werth bin; ich wünsche Ihnen nur angenehm zu sein."

„An welchem Tage haben Sie Ihre Einladung gemacht?"

„Heute."

„Gut! ich laufe zu Herrn Danglars und kündige ihm an, daß ich morgen mit meiner Mutter Paris verlasse. Ich habe Sie nicht gesehen, und weiß folglich nichts von Ihrem Mittagsbrode."

„Sind Sie verrückt, mein Lieber! hat Sie nicht Herr Debray bei mir gesehen?"

„Ah, das ist richtig!"

„Im Gegentheil, ich habe Sie gesehen und hier ohne Umstände eingeladen, und Sie haben mir ganz einfach geantwortet, Sie könnten nicht mein Gast sein, weil Sie nach dem Treport abreisen würden."

„Wohl, das ist abgemacht; aber Sie, werden Sie meine Mutter vor morgen besuchen?"

„Vor morgen, das ist schwierig, insofern ich mitten in Ihre Vorbereitungen zur Reise fallen würde."

„Thun Sie etwas Besseres, und Sie werden ein anbetungswürdiger Mann sein."

„Was soll ich thun, um zu dieser Erhabenheit zu gelangen?"

„Was Sie thun sollen?"

„Das frage ich Sie."

„Sie sind heute frei wie die Luft, kommen Sie zu uns, und speisen Sie mit uns zu Mittag; wir sind nur in kleinem Comité: Sie, meine Mutter und ich. Sie haben meine Mutter kaum bemerkt; doch Sie werden sie von Nahem sehen. Es ist eine merkwürdige Frau, und ich bedaure nur, daß nicht ihres Gleichen

mit zwanzig Jahren weniger lebt; dann würde es bald eine Gräfin und eine Vicomtesse von Morcerf geben. Meinen Vater finden Sie nicht, er hat Commissionssitzung und speist bei dem Herrn Großreferendär. Kommen Sie, wir plaudern von Reisen: Sie, der Sie die ganze Welt gesehen haben, erzählen uns von Ihren Abenteuern; Sie theilen uns die Geschichte der schönen Griechin mit, welche kürzlich mit Ihnen in der Oper war und von Ihnen Ihre Sklavin genannt wird, während Sie dieselbe wie eine Prinzessin behandeln. Wir sprechen Italienisch, Spanisch; willigen Sie ein, meine Mutter wird Ihnen dafür dankbar sein."

„Tausend Dank," erwiederte der Graf, Ihre Einladung ist äußerst liebenswürdig, und ich bedaure es lebhaft, daß ich sie nicht annehmen kann. Ich bin nicht frei, wie Sie wähnten, sondern ich habe im Gegentheil ein höchst wichtiges Rendezvous."

„Ah! nehmen Sie sich in Acht, Sie haben mich so eben gelehrt, wie man sich in Beziehung auf ein Mittagsbrod einer Unannehmlichkeit überhebt. Ich bedarf eines Beweises. Glücklicher Weise bin ich nicht Banquier wie Herr Danglars, wohl aber, das sage ich Ihnen, ebenso neugierig als er."

„Ich werde Ihnen auch den Beweis geben," erwiederte der Graf.

Und er läutete.

„Hm!" bemerkte Morcerf, „das ist schon zum zweiten Male, daß Sie es ausschlagen, mit meiner Mutter zu Mittag zu speisen. Es muß dies auf einem bestimmten Beschlusse beruhen, Graf."

Der Graf entgegnete leicht bebend:

„Oh! Sie glauben das nicht; überdies kommt hier mein Beweis."

Baptistin trat ein und blieb wartend an der Thüre stehen.

„Sie müssen zugeben, daß ich von Ihrem Besuche

nicht zuvor unterrichtet war?“ fragte der Graf den Vicomte.

„Bei Gott! Sie sind ein so außerordentlicher Mann, daß ich nicht dafür stehen würde.“

„Ich konnte wenigstens nicht ahnen, daß Sie mich zum Mittagessen einladen dürften?“

„Das ist wahrscheinlich.“

„Wohl, so hören Sie; Baptistin, was sagte ich Ihnen, als ich Sie diesen Morgen in mein Arbeitscabinet rief.“

„Sie befahlen mir, die Thüre des Herrn Grafen schließen zu lassen, sobald es fünf Uhr geschlagen hätte,“ antwortete der Diener.

„Hernach.“

„Oh! mein Herr Graf . . .“ rief Albert.

„Nein, nein! ich muß mich durchaus von dem geheimnißvollen Rufe frei machen, den Sie mir zugezogen haben, mein lieber Vicomte: es ist zu schwer, ewig den Manfred zu spielen. Ich will in einem gläsernen Hause leben. Hernach . . . fahren Sie fort, Baptistin.“

„Hernach hießen Sie mich nur den Herrn Major Bartolomeo Cavalcanti empfangen.“

„Sie hören, den Herrn Major Bartolomeo Cavalcanti, einen Mann von dem ältesten Adel Italiens, dessen Namen Dante zu verherrlichen bemüht war, . . . Sie erinnern sich oder Sie erinnern sich nicht, in dem zehnten Gesange der Hölle; ferner seinen Sohn, einen reizenden jungen Mann, ungefähr von Ihrem Alter, Vicomte, der denselben Titel führt wie Sie, und in die Pariser Welt mit den Millionen seines Vaters eintritt. Der Major bringt mir diesen Abend seinen Sohn Andrea, den Contino, wie wir in Italien sagen. Er will ihn mir anvertrauen, und ich werde sein Glück zu fördern suchen, wenn er einiges Verdienst besitzt. Nicht wahr, Sie helfen mir?“

„Ganz gewiß! Dieser Major Cavalcanti ist wohl ein alter Freund von Ihnen?“ fragte Albert.

„Keines Wegs, es ist ein würdiger, sehr höflicher, sehr bescheidener, sehr discreter Herr, wie es in Italien eine Menge gibt. Ich habe ihn wiederholt in Florenz, in Bologna, in Lucca gesehen, und er benachrichtigte mich von seiner Ankunft. Die Reisebekanntschaften sind anspruchsvoll: sie verlangen überall von uns die Freundschaft, die wir ihnen zufällig einmal erzeigt haben, als hätte nicht der civilisirte Mensch, der eine Stunde mit gleichviel wem zu leben weiß, stets seinen Hintergedanken! Dieser gute Major Cavalcanti besucht Paris wieder, das er nur einmal im Vorübergehen unter der Kaiserherrschaft gesehen hat, als er sich in Moskau einfrieren zu lassen im Begriffe war. Ich gebe ihnen ein gutes Mittagsmahl, er läßt mir seinen Sohn hier, ich verspreche ihm denselben zu überwachen, ich lasse ihn alle Thorheiten begehen, die es ihm zu machen belieben wird, und wir sind quitt."

„Vortrefflich! rief Albert, „ich sehe, Sie sind ein kostbarer Mentor. Gott befohlen, bis Sonntag sind wir zurück. Doch, ich habe Nachricht von Franz erhalten."

„Ah! wirklich? gefällt er sich immer noch in Italien."

„Ich denke ja; er bedauert indessen, daß Sie nicht mehr dort sind, denn er sagt, Sie seien die Sonne von Rom, und ohne Sie herrsche dort trübes Wetter; ich weiß nicht, ob er nicht sogar behauptet, es regne dort."

„Er ist also von seiner Ansicht über mich zurückgekommen?"

„Im Gegentheil, er beharrt darauf, Sie für phantastisch im höchsten Grade zu halten; darum bedauert er Ihre Abwesenheit."

„Ein liebenswürdiger junger Mann," versetzte Monte Christo; „ich fühlte für ihn eine lebhafte Sympathie schon am ersten Abend, als ich ihn irgend ein Nachtmahl suchen sah, und er das meinige anzunehmen

die Güte hatte. Er ist, glaube ich, ein Sohn des General d'Epinay?"

„Ganz richtig."

„Desselben, welcher im Jahr 1815 auf eine so erbärmliche Weise ermordet wurde?"

„Durch die Bonapartisten."

„So ist es! Meiner Treue, ich liebe ihn! Liegt für ihn nicht auch ein Heirathsplan vor?"

„Ja, er soll sich mit Fräulein von Villefort vermählen."

„Ist es wahr?"

„Wie ich Fräulein Danglars heirathen soll," erwiederte Albert lachend.

„Sie lachen?"

„Ja."

„Warum lachen Sie?"

„Ich lache, weil es mir vorkommt, als erblickte ich auf jener Seite eben so viel Sympathie für die Heirath, als anderseits für eine Verbindung zwischen mir und Fräulein Danglars stattfindet. Doch wahrlich, mein lieber Graf, wir plaudern von Frauen, wie die Frauen von Männern plaudern. Das ist unverzeihlich!"

Albert stand auf.

„Sie gehen?"

„Die Frage ist gut! Seit zwei Stunden quäle ich Sie, und Sie haben die Höflichkeit, mich zu fragen, ob ich gehe! In der That, Graf, Sie sind der artigste Mann der Erde! Und Ihre Bedienten, wie sind sie dressirt! besonders Herr Baptistin; ich konnte nie einen solchen Menschen bekommen. Die meinigen scheinen alle ein Beispiel an denen des Théâtre-Français zu nehmen, welche, gerade weil sie nur ein Wort zu sagen haben, dieses immer auf der Rampe sagen. Wenn Sie Ihren Baptistin entlassen, so bitte ich, mir den Vorzug zu gönnen."

„Abgemacht, Vicomte."

„Das ist noch nicht Alles, warten Sie: machen Sie Ihrem discreten Luckeser, dem Herrn Cavalcanti dei Cavalcanti mein Compliment, und wenn ihm zufällig daran gelegen sein sollte, seinen Sohn zu verheirathen, so suchen Sie ihm eine sehr reiche, sehr edle Frau, wenigstens von Seiten ihrer Mutter, und ganz und gar eine Baronin von Seiten ihres Vaters. Ich werde Sie dabei unterstützen."

„Oh! Oh!" erwiederte Monte Christo, „sind Sie in der That so weit?"

„Ja."

„Meiner Treue, man muß auf nichts schwören."

„Ah! Graf," rief Morcerf, „welchen Dienst würden Sie mir leisten, und wie wollte ich Sie noch hundertmal mehr lieben, wenn ich mit Ihrer Hülfe Junggeselle bliebe, und wäre es nur zehn Jahre lang."

„Alles ist möglich," erwiederte Monte Christo mit ernstem Tone.

Und sich von Albert verabschiedend, trat er in sein Cabinet und schlug dreimal auf sein Glöckchen.

Bertuccio erschien.

„Herr Bertuccio," sprach der Graf, Sie sollen erfahren, daß ich Sonnabend in meinem Hause in Auteuil empfange."

Bertuccio erwiederte leicht schauernd:

„Gut, gnädiger Herr."

„Ich bedarf Ihrer," fuhr der Graf fort, „damit Alles auf eine anständige Weise vorbereitet wird. Das Haus ist sehr schön, oder kann wenigstens sehr schön sein."

„Man müßte zu diesem Behufe Alles verändern, Herr Graf, denn die Tapeten haben gealtert."

„Verändern Sie Alles, mit Ausnahme des mit rothem Damast tapezirten Schlafzimmers; dieses lassen Sie ganz, wie es ist."

Bertuccio verbeugte sich.

„Den Garten berühren Sie ebenfalls nicht; aber

aus dem Hofe, zum Beispiel, machen Sie Alles, was Sie wollen; es wird mir sogar angenehm sein, wenn man ihn nicht zu erkennen vermag."

„Ich werde thun, was in meinen Kräften liegt um den Herrn Grafen zufrieden zu stellen; übrigens wäre ich ruhiger, wenn der Herr Graf mir seine Absichten in Beziehung auf das Mittagsmahl nennen wollte."

„In der That, mein lieber Herr Bertuccio, seitdem Sie in Paris sind, finde ich Sie ganz verändert, ganz ängstlich; kennen Sie mich denn nicht mehr?"

„Seine Excellenz könnte mir doch wenigstens sagen, wen sie empfängt."

„Ich weiß es noch nicht, und Sie brauchen es ebenfalls nicht zu wissen. Lucullus speist bei Lucullus, und damit ist es genug."

Bertuccio verbeugte sich und ging ab.

Fünfzehntes Kapitel.

Der Major Cavalcanti.

Weder der Graf noch Baptistin logen, als sie Morcerf den Besuch des luckesischen Majors ankündigten, der Monte Christo als Vorwand diente, um das ihm angebotene Mittagsmahl von sich zu weisen.

Es schlug sieben Uhr, und Herr Bertuccio war dem Befehle gemäß, den er erhalten hatte, seit zwei Stunden nach Auteuil abgereist, als ein Fiacre vor der Thüre des Hotel anhielt, aber wieder ganz be-

schämt entfloh, nachdem er an dem Gitter einen Mann von etwa zwei und fünfzig Jahren abgesetzt hatte, welcher einen von jenen Röcken mit schwarzen Borten trug, deren Geschlecht in Europa unvergänglich zu sein scheint. Eine weite Hose, ziemlich reinliche Stiefeln, obgleich von einem etwas ungewissen Firniß und mit zu dicker Sohle, hirschlederne Handschuhe, ein Hut, der sich seiner Form nach einem Gendarmenhute näherte, eine schwarze Halsbinde mit einem schmalen weißen Streifen, die, wenn sie ihr Eigenthümer nicht aus eigener Machtvollkommenheit getragen haben würde, für ein Halseisen hätte gehalten werden können; dies war die malerische Tracht, unter welcher der Mann erschien, der an dem Gitter läutete und hier fragte, ob nicht in Nro. 30 der Avenue des Champs-Elysées der Graf von Monte Christo wohne, und auf die bejahende Antwort des Portier eintrat, die Thüre hinter sich zumachte und nach der Freitreppe ging.

Der kleine, eckige Kopf dieses Menschen, seine weißlichen Haare und sein dicker, grauer Schnurrbart machten ihn für Baptistin erkenntlich, denn dieser besaß das genaue Signalement des Gastes und erwartete denselben in der untern Hausflur. Kaum hatte er seinen Namen vor dem verständigen Diener ausgesprochen, als Monte Christo von seiner Ankunft benachrichtigt wurde.

Man führte den Fremden in den einfachsten Salon. Der Graf erwartete ihn daselbst und ging ihm mit lachender Miene entgegen.

„Ah! lieber Herr,“ sagte er, „seien Sie willkommen. Ich erwartete Sie.“

„Wirklich!“ erwiederte der Luckeser; „Euere Excellenz erwartete mich?“

„Ja, ich war von Ihrer Ankunft auf diesen Abend um sieben Uhr benachrichtigt.“

„Sie waren von meiner Ankunft benachrichtigt?“

„Vollkommen.“

„Ah! desto besser, ich befürchtete, man hätte diese Vorsichtsmaßregel vergessen."

„Welche?"

„Sie in Kenntniß zu setzen."

„Oh, nein!"

„Sind Sie dessen gewiß, täuschen Sie sich nicht?"

„Ich bin dessen gewiß."

„Mich erwartete Euere Excellenz diesen Abend um sieben Uhr?"

„Allerdings Sie. Ich will Ihnen den Beweis geben."

„Oh, wenn Sie mich erwarteten, so ist es nicht der Mühe werth."

„Doch! doch!" rief Monte Christo.

Der Luckeser schien etwas beunruhigt.

„Sprechen Sie, sind Sie nicht der Marquis Bartolomeo Cavalcanti?"

„Bartolomeo Cavalcanti," wiederholte freudig der Luckeser, „so ist es."

„Exmajor in österreichischen Diensten?"

„War ich Major?" fragte schüchtern der alte Militär.

„Ja," sprach Monte Christo, „Major. Das ist der Name, den man in Frankreich dem Grade gibt, welchen Sie in Italien einnahmen."

„Gut," versetzte der Luckeser, „Sie begreifen, mir ist es ganz lieb. . ."

Uebrigens kommen Sie nicht aus eigenem Antriebe hierher."

„Allerdings."

„Sie sind durch Jemand an mich adressirt worden."

„Ja."

„Durch den vortrefflichen Abbé Busoni?"

„So ist es," rief der Major.

„Und Sie haben einen Brief?"

„Hier ist er."

„Ah, bei Gott! Sie sehen. Geben Sie."

Monte Christo nahm den Brief, öffnete und las denselben.

Der Major schaute den Grafen mit großen, erstaunten Augen an, die zwar neugierig auf allen Theilen des Gemaches umherliefen, jedoch unabänderlich wieder zu dessen Eigenthümer zurückkehrten.

„So ist es . . . der liebe Abbé: „„der Major Cavalcanti, ein würdiger Patricier aus Lucca, von den Cavalcanti in Florenz abstammend,““ fuhr Monte Christo lesend fort, „„im Besitze eines Vermögens von einer halben Million Einkünfte.““

Monte Christo schlug die Augen vom Papier auf und verbeugte sich.

„Von einer halben Million,“ sagte er; „Teufel! mein lieber Herr Cavalcanti.“

„Steht eine halbe Million?“ fragte der Luckeser.

„Mit allen Buchstaben, und das muß so sein, der Abbé Busoni ist ein Mann, der sehr genau die großen Vermögen in Europa kennt.“

„Es mag sein mit der halben Million; doch auf mein Ehrenwort! ich glaubte nicht, daß es sich so hoch beliefe.“

„Weil Sie einen Intendanten haben, der Sie bestiehlt; was wollen Sie, mein lieber Herr Cavalcanti, man muß sich das gefallen lassen!“

„Und da sie mir hierüber Aufklärung gegeben haben, so werde ich den Burschen vor die Thüre werfen,“ sprach mit ernstem Tone der Luckeser.

Monte Christo fuhr fort:

„„Und dem nur Eines zu seinem Glücke fehlte.““

„O mein Gott! ja, nur Eines,“ sprach der Luckeser mit einem Seufzer.

„„Einen angebeteten Sohn wiederzufinden.““

„Einen angebeteten Sohn?“

„„Der in seiner Jugend entweder durch einen Feind seiner Familie, oder durch Zigeuner geraubt wurde.““

„Im Alter von fünf Jahren, mein Herr!“ sagte der Luckeser mit einem tiefen Seufzer und die Augen zum Himmel aufschlagend.

„Armer Vater!“ sprach Monte Christo.

Der Graf fuhr fort:

„„Ich gebe ihm die Hoffnung, ich gebe ihm das Leben, mein Herr Graf, indem ich ihm verkündige, daß Sie ihm diesen Sohn, den er seit fünfzehn Jahren umsonst sucht, wiederfinden können.““

Der Luckeser schaute Monte Christo mit einem Ausdrucke voll unsäglicher Unruhe an.

„Ich kann es,“ sprach Monte Christo.

Der Major richtete sich hoch auf und rief:

„Ah! ah! der Brief ist also bis zum Ende wahr?“

„Zweifelten Sie daran, mein lieber Herr Bartolomeo?“

„Nein, niemals! Ein ernster, mit einem religiösen Charakter bekleideter Mann, wie der Abbé Busoni, hätte sich nie einen solchen Scherz erlaubt; doch Sie haben nicht Alles gelesen Excellenz!“

„Ah! das ist wahr, es findet sich hier noch eine Nachschrift.“

„Ja,“ erwiederte der Luckeser, es findet sich . . . eine . . . Nachschrift.“

„„Um den Major Cavalcanti nicht in die Verlegenheit zu setzen, Fonds von seinem Banquier wegnehmen zu müssen, schicke ich ihm einen Wechsel von zweitausend Franken für seine Reiseunkosten und accreditire ihn bei Ihnen mit der Summe von acht und vierzig tausend Franken, welche ich bei Ihnen gut habe.

Der Major verfolgte mit den Augen diese Nachschrift in sichtbarer Angst.

„Gut!“ begnügte sich der Graf zu bemerken.

„Er hat gut gesagt,“ murmelte der Luckeser.

„Also mein Herr,“ sprach er.

„Also . . .“ fragte der Graf.

„Also, die Nachschrift? . . .“

„Nun! die Nachschrift . . .“

„Wird von Ihnen ebenso günstig aufgenommen, wie der übrige Brief?“

Der Abbé Busoni und ich stehen mit einander in Abrechnung; ich weiß nicht genau, ob er acht und vierzig tausend Franken bei mir gut hat, aber es kommt unter uns nicht auf ein paar Bankbillets an. Ah! Sie legten also einen großen Werth auf diese Nachschrift, mein lieber Herr Cavalcanti?"

„Ich muß Ihnen gestehen," antwortete der Luckeser, „daß ich mich, voll Zutrauen zu der Unterschrift des Abbé Busoni, nicht mit andern Geldern versehen hatte: wäre mir diese Quelle entgangen, so würde ich mich in Paris in großer Verlegenheit befunden haben."

„Kann ein Mann wie Sie irgendwo in Verlegenheit sein? Gewiß nicht!"

„Verdammt! da mich Niemand kennt," rief der Luckeser.

„Aber man kennt sie."

„Ja, man kennt mich, somit werden Sie . . ."

„Vollenden Sie, lieber Herr Cavalcanti."

„Somit werden sie mir die acht und vierzig tausend Franken zustellen?"

„Auf Ihr erstes Begehren."

Der Major machte große, verwunderte Augen.

„Setzen Sie sich doch," sprach Monte Christo; „in der That, ich weiß nicht, was ich mache . . . ich lasse Sie seit einer Viertelstunde stehen."

„Merken Sie nicht darauf."

Der Major zog einen Stuhl an sich und setzte sich.

„Nun sagen Sie," sprach der Graf, „wollen Sie etwas zu sich nehmen? Ein Glas Xeres, Porto, Alicante?"

„Alicante, wenn Sie erlauben; das ist mein Lieblingswein."

„Ich habe vortrefflichen. Nicht wahr mit einem Zwieback?"

„Mit einem Zwieback, da Sie mich dazu nöthigen."

Monte Christo läutete; Baptistin erschien.

Der Graf ging auf ihn zu und fragte ganz leise:

„Nun? . . ."

„Der junge Mensch ist da," antwortete der Kammerdiener in demselben Tone.

„Gut; wohin haben Sie ihn geführt?"

„In den blauen Salon, wie es Seine Excellenz befohlen."

„Vortrefflich. Bringen Sie Alicante-Wein und Zwiebacke."

Baptistin ging ab.

„In der That," sprach der Luckeser, „ich mache Ihnen so viel Mühe, daß ich dadurch ganz in Verlegenheit gerathe."

„Gehen Sie doch!" rief Monte Christo.

Baptistin kehrte mit den Gläsern, dem Weine und den Zwiebacken zurück.

Der Graf füllte ein Glas und goß in das zweite nur ein paar Tropfen von dem flüssigen Rubin, den die Flasche enthielt, welche ganz mit Spinnengeweben und anderen Zeichen bedeckt war, die das Alter des Weines sicherer angeben, als dies die Falten beim Menschen thun.

Der Major irrte sich nicht bei der Theilung, er nahm das volle Glas und einen Zwieback.

Der Graf befahl Baptistin, die Platte in das Bereich der Hand seines Gastes zu stellen, der zuerst den Alicante mit dem Rande seiner Lippe kostete, sodann eine Grimasse der Zufriedenheit machte, und endlich den Zwieback zart in das Glas tauchte.

„Sie wohnten also in Lucca?" sagte Monte Christo, „Sie waren reich, Sie waren edel, Sie genoßen die allgemeine Achtung, Sie hatten Alles, was einen Menschen glücklich machen kann?"

„Alles, Excellenz," erwiederte der Major, seinen Zwieback verschlingend, „durchaus Alles."

„Und es fehlte nur Eines zu Ihrem Glück."

„Nur Eines."

„Ihr Kind wiederzufinden?"

„Ah!" rief der Major, einen zweiten Zwieback ergreifend, doch dies fehlte mir auch sehr."

Der würdige Luckeser schlug die Augen zum Himmel auf und suchte zu seufzen.

„Nun sprechen Sie, mein lieber Herr Cavalcanti, wie verhielt es sich mit diesem so sehr beklagten Sohne? denn man sagte mir, Sie wären Junggeselle geblieben."

„Man glaubte es, mein Herr," erwiederte der Major, „und ich selbst . . ."

„Ja," versetzte Monte Christo, „und Sie selbst suchten diesem Gerüchte Glauben zu verschaffen. Eine Jugendsünde, die Sie vor Aller Augen verbergen wollten."

Der Luckeser richtete sich auf, nahm seine ruhigste und würdigste Haltung an, schlug aber zugleich bescheiden die Augen nieder, sei es um seine Haltung zu sichern, sei es um seine Einbildungskraft zu unterstützen, während er von unten herauf den Grafen anschaute, dessen auf seine Lippen stereotypirtes Lächeln stets dieselbe wohlwollende Neugierde andeutete.

„Ja, mein Herr," sagte er, „ich wollte diesen Fehler vor der ganzen Welt verbergen."

„Nicht Ihretwegen," versetzte Monte Christo, „denn ein Mann steht über dergleichen Dingen?"

„Oh! nein, gewiß nicht meinetwegen," erwiederte der Major lächelnd und die Achseln zuckend.

„Sondern seiner Mutter wegen.

„Seiner Mutter wegen," rief der Luckeser, einen dritten Zwieback nehmend; „seiner armen Mutter wegen!"

„Trinken Sie doch, lieber Herr Cavalcanti," sagte Monte Christo, dem Luckeser ein zweites Glas Alicante einschenkend; „die Erschütterung erstickt Sie."

„Seiner armen Mutter wegen," murmelte der Luckeser, indem er einen Versuch machte, ob nicht die Kraft des Willens, auf die Thränendrüse wirkend, den Winkel seines Auges mit einer falschen Zähre zu befeuchten vermöchte.

„Welche, glaube ich, einer der ersten Familien Italiens angehörte?"

„Eine Patricierin von Fiesole."

„Namens?"

„Sie wünschen ihren Namen zu wissen?

„Oh! mein Gott! es ist nicht nöthig, daß Sie mir ihn sagen: ich kenne ihn."

„Der Herr Graf weiß Alles," sprach der Luckeser, sich verbeugend.

„Nicht wahr, Oliva Corsinari?"

„Oliva Corsinari!"

„Marchesa?"

„Marchesa."

„Und Sie heiratheten dieselbe am Ende, trotz des Widerstrebens der Familie."

„Mein Gott! ja, das that ich am Ende.

„Und Sie bringen Ihre Papiere ganz in Ordnung mit."

„Was für Papiere?" fragte der Luckeser.

„Nun, Ihren Trauschein mit Oliva Corsinari, und den Taufschein des Kindes?"

„Den Taufschein des Kindes?"

„Den Taufschein von Andrea Cavalcanti, Ihrem Sohne; heißt er nicht Andrea?"

„Ich glaube, ja."

„Wie! Sie glauben?"

„Bei Gott! ich kann es nicht genau angeben, er ist schon lange verloren gegangen."

„Ganz richtig: doch Sie haben alle Ihre Papiere?"

„Mein Herr Graf, mit Bedauern muß ich Ihnen bemerken: nicht darauf aufmerksam gemacht, daß ich mich mit diesen Papieren versehen sollte, versäumte ich es, dieselben mitzunehmen.

„Ah! Teufel!" rief Monte Christo.

„Sind sie denn durchaus nöthig?"

„Unerläßlich."

Der Luckeser kratzte sich an der Stirne und rief:

„Ah! per Bacco, unerläßlich!“

„Allerdings; wenn man hier irgend einen Zweifel über die Gültigkeit Ihrer Ehe und die Rechtmäßigkeit Ihres Kindes erheben würde!“

„Es ist richtig, man könnte Zweifel erheben.“

„Das wäre ärgerlich für den jungen Mann.“

„Das wäre sehr unangenehm.“

„Es könnte ihm dadurch eine glänzende Heirath entgehen.“

„O peccato!“

„Sie begreifen, in Frankreich ist man streng. Es genügt nicht, wie in Italien, einen Priester aufzusuchen und ihm zu sagen: „„Wir lieben einander, verbinden Sie uns.““ In Frankreich gibt es eine bürgerliche Ehe, und um sich bürgerlich zu verheirathen, braucht man Papiere, durch welche die Identität nachgewiesen wird.“

„Das ist ein Unglück, ich habe diese Papiere nicht.“

„Zum Glücke habe ich sie.“

„Sie?“

„Ja.“

„Sie haben die Documente?“

„Ich habe sie.“

„Ah! mein Herr,“ rief der Luckeser, der als er das Ziel seiner Reise durch den Mangel seiner Papiere verfehlt sah, befürchtete, dieses Vergessen könnte einige Schwierigkeiten in Beziehung auf die acht und vierzig tausend Franken zur Folge haben, „ah! mein Herr, das ist ein Glück. Ja,“ wiederholte er, „das ist ein Glück, denn ich hätte nicht daran gedacht.“

„Bei Gott, ich glaube wohl, man denkt nicht an Alles. Glücklicher Weise dachte der Abbé Busoni für Sie daran.“

„Sehen Sie, der liebe Abbé!“

„Er ist ein Mann der Vorsicht.“

„Ein bewunderungswürdiger Mann; und er schickte Ihnen die Papiere?

„Hier sind sie.“

Der Luckeser legte die Hände als Zeichen der Bewunderung zusammen.

„Sie heiratheten Oliva Corsinari in der St. Paulskirche in Monte Cattini, hier ist der Trauschein des Priesters."

„Ja, meiner Treue, hier ist er," sagte der Major, denselben mit Erstaunen anschauend.

„Und hier der Taufschein von Andrea Cavalcanti, ausgefertigt von dem Pfarrer von Saravezza."

„Alles ist in Ordnung," sprach der Major.

So nehmen Sie diese Papiere, mit denen ich nichts zu thun habe, geben Sie dieselben Ihrem Sohne der sie sorgfältig aufbewahren wird!"

„Ich glaube wohl!.. Wenn er sie verlieren würde!.."

„Nun! wenn er sie verlieren würde?" fragte Monte Christo.

„Man wäre genöthigt, dorthin zu schreiben," erwiederte der Luckeser, „und es würde lange dauern, bis man sich andere verschafft hätte."

„In der That, es wäre schwierig," sagte Monte Christo.

„Beinahe unmöglich," erwiederte der Luckeser.

„Ich bin sehr froh, daß Sie den Werth dieser Papiere begreifen."

„Das heißt, ich halte sie für unbezahlbar."

„Was nun die Mutter des jungen Mannes betrifft . . ."

„Was die Mutter des jungen Mannes betrifft . . ." wiederholte der Major sehr unruhig.

„Was die Marchesa Corsinari betrifft . . ."

„Mein Gott!" sprach der Luckeser, unter dessen Füßen die Schwierigkeiten geboren zu werden schienen, „sollte man ihrer bedürfen?"

„Nein, mein Herr," versetzte Monte Christo, „hat sie übrigens nicht? . . ."

„Doch, doch!" rief der Major, sie hat . . ."

„Der Natur ihren Tribut bezahlt . . ."

„Ach, ja!" sprach rasch der Luckeser.

„Ich habe das erfahren," sagte Monte Christo, „sie ist vor zehn Jahren gestorben."

„Und ich beweine noch ihren Tod, mein Herr," versetzte der Major, ein Sacktuch mit Vierecken aus seiner Tasche ziehend und abwechselnd zuerst das linke, dann das rechte Auge trocknend.

„Was wollen Sie," sprach Monte Christo, „wir sind Alle sterblich. Sie begreifen, lieber Herr Cavalcanti, man braucht in Frankreich nicht zu wissen, daß Sie seit fünfzehn Jahren von Ihrem Sohne getrennt sind. Alle diese Geschichten von Kinder stehlenden Zigeunern finden bei uns keinen Anklang mehr. Sie haben ihn zum Erziehen in ein Provinzcolleg geschickt, und er soll nun nach Ihrem Willen diese Erziehung in der Pariser Welt vollenden. Deßhalb verließen Sie Via Reggio, wo Sie seit dem Tode Ihrer Frau wohnen. Das wird genügen."

„Sie glauben?"

„Gewiß."

„Gut also."

„Wenn man etwas von dieser Trennung erführe..."

„Ah! ja. Was würde ich sagen?"

„Ein ungetreuer Lehrer habe, von den Feinden Ihrer Familie erkauft ..."

„Von den Corsinari?"

„Allerdings ... habe dieses Kind geraubt, damit Ihr Name erlösche."

„Ganz richtig, da es der einzige Sohn ist ..."

„Nun, da Alles festgestellt ist, da Ihre Erinnerungen, wieder aufgefrischt, Sie nicht verrathen werden, müssen Sie wohl geahnet haben, daß Ihnen eine Ueberraschung bevorsteht."

„Eine angenehme?" fragte der Luckeser.

„Ah! ich sehe wohl, daß man ebenso wenig das Auge, als das Herz eines Vaters täuscht."

„Hm!" machte der Major.

„Es ist Ihnen irgend eine indiscrete Enthüllung zu Theil geworden, oder Sie haben vielmehr errathen, er wäre da."

„Wer?"

„Ihr Kind, Ihr Sohn, Ihr Andrea?"

„Ich habe es errathen," erwiederte der Luckeser mit dem größten Phlegma der Welt; „er ist also hier?"

„Er ist hier," sprach Monte Christo, „mein Kammerdiener hat mich, als er so eben eintrat, von seiner Ankunft benachrichtigt."

„Ah! sehr gut! ah! sehr gut," sprach der Major, bei jeder von diesen Ausrufungen die Schnüre seiner Polonaise zusammenziehend.

„Mein Herr, ich begreife Ihre Erschütterung, man muß Ihnen Zeit lassen, sich zu erholen; auch will ich den jungen Menschen auf die so sehr ersehnte Zusammenkunft vorbereiten, denn ich setze voraus, er ist nicht minder ungeduldig, als Sie."

„Ich glaube es," sprach Cavalcanti.

„Wohl! in einer kleinen Viertelstunde gehören wir Ihnen."

„Sie bringen mir ihn? Sie treiben also Ihre Güte so weit, daß Sie mir meinen Jungen selbst vorstellen?"

„Nein, ich will mich keines Weges zwischen einen Vater und seinen Sohn stellen; Sie werden allein sein, Herr Major; doch seien Sie unbesorgt, selbst falls die Stimme des Blutes stumm bliebe, könnten Sie sich nicht täuschen, er wird durch diese Thüre eintreten. Es ist ein hübscher, blonder junger Mann, vielleicht etwas zu blond, und von äußerst einnehmenden Manieren, wie Sie sehen werden."

„Doch Sie wissen," sagte der Major, „ich nahm nur die zweitausend Franken mit, die mir der Abbé Busoni zu geben die Güte hatte. Damit machte ich die Reise, und . . . ."

„Und Sie brauchen Geld, das ist nur zu billig,

mein lieber Herr Cavalcanti. Hier sind auf Abschlag acht Billets von tausend Franken."

Die Augen des Majors glänzten wie Karfunkel.

„Somit bin ich Ihnen noch vierzigtausend Franken schuldig," sprach Monte Christo.

„Will Euere Excellenz einen Empfangschein?" fragte der Major, die Billets in die innere Tasche seiner Polonaise steckend.

„Wozu?"

„Als Belege dem Abbé Busoni gegenüber."

„Sie geben mir einen allgemeinen Schein, wenn Sie die letzten vierzigtausend Franken in Empfang genommen haben. Unter ehrlichen Leuten sind solche Vorsichtsmaßregeln unnöthig."

„Ah! ja, das ist wahr," sagte der Major, „unter ehrlichen Leuten."

„Nun noch ein letztes Wort, Marquis."

„Sprechen Sie."

„Sie erlauben mir eine kleine unmaßgebliche Bemerkung, nicht wahr?"

„Ich bitte darum."

„Es wäre nicht übel, wenn Sie diese Polonaise ablegen würden."

„Wirklich?" sagte der Major, sein Kleid mit einem gewissen Wohlgefallen anschauend.

„Ja, das trägt man noch in Via Reggio, aber in Paris ist dieses Costume, so elegant es auch sein mag, längst aus der Mode."

„Das ist ärgerlich."

„Oh! wenn Sie viel darauf halten, so ziehen Sie es bei Ihrer Abreise wieder an."

„Aber was soll ich dafür nehmen?"

„Was Sie in Ihren Koffern finden."

„Wie, in meinen Koffern? Ich habe nur einen Mantelsack."

„Bei sich, allerdings. Wozu sich beschweren? Ue-

„Nun? . . .“

„Der junge Mensch ist da,“ antwortete der Kammerdiener in demselben Tone.

„Gut; wohin haben Sie ihn geführt?“

„In den blauen Salon, wie es Seine Excellenz befohlen.“

„Vortrefflich. Bringen Sie Alicante=Wein und Zwiebacke.“

Baptistin ging ab.

„In der That,“ sprach der Luckeser, „ich mache Ihnen so viel Mühe, daß ich dadurch ganz in Verlegenheit gerathe.“

„Gehen Sie doch!“ rief Monte Christo.

Baptistin kehrte mit den Gläsern, dem Weine und den Zwiebacken zurück.

Der Graf füllte ein Glas und goß in das zweite nur ein paar Tropfen von dem flüssigen Rubin, den die Flasche enthielt, welche ganz mit Spinnengeweben und anderen Zeichen bedeckt war, die das Alter des Weines sicherer angeben, als dies die Falten beim Menschen thun.

Der Major irrte sich nicht bei der Theilung, er nahm das volle Glas und einen Zwieback.

Der Graf befahl Baptistin, die Platte in das Bereich der Hand seines Gastes zu stellen, der zuerst den Alicante mit dem Rande seiner Lippe kostete, sodann eine Grimasse der Zufriedenheit machte, und endlich den Zwieback zart in das Glas tauchte.

„Sie wohnten also in Lucca?“ sagte Monte Christo, „Sie waren reich, Sie waren edel, Sie genoßen die allgemeine Achtung, Sie hatten Alles, was einen Menschen glücklich machen kann?“

„Alles, Excellenz,“ erwiederte der Major, seinen Zwieback verschlingend, „durchaus Alles.“

„Und es fehlte nur Eines zu Ihrem Glück.“

„Nur Eines.“

„Ihr Kind wiederzufinden?“

„Ah!“ rief der Major, einen zweiten Zwieback ergreifend, doch dies fehlte mir auch sehr.“

Der würdige Luckeser schlug die Augen zum Himmel auf und suchte zu seufzen.

„Nun sprechen Sie, mein lieber Herr Cavalcanti, wie verhielt es sich mit diesem so sehr beklagten Sohne? denn man sagte mir, Sie wären Junggeselle geblieben.“

„Man glaubte es, mein Herr,“ erwiederte der Major, „und ich selbst . . .“

„Ja,“ versetzte Monte Christo, „und Sie selbst suchten diesem Gerüchte Glauben zu verschaffen. Eine Jugendsünde, die Sie vor Aller Augen verbergen wollten.“

Der Luckeser richtete sich auf, nahm seine ruhigste und würdigste Haltung an, schlug aber zugleich bescheiden die Augen nieder, sei es um seine Haltung zu sichern, sei es um seine Einbildungskraft zu unterstützen, während er von unten herauf den Grafen anschaute, dessen auf seine Lippen stereotypirtes Lächeln stets dieselbe wohlwollende Neugierde andeutete.

„Ja, mein Herr,“ sagte er, „ich wollte diesen Fehler vor der ganzen Welt verbergen.“

„Nicht Ihretwegen,“ versetzte Monte Christo, „denn ein Mann steht über dergleichen Dingen?“

„Oh! nein, gewiß nicht meinetwegen,“ erwiederte der Major lächelnd und die Achseln zuckend.

„Sondern seiner Mutter wegen.

„Seiner Mutter wegen,“ rief der Luckeser, einen dritten Zwieback nehmend; „seiner armen Mutter wegen!“

„Trinken Sie doch, lieber Herr Cavalcanti,“ sagte Monte Christo, dem Luckeser ein zweites Glas Alicante einschenkend; „die Erschütterung erstickt Sie.“

„Seiner armen Mutter wegen,“ murmelte der Luckeser, indem er einen Versuch machte, ob nicht die Kraft des Willens, auf die Thränendrüse wirkend, den Winkel seines Auges mit einer falschen Zähre zu befeuchten vermöchte.

„Welche, glaube ich, einer der ersten Familien Italiens angehörte?“

„Eine Patricierin von Fiesole.“

„Namens?“

„Sie wünschen ihren Namen zu wissen?

„Oh! mein Gott! es ist nicht nöthig, daß Sie mir ihn sagen: ich kenne ihn.“

„Der Herr Graf weiß Alles,“ sprach der Luckeser, sich verbeugend.

„Nicht wahr, Oliva Corsinari?“

„Oliva Corsinari!“

„Marchesa?“

„Marchesa.“

„Und Sie heiratheten dieselbe am Ende, trotz des Widerstrebens der Familie.“

„Mein Gott! ja, das that ich am Ende.

„Und Sie bringen Ihre Papiere ganz in Ordnung mit.“

„Was für Papiere?“ fragte der Luckeser.

„Nun, Ihren Trauschein mit Oliva Corsinari, und den Taufschein des Kindes?“

„Den Taufschein des Kindes?“

„Den Taufschein von Andrea Cavalcanti, Ihrem Sohne; heißt er nicht Andrea?“

„Ich glaube, ja.“

„Wie! Sie glauben?“

„Bei Gott! ich kann es nicht genau angeben, er ist schon lange verloren gegangen.“

„Ganz richtig: doch Sie haben alle Ihre Papiere?“

„Mein Herr Graf, mit Bedauern muß ich Ihnen bemerken: nicht darauf aufmerksam gemacht, daß ich mich mit diesen Papieren versehen sollte, versäumte ich es, dieselben mitzunehmen.

„Ah! Teufel!“ rief Monte Christo.

„Sind sie denn durchaus nöthig?“

„Unerläßlich.“

Der Luckeser kratzte sich an der Stirne und rief:

„Ah! per Bacco, unerläßlich!"

„Allerdings; wenn man hier irgend einen Zweifel über die Gültigkeit Ihrer Ehe und die Rechtmäßigkeit Ihres Kindes erheben würde!"

„Es ist richtig, man könnte Zweifel erheben."

„Das wäre ärgerlich für den jungen Mann."

„Das wäre sehr unangenehm."

„Es könnte ihm dadurch eine glänzende Heirath entgehen."

„O peccato!"

„Sie begreifen, in Frankreich ist man streng. Es genügt nicht, wie in Italien, einen Priester aufzusuchen und ihm zu sagen: „„Wir lieben einander, verbinden Sie uns."" In Frankreich gibt es eine bürgerliche Ehe, und um sich bürgerlich zu verheirathen, braucht man Papiere, durch welche die Identität nachgewiesen wird."

„Das ist ein Unglück, ich habe diese Papiere nicht."

„Zum Glücke habe ich sie."

„Sie?"

„Ja."

„Sie haben die Documente?"

„Ich habe sie."

„Ah! mein Herr," rief der Luckeser, der als er das Ziel seiner Reise durch den Mangel seiner Papiere verfehlt sah, befürchtete, dieses Vergessen könnte einige Schwierigkeiten in Beziehung auf die acht und vierzig tausend Franken zur Folge haben, „ah! mein Herr, das ist ein Glück. Ja," wiederholte er, „das ist ein Glück, denn ich hätte nicht daran gedacht."

„Bei Gott, ich glaube wohl, man denkt nicht an Alles. Glücklicher Weise dachte der Abbé Busoni für Sie daran."

„Sehen Sie, der liebe Abbé!"

„Er ist ein Mann der Vorsicht."

„Ein bewunderungswürdiger Mann; und er schickte Ihnen die Papiere?

„Hier sind sie."

Der Luckeser legte die Hände als Zeichen der Bewunderung zusammen.

„Sie heiratheten Oliva Corsinari in der St. Paulskirche in Monte Cattini, hier ist der Trauschein des Priesters.“

„Ja, meiner Treue, hier ist er,“ sagte der Major, denselben mit Erstaunen anschauend.

„Und hier der Taufschein von Andrea Cavalcanti, ausgefertigt von dem Pfarrer von Saravezza.“

„Alles ist in Ordnung,“ sprach der Major.

So nehmen Sie diese Papiere, mit denen ich nichts zu thun habe, geben Sie dieselben Ihrem Sohne der sie sorgfältig aufbewahren wird!“

„Ich glaube wohl! .. Wenn er sie verlieren würde! ..“

„Nun! wenn er sie verlieren würde?“ fragte Monte Christo.

„Man wäre genöthigt, dorthin zu schreiben,“ erwiederte der Luckeser, „und es würde lange dauern, bis man sich andere verschafft hätte.“

„In der That, es wäre schwierig,“ sagte Monte Christo.

„Beinahe unmöglich,“ erwiederte der Luckeser.

„Ich bin sehr froh, daß Sie den Werth dieser Papiere begreifen.“

„Das heißt, ich halte sie für unbezahlbar.“

„Was nun die Mutter des jungen Mannes betrifft . . .“

„Was die Mutter des jungen Mannes betrifft . . .“ wiederholte der Major sehr unruhig.

„Was die Marchesa Corsinari betrifft . . .“

„Mein Gott!“ sprach der Luckeser, unter dessen Füßen die Schwierigkeiten geboren zu werden schienen, „sollte man ihrer bedürfen?“

„Nein, mein Herr,“ versetzte Monte Christo, „hat sie übrigens nicht? . . .“

„Doch, doch!“ rief der Major, sie hat . . .“

„Der Natur ihren Tribut bezahlt . . .“

„Ach, ja!“ sprach rasch der Luckeser.

„Ich habe das erfahren,“ sagte Monte Christo, „sie ist vor zehn Jahren gestorben.“

„Und ich beweine noch ihren Tod, mein Herr,“ versetzte der Major, ein Sacktuch mit Vierecken aus seiner Tasche ziehend und abwechselnd zuerst das linke, dann das rechte Auge trocknend.

„Was wollen Sie,“ sprach Monte Christo, „wir sind Alle sterblich. Sie begreifen, lieber Herr Cavalcanti, man braucht in Frankreich nicht zu wissen, daß Sie seit fünfzehn Jahren von Ihrem Sohne getrennt sind. Alle diese Geschichten von Kinder stehlenden Zigeunern finden bei uns keinen Anklang mehr. Sie haben ihn zum Erziehen in ein Provinzcolleg geschickt, und er soll nun nach Ihrem Willen diese Erziehung in der Pariser Welt vollenden. Deßhalb verließen Sie Via Reggio, wo Sie seit dem Tode Ihrer Frau wohnen. Das wird genügen.“

„Sie glauben?“

„Gewiß.“

„Gut also.“

„Wenn man etwas von dieser Trennung erführe...“

„Ah! ja. Was würde ich sagen?“

„Ein ungetreuer Lehrer habe, von den Feinden Ihrer Familie erkauft . . .“

„Von den Corsinari?“

„Allerdings . . . habe dieses Kind geraubt, damit Ihr Name erlösche.“

„Ganz richtig, da es der einzige Sohn ist . . .“

„Nun, da Alles festgestellt ist, da Ihre Erinnerungen, wieder aufgefrischt, Sie nicht verrathen werden, müssen Sie wohl geahnet haben, daß Ihnen eine Ueberraschung bevorsteht.“

„Eine angenehme?“ fragte der Luckeser.

„Ah! ich sehe wohl, daß man ebenso wenig das Auge, als das Herz eines Vaters täuscht.“

„Hm!“ machte der Major.

„Es ist Ihnen irgend eine indiscrete Enthüllung zu Theil geworden, oder Sie haben vielmehr errathen, er wäre da."

„Wer?"

„Ihr Kind, Ihr Sohn, Ihr Andrea?"

„Ich habe es errathen," erwiederte der Luckeser mit dem größten Phlegma der Welt; „er ist also hier?"

„Er ist hier," sprach Monte Christo, „mein Kammerdiener hat mich, als er so eben eintrat, von seiner Ankunft benachrichtigt."

„Ah! sehr gut! ah! sehr gut," sprach der Major, bei jeder von diesen Ausrufungen die Schnüre seiner Polonaise zusammenziehend.

„Mein Herr, ich begreife Ihre Erschütterung, man muß Ihnen Zeit lassen, sich zu erholen; auch will ich den jungen Menschen auf die so sehr ersehnte Zusammenkunft vorbereiten, denn ich setze voraus, er ist nicht minder ungeduldig, als Sie."

„Ich glaube es," sprach Cavalcanti.

„Wohl! in einer kleinen Viertelstunde gehören wir Ihnen."

„Sie bringen mir ihn? Sie treiben also Ihre Güte so weit, daß Sie mir meinen Jungen selbst vorstellen?"

„Nein, ich will mich keines Weges zwischen einen Vater und seinen Sohn stellen; Sie werden allein sein, Herr Major; doch seien Sie unbesorgt, selbst falls die Stimme des Blutes stumm bliebe, könnten Sie sich nicht täuschen, er wird durch diese Thüre eintreten. Es ist ein hübscher, blonder junger Mann, vielleicht etwas zu blond, und von äußerst einnehmenden Manieren, wie Sie sehen werden."

„Doch Sie wissen," sagte der Major, „ich nahm nur die zweitausend Franken mit, die mir der Abbé Busoni zu geben die Güte hatte. Damit machte ich die Reise, und . . . ."

„Und Sie brauchen Geld, das ist nur zu billig,

mein lieber Herr Cavalcanti. Hier sind auf Abschlag acht Billets von tausend Franken."

Die Augen des Majors glänzten wie Karfunkel.

„Somit bin ich Ihnen noch vierzigtausend Franken schuldig," sprach Monte Christo.

„Will Euere Excellenz einen Empfangschein?" fragte der Major, die Billets in die innere Tasche seiner Polonaise steckend.

„Wozu?"

„Als Belege dem Abbé Busoni gegenüber."

„Sie geben mir einen allgemeinen Schein, wenn Sie die letzten vierzigtausend Franken in Empfang genommen haben. Unter ehrlichen Leuten sind solche Vorsichtsmaßregeln unnöthig."

„Ah! ja, das ist wahr," sagte der Major, „unter ehrlichen Leuten."

„Nun noch ein letztes Wort, Marquis."

„Sprechen Sie."

„Sie erlauben mir eine kleine unmaßgebliche Bemerkung, nicht wahr?"

„Ich bitte darum."

„Es wäre nicht übel, wenn Sie diese Polonaise ablegen würden."

„Wirklich?" sagte der Major, sein Kleid mit einem gewissen Wohlgefallen anschauend.

„Ja, das trägt man noch in Via Reggio, aber in Paris ist dieses Costume, so elegant es auch sein mag, längst aus der Mode."

„Das ist ärgerlich."

„Oh! wenn Sie viel darauf halten, so ziehen Sie es bei Ihrer Abreise wieder an."

„Aber was soll ich dafür nehmen?"

„Was Sie in Ihren Koffern finden."

„Wie, in meinen Koffern? Ich habe nur einen Mantelsack."

„Bei sich, allerdings. Wozu sich beschweren? Ue-

herdies liebt es ein alter Soldat, mit leichter Equipage zu marschiren."

„Gerade deshalb . . ."

„Sie sind ein vorsichtiger Mann und haben Ihre Koffer vorausgeschickt. Dieselben sind gestern im Hotel des Princes, Rue de Richelieu, angelangt. Dort ist Ihre Wohnung bestellt."

„In diesen Koffern also? . . ."

„Ich setze voraus, Sie sind so vorsichtig gewesen, durch Ihren Kammerdiener Alles, was Sie brauchen, einpacken zu lassen: Röcke zu gewöhnlichen Ausgängen, Uniformen. Bei großen Veranlassungen ziehen Sie Ihre Uniform an, das thut gut. Vergessen Sie Ihre Kreuze nicht. Man spottet darüber in Frankreich, trägt sie aber dennoch immer."

„Sehr gut! sehr gut! sehr gut!" sprach der Major, von einem Blendwerk zum anderen übergehend.

„Und nun, da Ihr Herz gegen zu lebhafte Empfindungen befestigt ist, bereiten Sie sich vor, lieber Cavalcanti, Ihren Sohn Andrea wiederzusehen."

Und sich freundlich vor dem entzückten Luckeser verbeugend, verschwand Monte Christo hinter dem Thürvorhange.

Sechzehntes Kapitel.

Andrea Cavalcanti.

Monte Christo trat in den anstoßenden Salon, den Baptistin unter dem Namen der blaue Salon bezeichnet hatte; vor ihm war hier ein ziemlich elegant gekleideter

junger Mann von ungezwungenen Manieren eingetreten, den eine halbe Stunde vorher ein Miethcabriolet vor der Thüre des Hotel abgesetzt hatte.

Es war Baptistin nicht schwer geworden, ihn zu erkennen; er erblickte in ihm wirklich den großen jungen Mann mit kurzen, blonden Haaren, rothem Barte, schwarzen Augen, dessen frischrothe Gesichtsfarbe und blendend weiße Haut ihm sein Herr bezeichnet hatte.

Als der Graf in den Salon trat, lag der junge Mann, in der Zerstreuung seinen Stiefel mit einem Röhrchen mit goldenem Knopfe peitschend, auf dem Sopha ausgestreckt.

Sobald er Monte Christo wahrnahm, stand er rasch auf.

„Der Herr Graf von Monte Christo?" fragte er.

„Ja, mein Herr," antwortete dieser, „und ich habe wohl die Ehre, mit dem Herrn Grafen Andrea Cavalcanti zu sprechen?"

„Der Graf Andrea Cavalcanti," wiederholte der junge Mann, diese Worte mit einer äußerst freien Verbeugung begleitend.

„Sie müssen ein Beglaubigungsschreiben für mich haben?" sagte Monte Christo.

„Ich sprach nicht davon wegen der Unterschrift, welche mir seltsam vorgekommen ist."

„Nicht wahr, Simbad der Seefahrer?"

„Ganz richtig. Da ich aber nie einen anderen Simbad den Seefahrer kannte, als den aus Tausend und eine Nacht . . ."

„Wohl, es ist einer von seinen Abkömmlingen, ein sehr reicher Freund von mir, ein mehr als origineller, beinahe närrischer Engländer, der mit seinem wahren Namen Lord Wilmore heißt."

„Ah! das erklärt mir die Sache," versetzte Andrea. „Dann geht es vortrefflich. Es ist derselbe Engländer, den ich kennen gelernt habe . . . in . . . ja, sehr gut! . . . Mein Herr Graf, ich bin Ihr Diener."

„Wenn das, was Sie mir zu sagen die Güte haben, wahr ist," sprach lächelnd der Graf, „so hoffe ich, daß Sie so gefällig sein werden, mir etwas Näheres über Sie und Ihre Familie mitzutheilen."

„Sehr gern, mein Herr Graf," antwortete der junge Mann mit einer Zungenfertigkeit, welche zum Beweise diente, daß er ein festes Gedächtniß besaß. „Ich bin, wie Sie sagten, der Graf Andrea Cavalcanti, Sohn des Major Bartolomeo Cavalcanti, Abkömmling der in das goldene Buch von Florenz eingetragenen Cavalcanti. Obgleich noch sehr reich, denn mein Vater besitzt eine Rente von einer halben Million, hat unsere Familie doch viel Unglück erfahren, und ich selbst, mein Herr, bin in einem Alter von fünf bis sechs Jahren durch einen ungetreuen Hofmeister geraubt worden und habe deßhalb seit fünfzehn Jahren den Urheber meiner Tage nicht gesehen. Seitdem ich das Alter der Vernunft erreicht, seitdem ich frei und Herr meiner selbst bin, suche ich ihn, doch vergebens. Endlich meldet mir dieser Brief Ihres Freundes Simbad, daß er sich in Paris befindet, und ertheilt mir Vollmacht, mich an Sie zu wenden, um weitere Auskunft zu erhalten."

„In der That, mein Herr, Alles, was Sie mir da erzählen, ist sehr interessant," sprach der Graf, der mit einer düsteren Zufriedenheit diese dreiste Miene betrachtete, welcher das Gepräge einer Schönheit, der des bösen Engels ähnlich, aufgedrückt war, „und Sie werden wohl daran thun, wenn Sie in allen Stücken der Aufforderung meines Freundes Simbad entsprechen, denn Ihr Vater ist in der That hier und sucht Sie."

Der Graf hatte seit seinem Eintritt in den Salon den jungen Mann nicht aus dem Gesichte verloren; er bewunderte die Festigkeit seines Blickes und die Sicherheit seiner Stimme; doch bei den so natürlichen Worten:

„Ihr Vater ist in der That hier und sucht Sie," machte der junge Andrea einen Sprung und rief:

„Mein Vater! mein Vater hier!"

„Allerdings, erwiederte Monte Christo, „Ihr Vater, der Major Bartolomeo Cavalcanti."

Der Ausdruck des Schreckens, welcher sich über die Züge des jungen Mannes verbreitet hatte, verschwand beinahe in demselben Augenblicke wieder.

„Ah! ja, es ist wahr," rief er, „der Major Bartolomeo Cavalcanti. Und Sie sagen, mein Herr Graf, dieser liebe Vater sei hier?"

„Ja, mein Herr. Ich sage noch mehr: so eben habe ich ihn verlassen; die Geschichte, die er mir von diesem geliebten, nicht verlorenen Sohn erzählte, ergriff mich ungemein; seine Schmerzen, seine Befürchtungen, seine Hoffnungen in dieser Hinsicht würden ein rührendes Gedicht bilden. Endlich eines Tags benachrichtigte man ihn, die Räuber seines Sohnes böten sich an, ihm denselben gegen eine sehr bedeutende Summe zurückzugeben oder ihm mitzutheilen, wo er wäre. Nichts hielt den guten Vater zurück. Die Summe wurde an die Gränze von Piemont mit einem für Italien visirten Passe abgeschickt . . . Sie befanden sich, glaube ich, im Süden von Frankreich?"

„Ja, mein Herr," antwortete Andrea mit einer ziemlich verlegenen Miene; „ja, ich befand mich im Süden von Frankreich."

„Ein Wagen sollte Sie in Nizza erwarten?"

So ist es, mein Herr; er führte mich von Nizza nach Genua, von Genua nach Turin, von Turin nach Chambéry, von Chambéry nach Pont-de-Beauvoisin, und von Pont-de-Beauvoisin nach Paris."

„Vortrefflich; er hoffte immer, Ihnen unter Weges zu begegnen, denn dies war die Straße, die er selbst verfolgte, und deshalb hatte man Ihren Reiseplan so entworfen."

„Aber wenn er mir begegnet wäre, dieser liebe Vater," sprach Andrea, „ich zweifle ob er mich erkannt haben würde; es ist einigermaßen eine Veränderung

mit mir vorgegangen, seitdem er mich aus dem Gesichte verloren."

„Ah! die Stimme des Blutes," sagte Monte Christo.

„Ah! ja, das ist wahr," erwiederte der junge Mann, „ich dachte nicht an die Stimme des Blutes."

„Nun beunruhigt nur Eines den Marquis Cavalcanti," versetzte Monte Christo, „was Sie gethan haben, während Sie von ihm entfernt waren; auf welche Weise Sie von Ihren Verfolgern behandelt worden sind; ob man die Ihrer Geburt schuldige Rücksicht für Sie gehabt hat; ob endlich von dem moralischen Leiden, dem Sie ausgesetzt waren, einem Leiden, hundertmal schlimmer, als das körperliche, nicht eine Schwäche der Fähigkeiten, mit denen Sie die Natur so reich begabte, zurückgeblieben ist, und ob Sie selbst den Ihnen gebührenden Rang wieder aufzunehmen und würdig behaupten zu können glauben."

„Mein Herr," stammelte der junge Mann betäubt, „ich hoffe, es wird kein falscher Bericht . . ."

„Ich, was mich betrifft, habe zum ersten Mal meinen Freund Wilmore, den Philanthropen, von Ihnen sprechen hören. Ich wußte, daß er Sie in irgend einer unangenehmen Lage gefunden hatte, machte aber keine Frage hierüber an ihn, denn ich bin nicht neugierig. Ihr Unglück interessirte ihn, folglich waren Sie interessant. Er sagte mir, er wolle Ihnen in der Welt die Stellung zurückgeben, welche Sie verloren, er suche Ihren Vater, und würde ihn wohl finden; er hat ihn gesucht, und hat ihn gefunden, wie es scheint, insofern er da ist. Gestern benachrichtigte er mich von Ihrer Ankunft und gab mir einige andere Unterweisungen in Beziehung auf Ihr Vermögen, sonst aber nichts. Ich weiß, daß mein Freund Wilmore ein Original ist, da er aber, zugleich ein sicherer Mann und reich wie eine Goldmine, sich alle diese Originalitäten erlauben kann, ohne daß sie ihn zu Grunde richten, so versprach ich

ihm, seine Unterweisungen zu befolgen. Lassen Sie sich nun durch meine Frage nicht verletzen; insofern ich veranlaßt sein werde, Sie ein wenig zu patronisiren, wünschte ich zu wissen, ob das Unglück, das Ihnen wiederfahren ist, ein von Ihrem Willen völlig unabhängiges Unglück, das in keiner Hinsicht der Achtung Eintrag thut, welche ich für Sie hege, Sie nicht ein wenig der Welt entfremdet hat, in der Sie durch Ihr Vermögen und durch Ihren Namen eine so schöne Rolle zu spielen berufen sind."

„Mein Herr," antwortete der junge Mann, der seine Haltung wieder gewann, während der Graf so sprach, „beruhigen Sie sich über diesen Punkt: die Räuber, welche mich von meinem Vater entfernten und ohne Zweifel, wie Sie es später gethan, mich an ihn zu verkaufen beabsichtigten, berechneten, daß man mir, um einen guten Nutzen aus mir zu ziehen, meinen ganzen persönlichen Werth lassen und denselben sogar, wenn es möglich wäre, vermehren müßte; ich erhielt daher eine ziemlich gute Erziehung und wurde von den Kinderdieben ungefähr so behandelt, wie einst in Kleinasien die Sklaven, aus denen ihre Herren Grammatiker, Mediciner und Philosophen machten, um sie theurer auf dem Markte von Rom zu verkaufen."

Monte Christo lächelte zufrieden: er hatte, wie es scheint, nicht so viel von Andrea Cavalcanti gehofft.

„Wenn sich übrigens," versetzte der junge Mann, „wenn sich übrigens bei mir ein Mangel an Erziehung, oder vielmehr an Weltgewohnheit zeigte, so hätte man wohl, wie ich voraussetzen darf, die Nachsicht, dies zu entschuldigen, in Betracht der Unglücksfälle, welche meine Gebart begleiteten und meine Jugend verfolgten."

„Nun! Sie werden daraus machen, was Sie wollen, Graf," sprach mit nachläßigem Tone Monte Christo; „denn Sie sind der Herr, und das geht Sie an; doch auf mein Wort, ich werde im Gegentheil nicht eine Sylbe von allen diesen Abenteuern sprechen. Ihre

Geschichte ist ein Roman, und die Welt, wenn sie auch die zwischen zwei Decken von gelbem Papier gepreßten Romane leidenschaftlich liebt, mißtraut auf eine seltsame Weise denjenigen, welche sie in lebendiges Velin gebunden sieht, und wären sie auch vergoldet, wie sie dies sein können. Das ist die Schwierigkeit, die ich Ihnen zu bezeichnen mir erlaube, mein Herr Graf; kaum haben Sie irgend Jemand Ihre rührende Geschichte erzählt, so wird sie völlig entstellt in der Welt umherlaufen. Sie werden nicht mehr ein wiedergefundenes Kind, sondern ein Findelkind sein. Sie werden genöthigt sein, die Stellung eines Antony einzunehmen und die Zeit der Antony ist ein wenig vorüber. Vielleicht wird Ihnen der Erfolg zu Theil, daß Sie Neugierde erregen, doch nicht Jedermann liebt es, der Mittelpunkt von Beobachtungen und die Zielscheibe von Commentaren zu sein. Das dürfte Sie vielleicht etwas ermüden."

„Ich glaube, Sie haben Recht, mein Herr Graf," sprach der junge Mann unter dem unbeugsamen Blicke von Monte Christo unwillkührlich erbleichend; „es ist dies eine große Unannehmlichkeit."

„Oh! Sie müssen sich die Sache nicht übertrieben denken," entgegnete Monte Christo; „denn um einen Fehler zu vermeiden, würde man in eine Thorheit verfallen. Nein, es ist nur ein einfacher Plan des Benehmens festzustellen, und von einem gescheiten Manne wie Sie sind, läßt sich dieser Plan um so mehr annehmen, als er mit Ihren Interessen im Einklang steht: Sie müssen durch Zeugnisse und ehrenwerthe Freundschaften Alles bekämpfen, was Ihre Vergangenheit Dunkles haben dürfte."

Andrea verlor sichtbar seine Haltung.

„Gern würde ich mich Ihnen als verantwortlich, als Bürge anbieten," sprach Monte Christo; „doch es ist bei mir eine moralische Gewohnheit, stets an meinen besten Freunden zu zweifeln, und ein Bedürfniß, danach

zu trachten, daß auch die andern zweifeln; auch würde ich hier eine Rolle spielen, welche außer meinem Fache läge, wie die Schauspieler sagen, und ich liefe Gefahr, mich auspfeifen zu lassen!"

„Mein Herr Graf," versetzte Andrea mit kaltem Tone, „ich denke jedoch, in Rücksicht auf Lord Wilmore, der mich Ihnen empfohlen hat . . ."

„Ja, gewiß; doch Lord Wilmore verhehlte mir nicht, mein lieber Herr Andrea, daß Sie eine etwas stürmische Jugend hatten. Oh!" sprach der Graf, als er die Bewegung sah, welche Andrea machte, „ich verlange keine Beichte von Ihnen; überdies hat man, damit Sie Niemand bedürften, den Herrn Marquis Cavalcanti, Ihren Vater, von Lucca kommen lassen. Sie werden sehen, er ist ein wenig steif, ein wenig geschraubt; doch das ist eine Uniformsfrage, und wenn man erfährt, daß er seit seinem achtzehnten Jahre in österreichischen Diensten steht, ist Alles entschuldigt. Wir sind in der Regel nicht sehr anspruchsvoll in Beziehung auf die Oesterreicher. Kurz, ich versichere Sie, es ist ein völlig hinreichender Vater."

„Ah! Sie beruhigen mich, mein Herr, ich verließ ihn vor so langer Zeit, daß ich keine Erinnerung mehr von ihm habe. Mein Vater ist also wirklich reich, mein Herr?"

„Und dann wissen Sie, ein großes Vermögen läßt über viele Dinge hinweggehen."

„Millionär . . . fünfmalhundert tausend Franken Rente? Ich werde mich also in einer angenehmen Lage befinden?" fragte ängstlich der junge Mann.

„In einer äußerst angenehmen, mein lieber Herr; er gibt Ihnen fünfzigtausend Franken jährlich, so lange Sie in Paris bleiben."

„Dann werde ich immer hier bleiben."

„Ei! wer kann für die Umstände bürgen? Der Mensch denkt, Gott lenkt."

Andrea stieß einen Seufzer aus und erwiederte:

„Aber so lange ich in Paris bleibe und kein Umstand mich zwingt, wegzugehen, ist mir das Geld, von dem Sie so eben sprachen, zugesichert."

„Oh, sicherlich."

„Durch meinen Vater?" fragte Andrea mit einer gewissen Unruhe.

„Ja, aber garantirt durch Lord Wilmore, der Ihnen auf die Bitte Ihres Vaters einen Credit von fünftausend Franken monatlich bei Herrn Danglars, einem der sichersten Banquiers von Paris, eröffnet hat."

„Und mein Vater gedenkt lange in Paris zu bleiben?" fragte Andrea mit derselben Unruhe.

„Nur einige Tage," antwortete Monte Christo. „Sein Dienst erlaubt ihm nicht länger als zwei bis drei Wochen abwesend zu sein."

„Oh der liebe Vater!" rief Andrea, sichtbar entzückt über diese schnelle Abreise.

„Auch will ich," versetzte Monte Christo, der sich stellte, als täuschte er sich in dem Ausdrucke dieser Worte, „auch will ich die Stunde Ihrer Wiedervereinigung nicht einen Augenblick mehr verzögern. Sind Sie vorbereitet, den würdigen Herrn Cavalcanti zu umarmen?"

„Sie zweifeln hoffentlich nicht daran?"

„Nun, so treten Sie in diesen Salon, mein junger Freund, und Sie werden Ihren Vater finden, der Sie erwartet."

Andrea machte eine tiefe Verbeugung vor dem Grafen und trat in den Salon.

Der Graf folgte ihm mit den Augen und drückte, sobald er ihn verschwinden sah, an einer Feder, welche mit einem Gemälde in Verbindung stand, das, sich aus dem Rahmen schiebend, durch einen geschickt angebrachten Zwischenraum, den Blick in den Salon dringen ließ.

Andrea machte die Thüre hinter sich zu und näherte sich dem Major, welcher sich erhob, sobald er das Geräusch seiner Tritte hörte.

„Ah! mein Herr und lieber Vater," sagte Andrea

mit lauter Stimme und so, daß es der Graf durch die geschlossene Thüre hörte, „sind Sie es wirklich?“

„Guten Tag, mein lieber Sohn,“ sprach der Major mit ernstem Tone.

„Nach so vieljähriger Trennung,“ fuhr Andrea nach der Thüre schielend fort, welch ein Glück, uns wiederzusehen!“

„In der That, die Trennung hat lange gedauert.“

„Umarmen wir uns nicht, mein Herr?“ fragte Andrea.

„Wie Sie wollen, mein Sohn,“ sprach der Major.

Und diese zwei Menschen umarmten sich, wie man sich in der Komödie umarmt, das heißt, sie streckten sich den Kopf über die Schulter.

„So sind wir also wiedervereinigt?“ sagte Andrea.

„Wir sind wiedervereinigt,“ wiederholte der Major.

„Um uns nie mehr zu trennen?“

„In der That; ich glaube, mein lieber Sohn, Sie betrachten Frankreich nunmehr als ein zweites Vaterland?“

„Ich wäre allerdings in Verzweiflung, wenn ich Paris verlassen müßte.“

„Und ich vermöchte, wie Sie begreifen, nicht außerhalb Lucca zu leben. Ich werde also sobald als möglich nach Italien zurückkehren.“

„Doch ehe Sie abreisen, mein geliebter Vater, stellen Sie mir ohne Zweifel die Papiere zu, mit deren Hülfe ich leicht das Blut von dem ich abstamme, nachzuweisen im Stande sein werde.“

„Allerdings, denn ich komme ausdrücklich deßhalb und habe zu viel Mühe gehabt, Sie zu treffen, um Ihnen dieselben zustellen zu können, als daß wir noch einmal mit dem Suchen anfangen sollten; das würde die zweite Hälfte meines Lebens wegnehmen.“

„Und diese Papiere?“

„Hier sind sie.“

Andrea griff gierig nach dem Trauscheine seines

Vaters, nach seinem eigenen Taufscheine, und durchlief nachdem er das Ganze mit einer für einen guten Sohn natürlichen Heftigkeit geöffnet hatte, die zwei Papiere mit einer Hast und einer Gewandtheit, welche zugleich das geübteste Auge und das lebhafteste Interesse bezeichneten.

Als er damit zu Ende war, erglänzte ein unbeschreiblicher Ausdruck von Freude auf seiner Stirne und er sprach, den Major mit einem seltsamen Lächeln anschauend, in vortrefflichem Toscanisch:

„Ah! es gibt also keine Galeeren in Italien?"

Der Major warf sich zurück und rief:

„Und warum dies?"

„Daß man ungestraft solche Documente fabricirt? Für die Hälfte von diesem, mein vielgeliebter Vater, würde man Sie in Frankreich auf fünf Jahre die Luft von Toulon einathmen lassen."

„Wie beliebt?" sagte der Luckeser, der eine majestätische Miene zu erringen suchte.

„Mein lieber Herr Cavalcanti," sprach Andrea, den Major beim Arme faßend, „wie viel gibt man Ihnen dafür, daß Sie mein Vater sind?"

Der Major wollte sprechen.

„Stille!" sagte Andrea, die Stimme dämpfend, „ich will Ihnen ein Beispiel des Vertrauens geben: man bezahlt mir fünfzigtausend Franken jährlich dafür, daß ich Ihr Sohn bin; Sie begreifen folglich, daß ich nie geneigt sein werde, zu leugnen, Sie seien mein Vater."

Der Major schaute unruhig umher.

„Oh! seien Sie unbesorgt, wir sind allein," versetzte Andrea; „überdies sprechen wir Italienisch."

„Nun wohl, mir gibt man ein für allemal fünfzigtausend Franken," sprach der Luckeser.

„Herr Cavalcanti, glauben Sie an Feenmährchen?"

„Nein, früher nicht, aber jetzt muß ich wohl daran glauben."

„Sie haben also Beweise erhalten?"

Der Major zog eine Handvoll Gold aus seiner Tasche.

„Handgreifliche, wie Sie sehen."

„Sie denken, ich könne den Versprechungen trauen, die man mir gemacht hat?"

„Ich glaube es."

„Und dieser brave Mann von einem Grafen werde sie halten?"

„Punkt für Punkt; doch Sie begreifen, um zu diesem Ziele zu gelangen, müssen wir unsere Rollen spielen."

„Wie denn? . . ."

„Ich als zärtlicher Vater."

„Und ich als ehrfurchtsvoller Sohn."

„Da Sie verlangen, daß Sie von mir abstammen."

„Wer sie?"

„Verdammt, ich weiß es nicht, diejenigen, welche uns schrieben; haben Sie nicht auch einen Brief bekommen?"

„Doch wohl."

„Von wem?"

„Von einem gewissen Abbé Bussoni."

„Den Sie nicht kennen?"

„Ich habe ihn nie gesehen. Was sagte Ihnen der Brief, welchen Sie erhielten?"

„Sie werden mich nicht verrathen?"

„Ich werde mich wohl hüten, unsere Interessen sind dieselben."

„So lesen Sie."

Und der Major gab dem jungen Mann einen Brief.

Andrea las mit leiser Stimme:

„„Sie sind arm, ein unglückliches Alter erwartet Sie. Wollen Sie, wenn nicht reich, doch wenigstens unabhängig werden?"

„„Reisen Sie auf der Stelle nach Paris und for-

dern Sie bei dem Herrn Grafen von Monte Christo, Avenue des Champs Elysées, Nro. 30, den Sohn zurück, den Sie von der Marchesa Corsinari gehabt haben, und der Ihnen in einem Alter von fünf Jahren gestohlen worden ist.

„„Dieser Sohn heißt Andrea Cavalcanti.

„„Damit Sie die Absicht des Unterzeichneten, Ihnen angenehm zu sein, nicht in Zweifel ziehen, finden Sie hiebei:

„„1) Eine Anweisung von zweitausend vierhundert toscanischen Lire, zahlbar bei Herrn Gozzi in Florenz.

„„2) Einen Brief zum Behuf der Einführung bei dem Herrn Grafen von Monte Christo, auf welchen ich Sie mit einer Summe von acht und vierzig tausend Franken accreditire.

„„Finden Sie sich am 26. Mai Abends um sieben Uhr bei dem Grafen ein.

Abbé Busoni.““

„So ist es.“

„Wie, so ist es? Was wollen Sie damit sagen?“ fragte der Major.

„Ich sage, daß ich einen ungefähr ähnlichen Brief erhalten habe.“

„Sie?“

„Ja, ich.“

„Von dem Abbé Busoni?“

„Nein.“

„Von wem denn?“

„Von einem Engländer, von einem gewissen Lord Wilmore, der den Namen Simbad der Seefahrer annimmt.“

„Und den Sie nicht mehr kennen, als ich den Abbé Busoni?“

„Doch; ich bin weiter vorgerückt als Sie.“

„Sie haben ihn gesehen?“

„Ja, ein Mal.“

„Wo dies?“

„Ah! das ist es gerade, was ich Ihnen nicht sagen kann, Sie wüßten so viel als ich, und das ist nicht nöthig."

„Dieser Brief sagte Ihnen?"

„Lesen Sie."

„„Sie sind arm und sehen nur einer elenden Zukunft entgegen; wollen Sie einen Namen haben, frei sein, reich sein?""

„Bei Gott!" sprach der junge Mann sich auf seinen Absätzen schaukelnd, als ob man eben eine solche Frage an ihn richtete.

„„Nehmen Sie die Postchaise, welche Sie bespannt finden, wenn Sie von Nizza durch das Genueser Thor weggehen. Reisen Sie durch Turin, Chambéry und Pont-de-Beauvoisin. Begeben Sie sich zu dem Grafen von Monte Christo, Avenue des Champs Elysées, am 26. Mai um sieben Uhr Abends und fordern Sie Ihren Vater von ihm.

„„Sie sind der Sohn des Marquis Bartolomeo Cavalcanti und der Marchesa Oliva Corsinari, wie dies die Ihnen von dem Marquis zu übergebenden Papiere bestätigen werden, welche Ihnen unter diesem Namen in der Pariser Welt zu erscheinen gestatten.

„„Was Ihren Rang betrifft, so wird Sie eine Rente von fünfzig tausend Livres in den Stand setzen, denselben zu behaupten.

„„Sie erhalten hiebei eine Anweisung von fünf tausend Livres auf Herrn Ferrea, Banquier in Nizza, und einen Einführungsbrief für den Grafen von Monte Christo, welcher von mir beauftragt ist, für die Befriedigung aller Ihrer Bedürfnisse zu sorgen.

Simbad, der Seefahrer.""

„Hm!" sprach der Major, „das ist sehr schön!"

„Nicht wahr?"

„Sie haben den Grafen gesehen?"

„Ich komme so eben von ihm her."

„Und er hat ratificirt?"

„Alles."

„Begreifen Sie etwas hievon?"

„Meiner Treue, nein."

„In dieser ganzen Geschichte ist Einer der Thor."

„Auf jeden Fall, weder Sie noch ich."

„Nein gewiß nicht."

„Wohl, aber wer sonst„"

„Daran ist wenig gelegen, nicht wahr?"

„Allerdings, das wollte ich eben sagen; führen wir die Sache zu Ende und spielen wir ein gemeinschaftliches Spiel."

„Gut; Sie werden mich würdig finden, Ihr Partner zu sein."

„Ich habe nicht einen Augenblick daran gezweifelt, mein lieber Vater."

„Sie erweisen mir viel Ehre, mein lieber Sohn."

Monte Christo wählte diesen Augenblick, um in den Salon zurückzukehren. Als sie das Geräusch seiner Tritte hörten, warfen sich die zwei Menschen einander in die Arme; der Graf fand dieselben sich eng umschließend.

„Nun, mein Herr Marquis, es scheint, Sie haben einen Sohn nach Ihrem Herzen wiedergefunden?"

„Ah! mein Herr Graf, die Freude erstickt mich beinahe."

„Und Sie, junger Mann?"

„Ah! mein Herr Graf, das Glück erstickt mich."

„Glücklicher Vater! glückliches Kind!" rief der Graf.

„Nur Eines betrübt mich," sagte der Major; „die Nothwendigkeit, in der ich mich befinde, Paris so schnell zu verlassen."

„Oh! lieber Herr Cavalcanti, Sie werden hoffentlich nicht eher abreisen, als bis ich Sie einigen Freunden vorgestellt habe," entgegnete Monte Christo.

„Ich stehe dem Herrn Grafen zu Befehl," sagte der Major.

„Nun beichten Sie, junger Mann."

„Wem?"

„Ihrem Herrn Vater, sagen Sie ihm ein paar Worte von dem Zustande Ihrer Finanzen."

„Ah! Teufel!" rief Andrea; „Sie berühren die empfindliche Seite."

„Hören Sie, Major?" sprach Monte Christo.

„Allerdings höre ich."

„Aber begreifen Sie?"

„Vollkommen."

„Das gute Kind sagt, es brauche Geld!"

„Was soll ich thun?"

„Bei Gott, Sie müssen ihm geben!"

„Ich?"

„Ja, Sie!"

Monte Christo trat zwischen diese zwei Menschen.

„Nehmen Sie," sagte er zu Andrea und drückte ihm ein Päckchen mit Bankbillets in die Hand.

„Was ist das?"

„Die Antwort Ihres Vaters."

„Meines Vaters?"

„Gaben Sie ihm nicht zu verstehen, Sie hätten Geld nöthig?"

„Ja. Nun?"

„Er beauftragt mich, Ihnen dies zuzustellen."

„Auf Abschlag von meiner Rente?"

„Nein, zur Deckung Ihrer Einrichtungskosten."

„Oh, theurer Vater!"

„Stille!" sprach Monte Christo, „Sie sehen, ich soll Ihnen nicht sagen, daß es von ihm kommt."

„Ich weiß diese Zartheit zu würdigen," versetzte Andrea und steckte die Bankbillets in seine Hosentasche.

„Es ist gut, gehen Sie nun!" sprach Monte Christo.

„Und wann werden wir die Ehre haben, den Herrn Grafen wiederzusehen?" fragte Cavalcanti.

„Ah! ja," wiederholte Andrea; „wann werden wir diese Ehre haben?"

„Sonnabend, wenn Sie wollen ... ja ... Sonnabend. Ich habe in meinem Hause in Autieul, Rue de la Fontaine, Nro. 28, mehrere Personen bei Tische, und unter anderen Herrn Danglars, Ihren Banquier; ich werde Sie demselben vorstellen, denn er muß Sie Beide kennen, um Ihnen Ihr Geld auszubezahlen."

„In großem Putz?" fragte mit halber Stimme der Major.

„In großem Putz: Uniform, Kreuze, kurze Hose."

„Und ich?" fragte Andrea.

„Oh! Sie, sehr einfach. Schwarze Beinkleider, gefirnißte Stiefeln, weiße Weste, schwarzer oder blauer Frack, lange Halsbinde; lassen Sie sich bei Blin oder bei Veronique kleiden. Baptistin wird Ihnen die Adresse dieser Herren geben, wenn Sie dieselbe nicht kennen. Je weniger Sie Anmaßung in Ihre Kleidung legen, desto besser wird bei Ihrem Reichthum die Wirkung sein. Kaufen Sie Pferde, so nehmen Sie dieselben bei Dedeveux; brauchen Sie einen Phaeton, so gehen Sie zu Baptiste."

„Um welche Stunde dürfen wir uns einfinden?"

„Gegen halb sieben Uhr."

„Es ist gut, man wird nicht ermangeln," sprach der Major nach seinem Hute greifend.

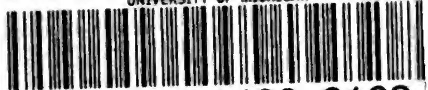
Die zwei Cavalcanti verbeugten sich und verließen das Zimmer.

Der Graf näherte sich dem Fenster und sah sie Arm in Arm durch den Hof schreiten.

„In der That," sagte er, „das sind zwei große Schufte! Welch ein Unglück, daß sie einander nicht wirklich als Vater und Sohn angehören!"

Dann nach einem Augenblick düsteren Nachdenkens:

„Wir wollen zu Morrel gehen; ich glaube, der Ekel greift mein Herz noch mehr an, als der Haß."


3 9015 01480 6163



